A 1,029,510

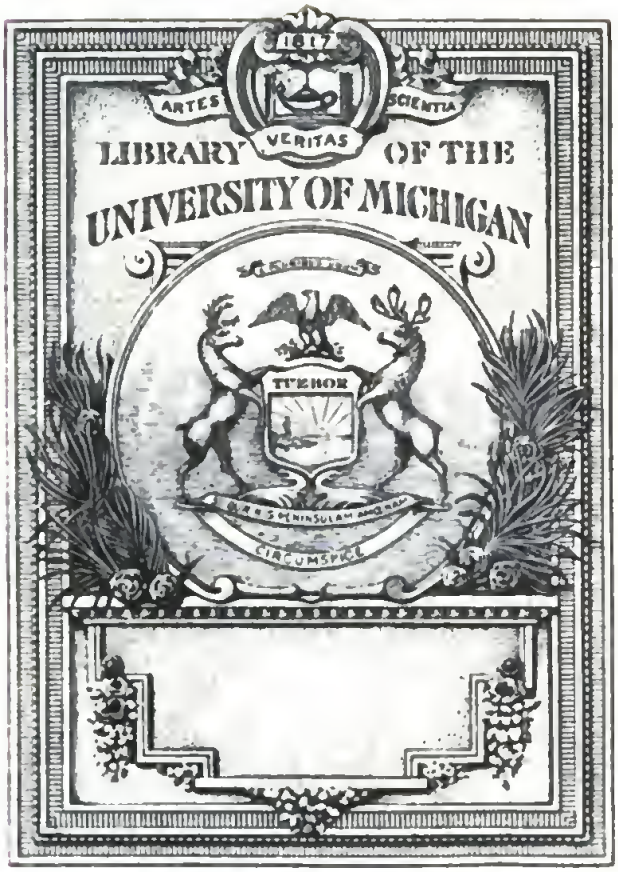
BECK

SVEN HEDIN

Tsangpo Lamas Wallfahrt

Die Pilger

B 052



Digitized by Google

839.78
H454t
-t
v.1

Digitized by Google

Tsangpo Lamas Wallfahrt

Die Pilger

SVEN HEDIN

Tsangpo Lamas Wallfahrt

Die Pilger

Fünfte Auflage

1922
F. A. BROCKHAUS
LEIPZIG

Copyright 1922 by F. A. Brockhaus, Leipzig.

Digitized by Google

6-25-41
39127 2v.

Inhalt.

Kapitel		Seite
1.	In der Hauptstadt	7
2.	Die Leute des Graslands	30
3.	Steppenbrand	46
4.	Das Kloster in Jehol	62
5.	Der Aufbruch der Pilger	73
6.	In der Wüste	93
7.	Im Sandsturm	107
8.	Von Wölfen angefallen	138
9.	Tsongkapa und der tote Taschi-Lama	171
10.	Der Blaue See	180
11.	Einsiedlerleben	190
12.	Der Tod eines Wahnsinnigen	215
13.	Namgjals Rettung	240
14.	Der Bericht Tsembes	250
15.	Tsangpo Lamas Abenteuer	275
16.	Des Priors letzte Fahrt	291
17.	Der Überfall der Tanguten	314

Digitized by Google

1
In der Hauptstadt

Noch brütete die Nacht über Peking. Die Stille wurde nur von den Wächtern unterbrochen, die, die Arme gekreuzt und die Hellebarden zu den Sternen emporgerichtet, auf der Mauerkrone auf und ab schritten. Das Bellen eines Hundes wurde von nah und fern erwidert, und von der Straße zum Nankou-Paß klang das taktfeste Klingeln der Glocken von Karawanentieren herüber; Kamele zogen dort aus der Mongolei, aus Turkestan und aus den Ländern im fernen Westen, bis zu denen vor einigen Jahren die Heerführer des Kaisers von China die Grenzen des unermeßlichen Reiches ausgedehnt hatten. Peking schlief. Das schwache Brausen, das von den Häusern aufstieg, kam von dem Rauschen des Nachtwindes in den Baumkronen.

Die Soldaten gähnten und richteten sehnsüchtige Blicke nach Osten. Graute nicht bald der Tag und schlug die Ablösungsstunde?

Endlich! Es dämmerte! Die Schatten wichen. Der Tag brach an. Das Brausen unten in der Stadt war nicht mehr das Rauschen des Winds; es kam von Menschen, die an ihre täglichen Geschäfte gingen. Immer schärfer traten die langen, geraden Linien der Stadtmauer, ihre Basteien und Türme hervor. Von der mittelsten Torfahrt klang ein knarrendes Geräusch herauf — die Tore wurden geöffnet. Die Karawanen hielten ihren Einzug in Peking.

Noch war die Sonne nicht sichtbar. Aber die eiförmige Spitze auf dem obersten runden Dach des Himmelstempels, die aussah wie der Knopf auf einem Mandarinenhut, erglomm plötzlich wie glühendes Gold. Feuern gleich entflammten eine nach der andern die Spitzen des Glocken- und des Trommelturms, der riesenhaften Turmbauten der Stadtmauer, der Pagoden und Tempel und die goldnen Dächer der kaiserlichen Residenz in der Verbotenen Stadt. Im Westen leuchtete das Gebirge gelbrot. Langsam sanken die Schatten an den Mauern hinab. Wie ein funkelnder Diamant hob die Sonne ihren Rand über den Horizont.

Peking und seine Umgebung schwimmen im Morgenlicht. Alles wird Farbe und Leben. Die eben noch in gleichmäßiges Grau getauchte Mauer tritt in warmen, rotgelben Tönen hervor. Eingebettet in dichtbelaubte Gärten und Parke zeigt sich ein Wirrwarr von gelben und braunen Dächern, von blutroten Tempeln, von geschnitzten Hausfassaden, von schlanken Straßentoren aus Holz mit

vorſpringenden, aufwärts gebogenen Dächern, von vornehmeren Häuſern mit Altanen und Galerien, von Läden und Magazinen mit langen, ſenkrecht herabhängenden roten Schildern, deren ſchwarze Buchſtaben die Kaufluſt der Menge reizen.

Das Brauſen ſchwillt an und verſchmilzt zu einem einzigen Ton. Zu beiden Seiten der Straßen werden Läden und Buden geöffnet. Die Auslagen der Marktſtände bedecken ſich mit Waren und werden mit maleriſchen Sonnenſchirmen überſpannt. Vor den Wirtshäuſern, aus deren Küchen der Dampf warm und duftend in die Höhe ſteigt, werden Tiſche aufgeſtellt. Die Töpfer ordnen ihre irdenen Gefäße, und vor den Läden der Gemüſehändler halten ſchon Karawanen von Maultieren und Eſeln, die von den Dörfern hereingekommen ſind.

Das Gedränge nimmt zu. Ein Strom von Menſchen bewegt ſich die Hauptſtraße auf und ab. Vor jedem Tiſch ſammeln ſich Leute an. Man handelt, man feilſcht und ſchreit. Mit ſelbſtbewußter Würde ſchreiten Mönche und Prieſter verſchiedener Glaubensbekenntniſſe durch die Menge. Vornehme Kaufleute eilen in ihre Geſchäftsräume. Hohe Mandarine und Beamte in Uniform ſchaukeln in Sänften vorüber. An einer Ecke ſteht ein Zauberer und führt einem Haufen Neugieriger ſeine Künſte vor. Aus einer andern Ecke erklingt die durchdringende Stimme eines Märchenerzählers, und dort reizt ein Marionettentheater ſein Publikum zu Gelächter. Neben

einem Bäckerladen, wo frische Pasteten auf einem Eisenblech rauchen, stutzt ein Barbier seine Kunden zurecht.

Hier kommt ein Hausierer; auf der Achsel balanciert er geschickt eine Bambusstange, an deren Ende seine Körbe hängen. Er bläst in ein Horn, um anzukündigen, was er zu verkaufen hat; andere preisen ihre Waren mit einer Klingel, einem Gong oder mit ein paar Kastagnetten an.

Auf dem Fahrdamm wirbeln ländliche, von Pferden, Maultieren oder Ochsen gezogene Karren den Staub auf; sie fahren Getreide in die Stadt. In kleinen, zweirädrigen Wagen, die ein gewölbtes Dach aus blauem Tuch überspannt, sitzen vornehme Herren und Damen. Muskelstarke Männer schieben einrädrige Wagen mit Wasser wie Schubkarren vor sich her und weichen geschickt Karawanen, Reitern und Trägern aus.

Um die Mittagszeit gewann das Bild ein neues Aussehen. Die Läden wurden geschlossen, aber das Volksgedränge nahm zu. Schaulustige sammelten sich auf Straßen und Hausdächern, und auf der breiten Stadtmauer wimmelte es von Leuten. Von Dienern mit aufgespannten Sonnenschirmen begleitet zogen Mandarine in Wagen und Sänften zur Stadt hinaus. Eine festliche Stimmung herrschte an diesem Tag — es war Ende August 1779 — in Peking. Kaiser Kienlungs Gast sollte durch das Südtor seinen Einzug halten!

Alle hatten seinen Namen mit Andacht und Ehrfurcht nennen hören. Aber wer war dieser Mann, der die Ge-

müter der Menſchen ſo in Wallung bringen und der durch ſein bloßes Erſcheinen größere Scharen herbeilocken konnte als ſelbſt der Kaiſer, wenn er von einer Heerfahrt oder einer Jagd zurückkehrte.

Von den Tibetern wurde er Pantſchen Rinpotſche oder Taſchi-Lama genannt, von den Mongolen Pantſchen Erdeni. Er war eine Wiedergeburt des um die Mitte des 14. Jahrhunderts in der Nähe des heutigen Kloſters Kumbum geborenen Reformators Tſongkapa, der ſeinerſeits die Wiedergeburt des Schutzgotts Amitabha geweſen war. Von früheſter Kindheit an war der jetzt zweiundvierzigjährige Taſchi-Lama Großlama im Kloſter Taſchi-lunpo in Südtibet geweſen.

Vor mehreren Jahren hatte der Kaiſer ihn dringend eingeladen, an ſeinen Hof zu kommen. Der Taſchi-Lama hatte aber beſtändig neue Ausflüchte geſucht, er hatte die Minderjährigkeit des Dalai-Lama vorgeſchützt und die Verantwortung für das religiöſe Leben an den heiligen Stätten, die er nicht ohne weiteres ſo lange verlaſſen könne. Doch der Kaiſer wurde nicht müde, ihn einzuladen. Nichts ſollte verſäumt werden, ihm die Reiſe ſo bequem wie möglich zu machen. Sogar neue Gaſthöfe ſollten an den Straßen erbaut werden!

Schließlich gab der Großlama nach. Mit einem Gefolge von fünfzehnhundert Soldaten, unzähligen Mönchen und Dienern brach er im Sommer 1778 auf. Seine Reiſe ging nach dem Kloſter Kumbum, in dem er überwinterte.

Aus Nomadenlagern strömten auf unbekannten Pfaden hungernde und dürstende Seelen herbei, um mit den Stirnen seinen Fuß zu berühren. Er wurde mit Geschenken überhäuft, mit Kamelen, Pferden, Maultieren und klingendem Silber.

Im Frühjahr 1779 ging der gewaltige Zug weiter durch Amdo und Nordchina, und im Juli hielt der Großlama seinen feierlichen Einzug in Jehol, der Sommerresidenz der Mandschu-Dynastie.

Eine 17 Li, also 7½ Kilometer, lange und drei Mannslängen hohe Mauer schützte das abgeschlossene Gebiet. Der große Kaiser Kanghi, der von 1662 bis 1722 herrschte, war der eigentliche Schöpfer. Sein Enkel Kienlung hatte Tempel und Palast vollendet und Kanäle, Brücken und Parke verbessert. Kostbare Vasen- und Gemäldesammlungen schmückten die verschiedenen Gemächer. In Teichen und Seen tummelten sich in kristallklarem Wasser Goldfische über einem Grunde, dessen Kies aus Achat und Jaspis bestand. Rehe und Antilopen weideten in Ruhe und Frieden unter Lärchen und Fichten. Dichte Eichen-, Ulmen- und Weidenhaine spendeten dem Sohn des Himmels erquickenden Schatten, wenn er von den Sorgen um das größte und stolzeste Reich der Welt ausruhen wollte.

Durch den Hauptpark im Süden zog die Prozession des Taschi-Lama bis vor den Empfangspavillon. Der Kaiser ging seinem Gast entgegen und geleitete ihn zum

Thron hinauf, wo er zur Linken des Großlamas Platz nahm. Kostbare Geschenke wurden ausgetauscht, und ein Gastmahl wurde veranstaltet, wie es sich für den Beherrscher Chinas und für den Heiligen von Tibet gebührte.

In Jehol konnte sich der Großlama ganz zu Hause fühlen. Der „Tempel des felsenfesten Glückes und des hohen Alters", den man zur Erinnerung an den siebzigsten Geburtstag des Kaisers und an den Besuch des Taschi-Lama eben vollendet hatte, war nach dem Muster von Taschi-lunpo erbaut.

Wie ein in Grün eingebetteter Blumenkranz schloß sich außerdem längs des West- und Nordrandes von Jehol ein Tempel an den andern, und von den Uferhöhen herab spiegelten einige von ihnen ihre Fassaden im Wasser des Johoflusses. In bunten Farben leuchteten ihre glasierten Dächer zwischen trauernden Zypressen und heiligen Hainen. Einige suchten in Schönheit und Pracht ihresgleichen in China. Nomaden aus dem Grasland im Norden und Westen, die zum erstenmal ihre Streifzüge bis nach Jehol ausgedehnt hatten, erstaunten, als sie all diese Pracht und Herrlichkeit erblickten, und sie glaubten sich nach den seligen Wohnungen versetzt, wo Buddha in ewiger Ruhe träumt. So band der Kaiser die Treue der Mongolen an sein Zepter.

Prinzen und Priester führten den hohen Prälaten von einem buddhistischen Heiligtum zum andern. Im Süden, am linken Flußufer, konnten seine Augen sich an

dem Tempel der „allgemeinen Menschenliebe“ ergötzen, einem Geschenk mongolischer Fürsten zur Erinnerung an die sechzig Jahre des unsterblichen Kanghi. Auf einer Tafel im Grundstein des Tempels hatte der Sohn des Himmels selbst die Worte einmeißeln lassen:

Wahrlich, wunderbar in seiner Schöne
Träumt des Johoflusses Strand.
Hohe Geister segnen dich, der
Mauer und der Grenze Heimatland.

Auf einer Anhöhe am Flußufer hatte Kienlung vor dreizehn Jahren den „Tempel der alles durchdringenden Freude“ errichtet, der die Erinnerung an die Unterwerfung der Dsungaren verherrlichte. Hier standen auf den Tafeln der Eingangspforte kurze, kräftige Kernsprüche in den Sprachen der Mandschu, der Chinesen, Mongolen und Tibeter, und die vornehmste Tempelhalle schmückte das Bild des Buddha.

Das Staunen des Großlamas erreichte den Höhepunkt, als er das Kloster betrat, das den Namen Potala führte und ein getreues Abbild der Residenz des Dalai-Lama in Lhasa bot.

Auf seiner Terrasse erhob es sich elf Stockwerke hoch, und ganz oben thronten fünf Pagoden. Achthundert Mönche hatten ihre Freistatt in diesem Gotteshaus, das auch der Erinnerung an kaiserliche Jahrestage und siegreiche Feldzüge geweiht war.

Nach einem Monat nahm der Kaiser von seinem Gast

Abschied und begab sich zu den Gräbern seiner Vorfahren in Mukden. Gleichzeitig brach der Taschi-Lama auf, um die letzten Tagereisen seiner langen Fahrt zu vollenden. Mit jedem Tag rückte der stolze Einzug in Peking näher, dessen Bewohner mit Ungeduld des Tages harrten, da sie einen Schimmer erhaschen durften vom Angesicht des Heiligen, das strahlend leuchtete wie die Götter der alten Sagen.

Von Jehol bis Peking standen unübersehbare Menschenmassen an der Landstraße. Je näher die Prozession der Hauptstadt kam, um so dichter drängte sich das Volk. Ja sogar die überwölbte Einfahrt des südlichen Stadttors, durch das der Zug in Peking einziehen sollte, wimmelte von Zuschauern.

Mit der Geschmeidigkeit eines Kätzchens war Dortsche, ein fünfzehnjähriger Mongolenknabe, auf Vorsprüngen und Unebenheiten in den Steinfugen bis zu einer nischenförmigen Einbuchtung in der Gewölbemauer emporgeklettert. Niemand beachtete ihn, niemand machte ihm seinen Platz streitig. Über die Lanzen und Standarten der Wachtsoldaten hinweg hatte er die schönste Aussicht nach beiden Seiten, und neugierig betrachtete er den wogenden Menschenstrom.

Das Brausen von tausend Stimmen drang zu ihm hinauf, ernst, flüsternd, gedämpft, nicht laut wie im geschäftigen Alltag. Wie oft hatte nicht schon Dortsche als Kind seinen Vater und seine Stammverwandten vor

der Großen Mauer von Pantschen Erdeni, dem „Lehrer", reden hören und sein Bronzebild in den mongolischen Tempelhallen gesehen! Und nun nahte der Augenblick, da er ihn in der Entfernung von wenigen Armlängen von Angesicht zu Angesicht schauen sollte!

Dortsche entstammte einem vornehmen Fürstengeschlecht vom Stamm der Tschacharen, der in gerader Linie seine Ahnen vom Welteroberer Dschingis Chan herleitete. Er hatte deshalb eine strengere, ritterlichere Erziehung genossen, als sonst bei den Nomaden üblich war, und er war seinen Altersgenossen aus andern edeln mongolischen Geschlechtern im Denken und Wissen weit voraus. Der Zauber der Steppe hatte seine Seele erfüllt und seinen Sinn für das Übernatürliche empfänglich gemacht. Vor der Lehre Buddhas in der Form, wie sie Ostasien und Tibet beherrschte, hegte er tiefste Ehrfurcht, und oft hatte er die Winterabende im Zelt der Rede frommer Lamas und Schriftgelehrter über die Inkarnationen oder Wiedergeburten und die Seelenwanderungen gelauscht. Sein Vater Erke Norbo Chan hatte ihm auch den Wunsch erfüllt, ihn nach Peking begleiten und dem Einzug des Großlamas beiwohnen zu dürfen.

Am Morgen des Festtags hatte er sich von den Seinigen getrennt, um seine eignen Wege zu gehen. Und sicherlich hatte niemand einen besseren Platz als er. Da hockte er in seiner Nische und sah auf das Volk herab. Er glaubte am Ufer eines Stroms zu sitzen, dessen Wellen

aus lauter Menschenköpfen bestanden. So war der lebendige Strom durch dieses Tor geflutet und — wenn auch in weniger reißenden Wogen — durch jedes andere von Pekings dreizehn Toren, wie einst an jenem denkwürdigen Tag vor gerade fünfhundert Jahren, als der Kaiser Tiping, der letzte Sproß der chinesischen Sungdynastie, ein Achtzigjähriger, sich von dem letzten Fußbreit seines Reichs, einer kleinen Insel an der Südküste Chinas, ins Meer stürzte und alles der Gewalt der siegreichen Mongolen überließ.

Unaufhörlich wogte der Menschenstrom durch das Tor. Da waren Chinesen und Mandschu, Mongolen und Turkestaner, und Vertreter aller der Völker, die dem Reich der Mitte untertan waren.

Weshalb hatten sie alle wohl solche Eile?, fragte sich Dortsche verwundert. Sicherlich, weil sie unglücklich waren und Trost brauchten. Wie viele von diesen Tausenden mochten frei sein von Kummer, und gab es auch nur einen einzigen, der nicht um einen Toten trauerte, den er geliebt?

Plötzlich schreckte Dortsche aus seinen Träumen auf. Von der äußeren Toröffnung her erklangen durchdringende Rufe. Lange Ruten in den Händen, kam ein Trupp Soldaten langsam anmarschiert und rief: „Platz! Platz!" Eine freie Bahn sollte in der Mitte des Durchgangs offen gehalten werden.

Das Gedränge war entsetzlich. Dortsche fürchtete, sie könnten einander niedertrampeln und ersticken. Unbarm-

herzig jagten die Soldaten Massen von Menschen aus der Torfahrt hinaus, in die Stadt hinein. Die stehenbleiben konnten, wurden gegen die Mauern gedrängt, und Trabanten mit Hellebarden und Standarten nahmen vor ihnen Stellung, um zu verhindern, daß sie wieder die offene Bahn verstopften.

Offenbar nahte die Prozession heran. Die Spannung erreichte den Höhepunkt. Zu Pferd oder in Sänften kamen Prinzen von Geblüt und Mandarine hoher Rangklassen, alle in kostbaren Kleidern aus blauer und kirschroter Seide, von Reitern und Soldaten begleitet.

Während sie noch vorüberzogen, hörte man schon die Töne der tibetischen Klostermusik. Von dem Augenblick an, als die Musikanten in das Gewölbe einzogen, verstärkten sich die Töne durch den Widerhall, den sie weckten. Zuvorderst gingen barhäuptige Lamas in roten Gewändern; sie stießen in messingbeschlagene, zwei Mannslängen messende kupferne Posaunen, deren Mündungen auf den Schultern junger Novizen ruhten. Dumpfe, tiefe Töne entquollen den Instrumenten.

Es folgten Mönche, die mit aller Kraft Becken aneinanderschlugen. Dann kamen wieder Lamas mit schmetternden Schneckenhörnern, kreischenden Klarinetten und feierlich brummenden Trommeln, die auf hohen, geschnitzten und bemalten Stangen getragen und mit langen, schwanenhalsförmig gebogenen Trommelstöcken bearbeitet wurden, an deren Spitze ein Lederball angebracht war.

Überwältigt von den mächtigen Tönen der Musik, richtete das Volk in atemloser Spannung seine Blicke nach dem äußeren Eingang des Tors. Ein ganzes Heer zu Fuß gehender Lamas füllte den Durchgang. Zuerst kamen Novizen und dann Mönche von immer höheren Graden in der Rangskala der Lama-Hierarchie bis hinauf zu den ehrwürdigen Prälaten mit vornehmen, ruhigen Gesichtszügen. Nur diese trugen hohe gelbe helmähnliche Kopfbedeckungen. Alle übrigen waren barhäuptig, kurzgeschoren und bartlos.

Jetzt wurde in der Dämmerung der Torfahrt ein Tragsessel sichtbar, den etwa fünfzig Männer an langen Stangen auf den Schultern trugen. Er sah aus wie ein prächtig geschmückter Altar mit Einlagen von Gold und Edelsteinen.

Auf seiner Höhe thronte der Großlama. Ein gelbseidener Mantel bedeckte seine Schultern; auf dem Kopf trug er eine hohe Mitra. Die Hände hatte er auf die Knie gestützt, den Kopf etwas vornübergebeugt, und ein ständig gleiches, kaum bemerkbares Lächeln umspielte seine Lippen. Den Blick hielt er so unverwandt abwärts gerichtet, daß er zu schlummern schien. Er dachte nach. Hörte er die Musik? Sah er die Pracht und das Gedränge? Bemerkte er, wie sich das Volk zu Boden warf und ihn wie einen Gott anbetete? Nein! Er schien keine Ahnung davon zu haben, daß unübersehbare Saatfelder von Menschen, die sich draußen im Freien und hier im

Durchgang um ihn geschart hatten, beim bloßen Anblick seines Gesichts wie reife Ähren vor der Sichel hinsanken.

Die barfüßigen Träger waren so gut eingeübt, daß die Bahre mit dem Thron nicht im geringsten schwankte. Sie bewegte sich die ganze Zeit auf der gleichen Ebene vorwärts — wie auf einem ruhig dahingleitenden Fluß. Die Töne der Musik waren nur noch schwach zu vernehmen; sie hatte bereits das Gewölbe verlassen, der Widerhall hatte aufgehört, der Klang erstarb.

An Dortsches Blicken zog Pantschen Erdeni wie eine Offenbarung vorüber. Wohl leuchteten das Gold und die Seide und all der gelbe Glanz, der den Thron umgab, aber vom Träumer selbst schien ein Schein auszugehen, der alles überstrahlte. Wie erleuchtet schien das Torgewölbe, das noch eben im Halbdunkel lag, und es war, als schwebe der Heilige in einem Lichtkreis vorüber, der von ihm selbst ausging.

War es Einbildung, oder warfen die Lanzen und Hellebarden der Soldaten Schatten auf die Mauer? Dortsche war's, als müßte sein Herz aufhören zu schlagen. Hätte der Großlama jetzt den Blick auf ihn gerichtet, er wäre gestorben. Als das Gesicht vorübergezogen war, schien sich die Dämmerung wieder in den Durchgang herabzusenken. Neue Scharen von Lamas, Mandarinen und Soldaten beschlossen den Zug.

Jetzt glitt Dortsche herab und schlängelte sich durch das Gedränge nach der Treppe, die auf die Höhe der

Mauer hinaufführte. Auf der Weſtſeite des gewaltigen Turmhauſes über dem Tor ſtellte er ſich in die Öffnung zwiſchen zwei Zinnen der inneren Bruſtwehr. Er kam noch zur rechten Zeit, um die ganze Prozeſſion zu überſchauen und von der Höhe aus die Muſik im Zuſammenklang zu hören. Poſaunen und Becken blinkten in der Sonne, und die ganze bunte Pracht wogte zwiſchen den Häuſerreihen. Der Großlama ſelbſt war unter einem Sonnenſchirm verborgen, der auf Bambusrohren über ſeinem Scheitel ſchwebte.

Überall fiel das Volk aufs Angeſicht: ein Gott, nicht ein Menſchenſohn zog in Peking ein. Aber die Entfernung wuchs, die Prozeſſion verſchwand in der Ferne, und die Töne waren nicht mehr zu hören.

Um noch länger ſchauen zu können, ſchwang ſich Dortſche auf einen der gewaltigen Steinwürfel der Zinnen hinauf, deren lange Reihe aus weiter Ferne ausſah wie eine geklöppelte Spitze. Auf der quadratiſchen Fläche reckte er ſich, ſo groß er war, und ſpähte, die Hand vor den Augen, nach Norden. Er war faſt allein dort oben auf der Mauer, nachdem die Leute zu ihren ſpäten Geſchäften in die Stadt geeilt waren. Einige wenige nur ließen ſich Zeit, und die Wachtpoſten gingen wie gewöhnlich auf und ab.

Dortſche ſtand hochgereckt und unbeweglich auf ſeiner Zinne. Er ſteckte die Daumen in den breiten, ſilberbeſchlagenen Ledergürtel, der ſeinen Leib umſpannte. Er

trug einen Mantel aus dunkelblauem Tuch mit Zobelpelzkragen, auf dem Kopf eine schwarze Pelzmütze mit roter Tuchspitze. Die Stiefel waren kunstvoll aus gelbem und schwarzem Leder zusammengenäht. Vom Gürtel hing an silbernen Ketten ein Dolch herab in einer Scheide aus getriebenem Silber. Pulverhorn, Feuerstahl und kleine ornamentierte Platten, die wie Schilde aussahen, waren aus demselben Metall. Scharf von der untergehenden Sonne beschienen, erweckte er sogar die Bewunderung der Soldaten, wie er dort stand und über Peking hinblickte, als wäre es sein eigen, als beherrsche er, der Abkömmling des Dschingis Chan, noch immer ganz Asien.

Die Sonne streifte bereits den Kamm des westlichen Gebirges. Auf seinem schwarzen Schattenriß riefen ihre Strahlen ein wunderbares Farbenspiel von roten, gelben und violetten Tönen hervor, die in der Atmosphäre von feinstem Staub, den die Winde aus Steppen und Wüsten mitgebracht hatten, gedämpft wurden. Die Schatten breiteten sich wieder über dem Lande aus und stiegen die Mauer hinauf. Die warme Beleuchtung schwand allmählich. Einen Augenblick lang brannten die Drachen auf dem kaiserlichen Palast und der Knopf auf dem Himmelstempel, um im nächsten Augenblick zu erlöschen. Die eben noch so farbenfrohe Tracht des Mongolenjünglings wurde wie alles andere dunkel und tonlos auf dem Hintergrund der neuen Nacht, die aus dem Meer heraufstieg.

Nicht lange, und Pforten und Riegel wurden mit

lautem Gepolter vor Pekings Tore geschoben. Aber immer noch mußten die Wächter die Menschen hereinlassen, die dem kaiserlichen Gast weit hinaus entgegengewandert waren.

Wenn diese Mauern reden könnten! Wenn das schlummernde Echo im Torweg dort unten von neuem von dem Jubel singen könnte, der den Triumphzug siegreicher Feldherren umbrauste, wenn es die Klagelieder wiedergeben könnte, die bei den Prozessionen nach den Gräbern der Mingkaiser erklangen! Zahllose Menschenschicksale! Dortsche gedachte des Schandu-gol, dessen Fluten niemals müde wurden, durch seine Heimat zu rinnen. Jeden Augenblick floß neues Wasser aus den Quellen und setzte rastlos seinen Lauf nach dem Meere fort. Aber der Strom selber blieb immer derselbe. Das Wasser war vergänglich, der Strom aber ewig.

Am Morgen hatte er einen Hochzeitszug gesehen. Inmitten der festlich gekleideten Schar war die ganze Mitgift auf Bahren mitgeführt worden. Aus der entgegengesetzten Richtung war ein Leichenzug gekommen. An seiner Spitze hatten Männer mit schwarzen Röcken und Hüten auf Stangen seltsame Sinnbilder getragen und auf Gongs geschlagen, um den Teufel zu vertreiben. Die Seele des Toten war in ein kleines, auf einer Bahre stehendes Tabernakel eingeschlossen, während die Leiche auf einem Katafalk lag, den die Diener des Toten auf den Schultern trugen. Die einen wurden geboren, die andern wurden

getraut, und wieder andere wurden zu Grabe getragen. Der Menſchenſtrom aber blieb unveränderlich derſelbe. Sein Ziel war das Nirwana der Ruhe, wohin der Taſchi-Lama den Weg wußte. War nicht im Bewußtſein davon das Volk zu ſeinem wandernden Thron herbeigeſtrömt?

In der zunehmenden Dämmerung blieb Dortſche eine Weile ſitzen und ſah, wie Lampen und Lichter in der Stadt angezündet wurden.

Er hörte Schritte hinter ſich und ſah zwei hohe Geſtalten. In ein lebhaftes Geſpräch verwickelt, näherten ſie ſich mit würdevollen langſamen Schritten dem Teil der Bruſtwehr, wo er ſaß. Beide trugen chineſiſche Tracht. Der eine war offenbar ein gelehrter Chineſe, aber die Adlernaſe, das ſchmale Geſicht und der weiße Bart des andern verrieten einen Jeſuitenpater. Sie ſprachen von dem großen Ereignis des Tags.

„Weshalb", fragte der erſte, „lädt der Kaiſer einen Großlama nach Peking ein? Um die Treue der Mongolen zu feſtigen oder um die Anhänglichkeit der Tibeter zu gewinnen?"

„Mag ſein", antwortete der Jeſuit. „Ich für meinen Teil vermute jedoch, daß dem Kaiſer vor dem vertraulichen Verhältnis bangt, das ſich zwiſchen dem Taſchi-Lama und den Chriſten in Indien anbahnte. Wenn dieſe ſich der unerhörten Macht bedienen, die der Lama über die Seelen der Menſchen hat, werden ſie ſelbſt mit der Zeit eine Gefahr für das Kaiſerreich."

„Und nun will er dem Lama den Puls fühlen?“

„Mehr noch! Der Lama ſoll nie wieder in die Lage kommen, ſeine Macht auszuüben. Lebend kommt er nicht in ſein Land zurück!“

„Soll er als Gefangener hierbehalten werden?“

„Nein, er ſoll ſterben. Haben Sie ihn nicht geſehen? Sah er nicht aus, als hätte er bereits die Schwelle zur Ewigkeit überſchritten?“

„Weshalb aber dann all dieſer Pomp und Staat, der gerade ſoviel gekoſtet hat wie ein Feldzug.“

„Um die wirkliche Abſicht zu verbergen.“

„Glauben Sie, daß er ſelbſt eine Gefahr ahnt?“

„Ja, ein Lama hat mir erzählt, er habe beim Aufbruch aus ſeinem Kloſter erklärt, er werde niemals zurückkehren.“

Dortſche hörte ſcharf zu. Er verſtand genug Chineſiſch, um zu begreifen, daß das Leben des Taſchi-Lama in Gefahr ſchwebte. Er beſchloß, ihn zu warnen.

In der Dunkelheit eilte er von der Mauer herab und begab ſich in den Gaſthof, in dem ſeine Stammverwandten abgeſtiegen waren.

Lange vorher war dem Taſchi-Lama in Hwangſi, dem „Gelben Tempel“, dem vornehmſten Lamakloſter bei Peking, eine Freiſtatt bereitet. Dort ſollte er als Kienlungs Gaſt wohnen. Dort ſollte er auch ſterben.

An den folgenden Tagen drängten sich die Gläubigen um den Thron des Heiligen, und nachdem der Kaiser aus Mukden zurückgekehrt war, begann eine Reihe von Festen, Andachtsübungen und religiösen Feiern. Eines Tages segnete der Taschi-Lama in einer der geheimsten Hallen des Palasts auch die kaiserlichen Damen. Er saß hinter einem Vorhang von durchsichtiger gelber Seide und teilte seine Gnadengaben mit niedergeschlagenen Augen aus, um nicht durch den Anblick der Schönheit der Sünderinnen befleckt zu werden.

Unter den Pilgern befanden sich auch die Häuptlinge vom Roten Banner der Tsacharmongolen mit dem Dsassak Erke Norvo Chan an der Spitze. Als dessen Sohn Dortsche gesegnet werden sollte, richtete sich dieser hoch auf und flüsterte:

„Rinpotsche, dein Leben ist in Gefahr; gewähre mir die Gunst, dir ein Wort zu sagen."

Lachend gab Taschi-Lama einem Mönche ein Zeichen, und dieser führte Dortsche in ein anstoßendes Gemach. Nach Schluß der Zeremonie trat ein alter Lama in das Zimmer und fragte den Jüngling, was er wünsche. Er antwortete, er könne das nur dem Großlama selber sagen. Nachdem der Taschi-Lama hereingekommen war, erzählte Dortsche, was er in der Dämmerung auf der Stadtmauer gehört hatte.

„Ich beschwöre dich, Rinpotsche, reise heim nach Tibet ohne Pomp und Prunk!"

Der Heilige antwortete freundlich:

„Meinem Schickſal kann ich nicht entgehen. Es iſt mir vorausbeſtimmt ſeit Anbeginn der Zeiten. Geſegnet ſei dein Leben!“

Damit legte er dem Jüngling die Hand auf das Haupt und ſchenkte ihm ein vergoldetes Bronzebild des Gottes des langen Lebens.

Einige Tage darauf drang zu Dortſche das Gerücht, der Großlama ſei erkrankt. Feſte und Wallfahrten hörten auf. Almoſen und Geldgeſchenke wurden freigebig unter das Volk verteilt, und bei brauſender Muſik hielten die Mönche im Gelben Tempel Gottesdienſt, um die böſen Geiſter zu vertreiben, die den Leib des Kranken quälten. Eine ſteigende Unruhe war in den Gemächern von Hoangſi zu ſpüren.

Der Heilige lag in Fieberträumen und verſtand nicht die endloſen Gebete, die neben ihm gemurmelt wurden. Er erkannte den greiſen Kaiſer nicht mehr, der kummergebeugt an ſein Lager trat. Seine Seele löſte alle irdiſchen Bande, um wie ein Schmetterling ſeine Puppe zu verlaſſen. Und eines Tages — es war am zweiten des elften chineſiſchen Monats im fünfundvierzigſten Regierungsjahr des Kaiſers (Anfang Dezember 1780) — erhob ſein Geiſt die Schwingen und flog in die geheimnisvollen Gefilde der Seelenwanderung.

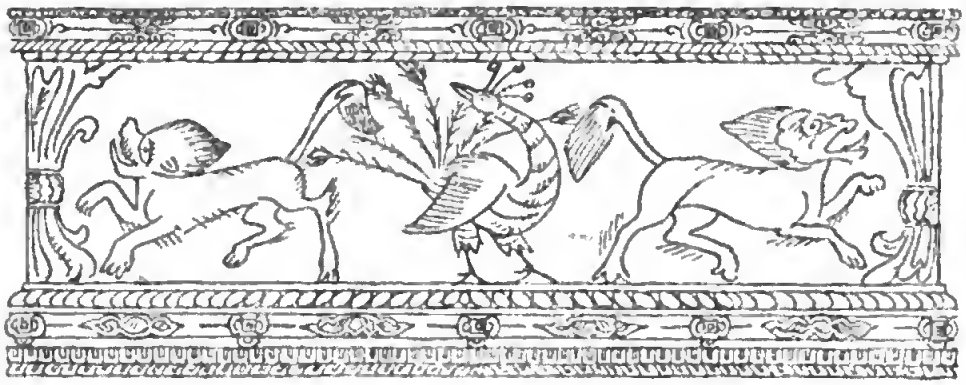
Die Nachricht vom Tode des Geſegneten traf Peking wie ein Blitz. Wo ſie gingen und ſtanden, ſprachen

entsetzte Menschen davon, und viele fanden einen Trost darin, daß sie doch seinen Segen erhalten hatten, ehe es zu spät gewesen war. Kummerbeschwert kam der Kaiser in die Gelbe Kapelle, wo die Leiche des Taschi-Lama saß; denn sitzend wie der meditierende Buddha müssen alle buddhistischen Mönche sterben. In dieser Stellung wurde der Entschlummerte einbalsamiert und in einen hohen goldenen Sarkophag gebettet. Vor diesem wurde drei Monate lang Totengottesdienst gehalten, und schließlich wurde er auf Menschenschultern den langen Weg durch die Wüsten und die Gebirgsgegenden nach dem Kloster in Taschi-lunpo in Tibet getragen.

Ebenso still und ehrfürchtig wie beim Einzug des Großlamas wohnte das Volk von Peking seinem Aufbruch bei. Erke Norvo Chan und sein Sohn folgten dem Zuge bis Kalgan und zu der Großen Mauer; es war der Weg, der sie auch nach den Weideplätzen ihrer Herden führte. Zwischen roten und gelben Mönchsgewändern hob sich der goldene Sarkophag schimmernd vom Hintergrund der grauen Felsen ab. Fromme Pilger nahmen an dem Zuge teil, und Scharen bewaffneter Reiter zogen mit. Die Leichenkarawane nahm sich aus wie ein Kriegsheer auf dem Marsche. Verwundert und entsetzt sahen die Bewohner der Städte und Dörfer und die Nomaden in der Steppe das glänzende Gefolge vorüberziehen. Die Mönche ließen beim Gehen die Kugeln des Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Eintönig und feierlich hallten die Totengebete

zum Getrappel der Pferdehufe und dem Gebrüll widerſpenſtiger Kamele. Die kleinen goldnen Glöckchen an den Ecken des Sarkophags klingelten mit größerer Unruhe als ſonſt, wenn neue Träger während des Marſches die müden Kameraden ablöſten.

Dann kam der Tag, an dem der junge Dortſche und ſeine Verwandten ſich von der Leichenkarawane trennen mußten. Deren Weg bog hinter Kalgan nach Weſten ab, während die Pferde des Tſacharenfürſten ihre Stirnen nordoſtwärts den Weideplätzen der Heimat zuwandten.



2
Die Leute des Graslands

Verklungen war der laute Jubel, verklungen waren die Musik und die Trauergesänge und der brausende Lärm der Hauptstadt, und Dortsche kehrte nach den Steppen seiner Kindheit zurück, wo Kummer und Sorge nicht gediehen, wo ein ferner Horizont beständig zu Abenteuern lockte.

Die Tsacharmongolen wohnten in Zeltlagern zerstreut in der Steppe. Sie hatten Pferde, Kamele und unübersehbare Herden von Schafen, Ziegen und Hornvieh. Im Westen waren ihre nächsten Nachbarn die Tumedstämme. Im Osten reichten ihre Weideplätze bis zum Flusse Schandu-gol, im Süden bis zur Großen Mauer, deren gewaltige Steinmassen sich, so weit das Auge reichte, auf Kämmen und Höhenzügen erhoben. Nach Norden breitete sich das endlose Grasland, hier und da unterbrochen von jedes Pflanzenwuchses baren Wüstenstrecken; nach den sibirischen Wäldern zu hatten die Chalchamongolen ihre Weideplätze. Wegen ihrer Herkunft von Dschingis Chan

und Kublai Chan waren die Tſacharenfürſten ſtolz und ſelbſtbewußt. Mehr als einmal hatten ſie China Widerſtand geleiſtet; aber ſchon ehe die Mandſchu im 17. Jahrhundert das Reich erobert hatten, waren die meiſten von ihnen getreue Vaſallen der neuen Dynaſtie.

Seine erſten Schritte hatte Dortſche um das ſchwarze, runde Zelt ſeiner Mutter herum getan, hinter deſſen äußerſten Pflöcken die große unbekannte Welt ſich ins Weite dehnte. Mit den Jahren erweiterte ſich ſein Geſichtskreis. Im Alter von drei Jahren hatte er ein kleines langhaariges Mongolenpferd zügeln gelernt, und von ſeinem Sattel aus hatte er immer weiter hinausgeſchaut über die flachen Geländewellen.

Frühzeitig hatte er erkannt, daß die Tſacharen nicht die einzigen waren, die mit ihren Herden die Grasflächen durchſtreiften. Bald merkte er ſich die Namen der Stämme in immer größerem Umkreis. Oft kamen Häuptlinge und Reiterſcharen zur Jurte ſeines Vaters, an deren Eingang zwei bewimpelte Lanzen in den Boden gerammt waren. Er wuchs heran bei Pferdegetrappel, Reiterſpielen und Gaſtmählern und beſtaunte die Pracht, die bei Hochzeitsfeſten entfaltet wurde. Nie konnte er genug hören von den Beſchwörungskünſten und der Zauberei der Schamanen und ihrer Gabe, aus dem Vogelflug und den Schulterblättern der Schafe kommende Dinge zu deuten. Entzückt lauſchte er den Erzählungen von den Geiſtern ſeiner Vorfahren, die als unſichtbare Schatten freundlicher

Hausgötter das Lager umschwebten; ihre an der Zeltwand aufgestellten Bilder aus Filz und Tuch nahmen die Opfergaben der Nachkommen entgegen.

Keiner lauschte mit größerer Spannung den Märchenerzählern in ihren dramatischen Schilderungen aus vergangenen Zeiten. Wie ein Märchen klang der Bericht von den Tagen des Glanzes, da der gewaltige Temudschin aus dem Geschlecht der wilden Tataren an den Ufern des Onon die kriegerischen Stämme der Mongolen und der Oirad unter der neunzüngigen Fahne sammelte und alle Völker zwischen dem Gelben und dem Schwarzen Meer von den frostigen Nebeln des Eismeers bis zu den lauen Wogen, die Indiens Küsten umrauschten, seiner Herrschaft unterwarf. Wie ein Orkan klang in Dortsches Ohren das Brausen der unübersehbaren Reiterscharen und der Lärm ihrer Bogen, Pfeile und Lanzen und ihrer Schilde aus gehärteter Ochsenhaut.

„Hört!", rief der Erzähler. „Als eines Tags der Großchan, siebzigjährig und müde, durch Ordos ritt, kam Botschaft von der Geisterwelt, daß das Maß seines Lebens erfüllt sei. Sein Leib wurde in einen silbernen Sarg gebettet, der unter ein Zelt aus gelber Seide gestellt wurde. Wo man auch gesucht hat, niemand hat seine Überreste wiederfinden können. Das Inschangebirge, der Thron des Dschingis Chan, birgt in seinen Grotten die Haufen von Gold und die Schätze, die der Eroberer auf seinen Feldzügen gesammelt hat. Gelänge es jemand, sie

zu entdecken, ein Blitzstrahl des Himmels würde ihn treffen."

Wenn die Abendröte über der Steppe glühte, glaubte Dortsche einen Widerschein von brennenden Dörfern und blutigen Schlachtfeldern zu sehen, und die Nomaden fürchteten, die Geister der Luft könnten kommen und für die Toten Rechenschaft fordern.

Dortsche liebte die Steppe und ihre beständig wechselnden Stimmungen, ihr warmes Sommerlicht, ihren schwarzblauen Winterhimmel mit dem Glanz zahlloser Sterne über dem Schnee. Die Wüste Gobi mit den im Winde wandernden Dünen schien ihm ebenso zaubervoll und unergründlich wie die rätselhaften Gefilde der Seelenwanderung, von denen er herumstreifende Bettelmönche hatte erzählen hören.

Er war ein Kind der Steppe und mit ihrem Leben vertraut wie die Antilopen. Wo dem Fremden der Boden eben erschien wie ein zugefrorenes Meer, erkannte er die leichtesten Senkungen und die flachsten Erhebungen. Er bemerkte die verschiedene Färbung des Erdbodens und die wechselnde Dichte des Steppengrases. Er kannte die Flugbahnen der Wildgänse und die Pfade, auf denen die Dseren-Antilopen rasch und leicht wie Wolkenschatten dahinflogen. Hörte er in der Ferne Hundegebell, so wußte er, welche Nomaden in der Umgegend ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Ritt er durch Gebüsch und stachliges Dickicht, an dem Zeugfetzen und Kamelhaarbüschel hängengeblieben

waren, so konnte er sagen, vor wieviel Tagen die Karawane vorübergezogen und zwischen welchen Raſtplätzen sie gewandert war.

Die Graslandflächen genügten jedoch dem jungen Mongolen nicht. In Gedanken durchstreifte er auch die Geisterwelt und fing gierig alles auf, was gelehrte Lamas und wandernde Mönche aus der Welt des Verborgenen zu berichten wußten. Seiner religiösen Veranlagung war der unwiderstehliche Wunsch entsprungen, dem Einzug des Taschi-Lama in Peking beizuwohnen. Die tiefen Eindrücke, die er dort erhalten, reiften in den zwei Jahren, die seit seiner Rückkehr in die Heimat verflossen waren. Und als ins Zeltlager der Tschacharen eines Tags die Nachricht gelangte, die Seele des Taschi-Lama habe, nachdem sie achtzehn Monate auf dunkeln Pfaden umhergeirrt sei, eine neue irdische Ruhestätte gefunden und sei in einem Knaben aus Lhasa wiedergeboren, beschloß Dortsche, als Pilger den Wohnsitz der neuen Wiedergeburt aufzusuchen.

Vorher aber wollte er seine Kenntnisse der Lehre vertiefen, die das Grasland und das Schneeland, die Mongolei und Tibet, beherrschte. In einem Kloster wollte er die Würde eines Lama erwerben. Sein Vater, der bereits einen Sohn dem Kloster geopfert hatte, versuchte ihn auf andere Gedanken zu bringen und wünschte, ihn in der Reiterschar des Roten Banners zu Ehren und Ansehen emporsteigen zu sehen. Dortsche aber ruhte nicht, bis er vom Vater die Erlaubnis erhalten hatte, in den „Tempel

des felsenfesten Glücks und des hohen Alters“ in Jehol als Novize einzutreten.

* * *

Am Dalai-nor, fünf Tagereisen nordöstlich von Dortsches Heimat, hatte der reiche Mongole Sonam seine Zelte, und nicht weit davon weideten seine Kamele.

Durch Auslese und Kreuzung schnellfüßiger baktrischer Rennkamele hatte Sonam eine Rasse herangezüchtet, die wegen ihrer ausgezeichneten Eigenschaften weit berühmt war und von den umwohnenden Fürsten hochgeschätzt wurde. Als Zuchttiere benutzte er nur solche, deren Stammbäume durch Generationen zurückverfolgt werden konnten und deren Vorfahren von den Ufern der Wolga und des Indus in das Zeltlager des Großchans Kunde von neuen Eroberungen gebracht hatten. In der ganzen östlichen Mongolei gab es keine besseren Renner als die Sonams. Sie waren höher, magerer und kräftiger gebaut als die Karawanenkamele, und nur reiche Mongolen besaßen die Mittel, sie zu kaufen.

Sonam hatte mehrere Söhne und eine Tochter Dolma. Fünfzehn Jahre alt, schön, keck und mutig, war sie weithin berühmt im Lande um den Dalai-nor. Sie haßte das Leben, das die Nomadenfrauen führten. Schafe und Ziegen melken, Butter und Käse, saure Milch und Kumyß bereiten war ihr zuwider. Sie verachtete das eingeschlossene Leben im Frauenzelt und überließ es ihrer Mutter und

deren Dienerinnen, Wollstoffe zu Kleidern und Decken für die Jurten zu weben. Die Freiheit der Steppe war ihr Leben. Sie liebte die Sonne, die Sterne, den Sturm, und ihre höchste Lust war, schnell wie der Wind auf ihres Vaters vortrefflichsten Läufern über das Gras zu jagen. In ihrem harten, lederbesetzten Sattel saß sie wie angegossen zwischen den Höckern des baktrischen Kamels, und kein Jüngling vom Stamme der Barinmongolen ritt schöner als sie, kein Reiter paßte sich den schnellen wiegenden Bewegungen geschmeidiger und sicherer an als Dolma. Dank ihrer Herrschaft über die königlichen Tiere, ihrem festen Willen und ihrer Energie hatte sie sich von ihrem Vater die Oberaufsicht über alle Kamele erzwungen. Die Herden litten nicht darunter, und Sonam verlor nichts dabei. Die Hirten, die Dolma unterstellt waren, gehorchten ihr blind. Sie verteilte die Weideplätze für die Kamelhengste und -stuten, bestimmte die Auslese bei der Paarung und verstand sich auf zärtliche Pflege der Füllen.

Den widerspenstigsten, wildesten Kamelhengst vermochte Dolma zu bändigen und seine Launen völlig zu brechen. Einige waren schwer zu zähmen, und es war lebensgefährlich, ihnen nahezukommen. Besonders in der Brunstzeit brauchten sie nur einen ihresgleichen zu sehen, um sofort einen Kampf zu beginnen, der oft mit dem Tode des einen endete. Im Freien wurden sie mit eisernen Ketten getüdert. Dolmas Rufen gehorchten sie aber und verstanden ihr Pfeifen. Sie kamen, sobald sie rief, und sie

nahm ihren zottigen Kopf zwiſchen ihre braungebrannten Hände und liebkoſte ihre Augen. Auch im Winter, wenn ſie ihren ſchweren Schafpelz trug, konnte ſie ſich mit Leichtigkeit auf ein ſtehendes Kamel ſchwingen. Durch einen Ziſchlaut brachte ſie das Tier dazu, ſeinen Hals ſo tief zu ſenken, daß ſie mit dem linken Fuß ihm auf den Nacken ſteigen konnte. Dann hob das Kamel den Hals wieder und gab dem Mädchen damit einen Schwung, der ſie auf den Rücken des Tieres brachte; ſie drehte ſich dabei hurtig um und kam richtig zwiſchen den Höckern zu ſitzen.

Es war eine Luſt zu ſehen, wie ſie eine Kamelherde von einem Weideplatz nach dem andern trieb. Durch laute Zurufe hielt ſie die Tiere in einem Haufen beiſammen, den ſie am Auseinanderlaufen hinderte, indem ſie von einer Seite zur andern ſprengte. Bald ritt ſie ein Lieblingskamel, bald ſaß ſie zu Pferd. Die Hirten hatten kaum mehr zu tun, als auf das Zelt und ſein Zubehör zu achten. Am Ziel angekommen, brachte ſie durch neue Rufe die Herde dazu, haltzumachen; mit einem Sprung ſtand ſie auf dem Boden und ließ dann ihre Schützlinge ſich auf der Weide tummeln.

Um ein ſolches Mädchen zu werben, war für Nomadenſöhne von einfacher Herkunft ausſichtslos. Die Mitgift an Schafen, Silber und Pelzwerk aus Peking, die Sonam als Entgelt für Dolmas junge, kräftige Glieder und ihren friſchen Mut forderte, konnte nur von Fürſtenſöhnen

aufgebracht werden. In dieſem Punkt war ſie derſelben Meinung wie der Vater. Aber ſie war ſtolz und eigenſinnig genug, nicht ſeinem Rat zu folgen und ſich bei der Wahl das entſcheidende Wort vorzubehalten.

* * *

Als Dortſche im Begriff ſtand, von ſeinem Heim Abſchied zu nehmen und nach Jehol aufzubrechen, beſchloß ſein Vater, einen letzten Verſuch zu machen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er wandte ſich an ſeine Sterndeuter und Medizinmänner, um ihren Rat einzuholen. Sie ſagten:

„Dein Sohn hat ſich bisher nicht rühren laſſen von den lockenden, heißen Blicken, die die Steppenſchönheiten ihm zugeworfen haben. Aber er hat noch nicht Dolma, die Tochter des Barinmongolen Sonam, im reifen Alter geſehen. Schicke ihn mit einem Auftrag an den Dalai-nor. Vielleicht erliegt er ihrer entzückenden Anmut."

Insgeheim wurde ein Bote nach dem Dalai-nor geſchickt. Sonam war leicht zu gewinnen. Die Verbindung war ehrenvoll und die Mitgift fürſtlich. Kam Dortſche einſt am Hochzeitstag mit einem glänzenden Gefolge, um Dolma nach Landesbrauch aus ihrem Zelt zu rauben, ſo ſtieg das Anſehen Sonams und des ganzen Stamms. In der Hochzeitsnacht ſollten hohe Feuer vor dem Zelte brennen und die Gäſte ſich an Kumyß, an gegorener Pferdemilch, berauſchen.

Sonam wußte, was er zu tun hatte. Vor dem ſtillen, ernſten Fremdling ſollte Dolma in ihrer ganzen wilden Schönheit erſtrahlen. War ſie wie eine Braut mit Ohrgehängen und goldnem Diadem geſchmückt und trug ſie ein ſchimmerndes Seidenkleid, dann mußte der grübleriſche Jüngling ſie bemerken. War er nicht von Stein, dann mußte er ihrer Schönheit erliegen. Und trafen Erke Norvo Chans Berechnungen zu, ſo ſah er den Sohn bald als Herrn über Zelte und Herden im herrlichen Grasland, und das Kloſter in Jehol hatte einen Bruder verloren.

Erke Norvo Chan rief ſeinen Sohn und ſprach zu ihm:

„Morgen reiſt du nach Jehol. Du haſt in allem deine Freiheit und bleibſt als Lama im Kloſter, ſolange es dir gefällt. Du reiſt aber über den Dalai-nor und kaufſt für meine Rechnung fünf Kamelhengſte von der ſchnellfüßigen Raſſe. Diener werden dich begleiten und ſie hierherbringen. Und du wirſt prächtig auftreten an der Spitze einer Reiterſchar auf reichgeſchirrten Roſſen.“

Dortſche vollendete ſeine Ausrüſtung, nahm Abſchied von Vater und Stammverwandten und ritt mit ſeinem Gefolge nach dem Dalai-nor.

Am Tage vor ſeiner Ankunft ließ Sonam ſeine Tochter von der Kamelweide in die Zeltſtadt rufen.

„Heute erwarte ich deinen auserkorenen Bräutigam. Er iſt ein Fürſtenſohn aus dem Stamm der Tſacharen. Leg dein Feiertagsgewand und deinen Schmuck an.“

In demſelben Augenblick kam einer von Sonams Dienern vor das Zelt geritten und meldete:

„Im Südweſten iſt eine Reiterſchar zu ſehen. Sie wird hier ſein, ehe der Schatten deiner Lanzenſpitze zwei Hände breit nach Oſten gerückt iſt.“

Dolma warf ſtolz den Nacken zurück und ſagte:

„Kann ich ihn nicht ohne Seide aus Peking und ohne goldenes Diadem vom Dolon-nor gewinnen, ſo mag er meinetwegen ſeiner Wege gehen, wohin er will.“

Der Sonnenſchatten war bereits eine Handbreit nach Oſten gewandert, als Dolma auf einen Hügel in der Nähe des Lagers hinaufeilte. Es war ein wolkenloſer Spätſommertag mit ſchwachem Wind. Sie trug einen dünnen, leichten tibetiſchen Ziegenpelz. Das ſeidenweiche, kreideweiße Haar war nach innen gekehrt. Die milchweiße Außenſeite war nicht mit Stoff beſetzt. Eine Öſe um einem ſilbernen Knopf hielt den Pelz über der rechten Achſel geſchloſſen; an den Seiten war er faſt bis zur Mitte geſchlitzt, damit er beim Reiten nicht hinderte. Den Leib umſchloß ein grauſeidener Gürtel. Wie die Männer trug ſie Beinkleider und Stiefel aus weichem Leder mit aufwärts gebogener Zehenſpitze und roten Stickereien. An der linken Seite führte ſie ein Meſſer in einer Scheide, einen Feuerſtahl, ein Pulverhorn und einen Beutel mit Bleikugeln. Das Haar war in zwei Zöpfe geteilt, die unten einfacher Silberſchmuck zuſammenhielt. Ihr Geſicht war friſch und wohlgeformt, die Haut faſt braun, der

Blick ſtolz und ſelbſtbewußt, aber auch fröhlich und träumeriſch, nicht ſchwermütig und melancholiſch wie bei den Frauen in den tibetiſchen Bergen. Sie hatte einen ſchönen, freien, anmutigen Gang, nicht wiegend und ungeſchlacht, wie das bei den beſtändig reitenden Bewohnern des Steppenlandes ſonſt gewöhnlich der Fall war.

Als ſie auf der Anhöhe ſtand, knöpfte ſie den Pelz auf, ließ die Ärmel am Rücken herabfallen, erhob ihren nackten Arm und hielt die Hand ſchützend über die Augen. Die Reiterſchar kam näher. Ihr Buſen hob ſich nicht ſchneller als ſonſt. Sie betrachtete die Freierfahrt der Tſacharmongolen mit eiskalter Ruhe. Als ſie ſo nahe gekommen waren, daß das Brüllen eines Kamels in ſtiller Winternacht zu hören war, ging ſie langſam zu ihrem Zelt hinab.

Sonam hatte die Vornehmeren ſeiner Stammverwandten eingeladen. Mit ihnen trat er aus dem Zelt, als die Reiter herangeſprengt kamen. Dortſche war ähnlich gekleidet wie beim Einzug des Taſchi-Lama in Peking. Nach den Begrüßungen und den üblichen Fragen nach dem Ergehen der Menſchen und Herden, lud Sonam den Gaſt und ſein Gefolge in ſeine Jurte. Man gruppierte ſich auf den Teppichen um den Herd. Auf ſilbernen Schüſſeln mit Porzellandeckeln wurde Tee in Taſſen aus chineſiſchem Porzellan aufgetragen und vor den Gäſten auf die Teppiche geſtellt. Dolma trug noch immer den weißen Pelz ohne allen Schmuck.

Dortsche konnte nicht umhin, auf ihren anmutigen Gang, ihre geschmeidigen Bewegungen und ihr frisches Lachen zu achten. Dolma aber fühlte sich vom ersten Augenblick an überwunden und bereute, daß sie nicht ihr Feiertagskleid angelegt hatte. Sie fühlte, wie ihr das Blut zu Kopfe stieg. Er saß still und ernst auf den Kissen des Ehrenplatzes dem Eingang gegenüber, wo sie stehengeblieben war und mit den Silberketten ihres Geschmeides spielte. Berauscht von seiner männlichen Schönheit, konnte sie sich nicht enthalten, ihm feurige Blicke über die Herdglut hinweg zuzuwerfen. Er bemerkte den Bann, in dem sie sich befand. Mit einem Wort konnte er sie gewinnen. Er kämpfte einen harten Kampf gegen die Versuchung, um eines Weibes willen seinem Beruf untreu zu werden.

„Wo weiden deine schnellfüßigen Kamelhengste, Nachbar?“ fragte er Sonam. „Ich habe keine Zeit, länger in deinem Zelte zu verweilen.“

„Hast du keine Zeit, uns einen Tag zu opfern, da du doch ein ganzes Leben hinter Klostermauern vor dir hast? Nun wohl, der Gast ist heilig! Seit gestern warten die Kamele auf dich. Führe sie vor, Tochter!“

Dolma hob den Vorhang am Zelteingang und verschwand. Bald darauf vernahm man draußen die gurgelnden Laute der Kamele. Sonam stand auf und ging hinaus, mit ihm Dortsche und die andern Mongolen. Die Hirten führten die hohen, dunkelbraunen baktrischen Kamele heran. Ihr Körper war nur mit einem feinen Flaum bedeckt, der

im Laufe des Jahres zu dichter schwarzer Winterwolle werden sollte. Alle trugen rote, unter dem Bauch fest zugezogene Satteldecken. Die Köpfe waren zu beiden Seiten mit runden Garnbüscheln geschmückt, die Hälse mit Schellenkränzen. Eins nach dem andern wurde am Halfter an Dortsche vorübergeführt, der in der ersten Reihe der Mongolen stand.

Als das letzte Kamel mit leichten, tanzenden Schritten vorübertrippelte, eilte Dolma nach vorn, nahm dem Hirten den Riemen des Halfters aus der Hand, zwang das Tier, den Nacken zu senken, und schwang sich zwischen die Höcker hinauf. Sie ließ ihre Gerte durch die Luft sausen und einen grellen Pfiff ertönen. Die Augen des Kamels blitzten auf. Seine Nasenlöcher erweiterten sich. Es spannte seine Muskeln an, senkte den Hals und schien sich vornüber in die Steppe zu stürzen. In rasender Geschwindigkeit ritt Dolma einen weiten Bogen. Sie hatte weder Sattel noch Steigbügel, saß aber wie mit dem Renner verwachsen. Dortsche hatte noch nie jemand so reiten sehen. Er stand wie verzaubert. Die Versuchung kam wieder. Würde er stark genug sein, diese herrliche Freiheit mit der Gefangenschaft in einem Kloster zu vertauschen? Sie ritt wie eine Amazone aus der Frauengarde der alten Großchane. Sonam bemerkte das Entzücken des Gastes und lachte.

Schließlich ritt sie in gestrecktem Galopp auf Dortsche zu und hielt ein paar Schritte vor ihm so scharf, daß Sand und Erde seinen blauen Mantel bespritzten.

„Nun, kaufst du den da?“ fragte sie.

Nachdem er mit einem Neigen des Kopfes ja geantwortet hatte, sprang sie ab und schwang sich, als hätte sie Flügel, auf ein anderes Kamel. So ritt sie eines nach dem andern vor, stellte immer wieder dieselbe Frage und erhielt stets dieselbe Antwort. Als sie aber das fünftemal mit Windeseile auf Dortsche zusprengte — stolz, strahlend, heiß, während der rechte Ärmel wie eine Fahne hinter ihr herflatterte — und wiederum fragte:

„Willst du das Kamel hier kaufen? Ich liebe es; ich könnte es keinem andern verkaufen als dir!“, — da dachte Dortsche:

„Wenn ich jetzt wieder ja sage, dann ist mein Geschäft erledigt, ehe die Sonne die Mittagshöhe erreicht hat. Sie verschwindet dann aus meinem Leben, und ich sehe sie nie wieder.“

Er schwankte. Die Versuchung wurde zu stark für ihn. Er vergaß seine Klosterträume und seine Pekinger Erinnerungen. Und nach einer kurzen Pause antwortete er:

„Nein!“

Lachend rief Dolma:

„Du beliebst zu scherzen, Herr! Man könnte glauben, du wärst bereits Lama, mehr in die Geheimnisse des Tempels eingeweiht als in die der Kamelzucht! Denn von den guten und schlechten Eigenschaften der schnellfüßigen Tiere hast du nicht mehr Ahnung als die Novizen am Dolon-nor. Der Hengst, der mich jetzt hoch über der Erde

trägt, ist der vorzüglichste von allen. Er ist noch einmal so teuer wie die andern."

Dortsche wurde verwirrt und antwortete:

„Du sagtest, du liebtest ihn. Ich will dich nicht eines Freundes berauben, den du vermissen würdest."

Dolma saß still im Sattel. Sie dachte: „Hoffentlich hält er Wort in Hinsicht auf sich selbst!" Und Dortsche dachte: „Wenn sie sagt, sie wolle das Tier keinem andern verkaufen als mir, so hofft sie, daß es wieder ihr gehören soll, wenn ich sie als Braut in mein Zelt führe."

Endlich sagte sie: „Fürst vom Stamme der Tscharen! Du hast fünf Kamele begehrt. Hundert unserer besten Renner weiden eine knappe Tagereise von hier. Willst du mir dorthin folgen und selber wählen? Wenn es dämmert, sind wir am Ziel. Ist es dir möglich, vor Einbruch der Dunkelheit deine Wahl zu treffen, so kannst du heute nacht hierher zurückkehren. Wenn nicht, so findest du Unterkunft im Zelt der Hirten. Tu, was du willst. Kommst du aber mit, so beeile dich!"

Sie rief das Kamel wieder herbei und flog hinaus in die Steppe.

Kaum war Dolma in einer Staubwolke verschwunden, als Dortsche das nächste Kamel beim Halfter packte und sich hinaufschwang, um ihrer Spur zu folgen. Er sehnte sich nach ihr. Eines Tags wollte er vor Sonams Zelt erscheinen, sie rauben und vor sich in den Sattel setzen. Die Versuchung begann Macht über ihn zu gewinnen. Würde er wohl je die Klosterpforten von Jehol hinter sich ins Schloß fallen hören, würde er die Wallfahrt zum Grabe des Taschi-Lama ausführen? Eine Nacht mit Dolma allein in der Einöde! Ob er wohl sich aus ihren Armen zu reißen vermöchte? Mochte es gehen wie es wollte. Jetzt trieb er seinen Renner an, der über das Gras dahinzufliegen schien. Aber der Abstand zwischen ihm und Dolma nahm zu. Dolma hatte ja das beste Kamel.

Die Dämmerung kam und die Dunkelheit. Weit draußen im Norden wurde ein Feuer sichtbar. Langsam

wurde es größer. Nach einiger Zeit erklang Hundegebell. Dortſche ritt an das Feuer heran; ein paar Hirten bereiteten in einer Kupferkanne Teewaſſer und kochten in einem Keſſel Fleiſchſtücke und Weizenmehl. Einer der Männer nahm ſich Dortſches Kamels an, während dieſer ſich am Feuer niederließ und in die Flammen ſtarrte.

Die Hunde ſchlugen an, beruhigten ſich aber, als ſie ſahen, daß die Hirten den Fremdling als Freund und nicht als Feind behandelten.

„Sind das Sonams Kamele, die hier weiden?“ fragte Dortſche.

„Ja.“

„Wo iſt Sonams Tochter?“

„Sie iſt in ihre Jurte gegangen — dort, wo der Schein einer Öllampe durch den Türſpalt dringt.“

„Kommt ſie nicht ans Feuer heraus?“

„Doch, wenn das Abendeſſen fertig iſt.“

„Dauert das noch lange?“

„Nein. Wir haben ſie ſchon erwartet. Sie kann jeden Augenblick gerufen werden.“

Und ſie kam. Ein Teppich war gegen den Wind aufgehangen; der Rauch zog nach der andern Seite ab. Ihr Geſicht war ſcharf vom Feuerſchein beleuchtet. Alle Schatten waren ſchwarz. Nacht umgab ſie.

Das Fleiſch und das Weizenmehl wurden auf Zinntellern gereicht, der Tee in chineſiſchen Taſſen. Dann gab Dolma den Hirten ein Zeichen, und ſie zogen ſich zurück.

Nur ihr Hund, Tsagan, der Weiße, durfte zurückbleiben.

„Hundert Schritt von hier entfernt", sagte sie, „steht das Zelt der Hirten. Dort ist ein Filzteppich für dich ausgebreitet, auf dem du heute nacht schlafen kannst. Bei Tagesanbruch werden die Kamele hierhergebracht, und du kannst wählen. Sobald du eines gefunden hast, das dir gefällt, kannst du zu meinem Vater zurückkehren. Du hast übrigens keine Zeit zu verlieren, du willst in Jehol Mönch werden und darfst nicht in den Verdacht kommen, eine Frau auch nur geliebt zu haben."

„Du hast recht. Deine Schönheit lockt mich fort von Jehol, fort von der schweren Pilgerfahrt. Es ist gefährlich für einen Klosterbruder, eine Sommernacht an deinem Lagerfeuer zu träumen. Wenn ich im Tempel in die Geheimnisse der heiligen Schriften einzudringen versuche, werde ich das Getrappel des Kamels hören, das flink wie die Antilope dich über die Steppe getragen hat. Es wäre besser gewesen, ich wäre geradewegs nach Jehol geritten. Du hast mir meine Reise nicht leichter gemacht."

„Ich kann das nicht ändern. Um das Zusammensein mit dir zu vermeiden, bin ich in die Steppe hinausgeritten. Sobald wir gegessen haben, verschwinde ich, und du wirst mich nicht wiedersehen. Wenn der Mond aufgegangen ist, reite ich dorthin, wo die Kamelstuten meines Vaters weiden."

„Mögen die Burchanen, die Schutzgötter, deine Fahrt ſegnen und die Herden deines Vaters vermehren! Auch ich will verſuchen, den Weg der Pflicht zu gehen.“

„Früher rechneten es ſich unſere jungen Männer zur Ehre, dem Lande unter den Fahnen der Großchane oder als Hirten in der Steppe zu dienen. Nun verbringen ſie ihre Tage im Kloſter. Hier in der Wildnis iſt deine richtige Heimat. Hier wohnt die Freiheit.“

Sie ſchlang den nackten Arm um ſeinen Hals und bat ihn flehentlich:

„Verlaß mich nicht! Bleib da! Denk an die Sommerſonne über unſerm Zelt, an das Behagen an unſerm Feuer, wenn die Winterſtürme über die Steppe brauſen. Ich werde über deine Pferde und Kamele und deine Schafherden wachen und zu deinem Reichtum und Ruhm beitragen. Die Fürſtenſöhne, die bereits um meine Hand geworben haben, werden dich beneiden. Vergiß Jehol und ſeine Beſchwörungstänze! Mit den Geiſtern kannſt du viel ſtolzere Kämpfe in der Wüſte ausfechten. Laß den Taſchi-Lama in Frieden. Er iſt heute ja nur ein Kind. Wenn er zum Mann herangewachſen iſt, ſteht dir die Wallfahrt immer noch frei. Du ſprichſt davon, daß du deine Pflicht nicht verſäumen willſt. Aus deiner Geburt erwachſen auch Verpflichtungen. Du biſt ein Abkömmling der Eroberer alter Zeiten. Du biſt zum Herrſcher über die Steppe geboren, nicht zum unbekannten Kloſterbruder im Tempel. Du biſt dazu berufen, ein Führer der Mongolen zu ſein;

du ſollſt ihnen die verlorene Freiheit wiederſchenken. Laß uns ſchon heute abend aufbrechen. Ich folge dir, ſoweit einſt wilde Pferde unſere Väter getragen haben. Die Antilopen und Wildeſel ſollen ſehen, daß ein ſolches Glück wie das unſere noch nie über die Steppe gezogen iſt."

Sie war heiß und eifrig geworden und ſchmiegte ſich wie ein Kätzchen an ihn. Er wurde wankend. „Mein Vater", dachte er, „hätte kein ſichreres Mittel ausdenken können, um mich an die Zelte zu feſſeln und das Kloſter vergeſſen zu laſſen."

Das Lagerfeuer erloſch. Der Mond ſah auf ſie herab. Sie brannte vor Verlangen. Sie ſtand auf und zog ihn mit ſich nach ihrem Zelt. Der Abend war ſchwül trotz des herrſchenden Oſtwinds. Er folgte ihr, nach alter Gewohnheit den Stimmen der Nachtvögel und dem Geſang der Grillen lauſchend. Wie bei allen Nomaden war auch bei ihm der Gehörſinn zu größter Schärfe und Feinheit entwickelt. Er war mit dem nächtlichen Leben in der Steppe vertraut. Laute, die Dolma in ihrer Leidenſchaft nicht hörte, drangen an ſein Ohr. Aus weiter Ferne vernahm er undeutlich angſtvolles Wiehern der Pferde und unruhiges Brüllen der Kamele. Er lauſchte mit angehaltenem Atem. Hatten Wölfe die Herde erſchreckt?

Sie hatten nur noch einen Schritt zu ihrem Zelt, und Dolma ſtreckte die Hand aus, um die Filzdecke vor dem Eingang wegzuſchieben und ihn mit ſich hineinzunehmen in die weichen Wolfpelzkiſſen.

Mit einem heftigen Ruck riß er sich aus ihrer Hand los und eilte auf einen Erdhügel neben dem Zelte hinauf. Unverwandt den Blick nach Osten gerichtet, rief er:

„Die Steppe brennt!“

Wie von einer Schlange gestochen, flog Dolma empor, ließ einen schrillen Pfiff ertönen, um die Hirten zu wecken, und verschwand zwischen Gras und Dickicht nach der Richtung hin, wo die Gefahr drohte.

* * *

Im Frühjahr und im Vorsommer hatte es am Dalainor reichlich geregnet. Das Gras war daher höher, dichter und üppiger gewachsen als seit vielen Jahren. Die Herden waren gediehen. Die Fettschwänze der Schafe wippten runder als sonst, die Kamele ertrugen längere Tagemärsche, und die Pferde waren so munter und wohlgenährt, daß sie schwer zu bändigen waren.

Jetzt aber, im Spätsommer, hatte eine glühende Hitze geherrscht, und kein Tropfen Regen war gefallen. Das Gras war vergilbt und verdorrt, die hohen Halme waren brüchig geworden wie Glas. Seine Nährkraft hatte es nicht verloren, nur seinen Saft, und dieser wurde dadurch ersetzt, daß die Herden öfter nach den Wasserstellen getrieben wurden. Die Nomaden wußten, daß in solchen Zeiten mit dem Feuer vorsichtig umgegangen werden mußte. Lagerfeuer wurden nur auf dem nackten Erdboden angezündet. Setzte Wind ein, während sie brannten, so

wurden sie mit Sand erstickt. Im Schutz der runden Jurte war es dagegen ungefährlich, die Flammen zum Rauchfang emporsteigen zu lassen.

Dolmas Lagerfeuer befand sich inmitten eines kleinen offenen Platzes, den in einiger Entfernung hohes, vertrocknetes Gras und dürre Büsche umgaben. Wenn man auf dem Boden saß, konnte man den Horizont im Osten nicht sehen; sobald man aber aufstand, erweiterte sich der Gesichtskreis. Und als Dortsche auf die Höhe hinaufkam, sah er am ganzen Ostrand einen Schein wie Morgenröte unter bleischweren Wolken. Bis die Hirten aus ihren Zelten herausgekommen waren, hatte sich das Bild geändert, und das Feuer war nähergerückt.

Die Erklärung ließ nicht lange auf sich warten. Schon waren ein paar heftige Windstöße, die Herolde des Sturms, heulend und klagend durch das Gras gebraust, mit Sand- und Staubwolken, mit losgerissenen Grasbüscheln und Pflanzenfasern.

Das Feuer breitete sich schnell aus. Schon sah man die scharf rotgelben Flammen, und darüber erhoben sich schwarzbraune Rauchwolken. Alle Einzelheiten der Wolkenbildung waren zu erkennen. Sie drehten sich in Spiralen, die miteinander zu ringen schienen. Ihre Unterseite wurde von dem rotgelben Feuerschein beleuchtet, und helle Rauchsäulen schienen Tunnel in die Rauchmassen hineinzubohren, die wie schwarze Wölbungen aussahen.

Nachdem Dortsche im Nu einen Überblick gewonnen

hatte, stürzte er wie eine Wildkatze ins Dickicht hinter dem Mädchen her. Er hatte sich nicht aus der Ruhe bringen lassen und überschaute kaltblütig die Lage. Er hatte gesehen, daß der Feuergürtel von Osten her lückenlos auf sie zuraste und daß er an den beiden Seitenflügeln sich rascher vorwärtsbewegte. Als er und das Mädchen nach Osten eilten, wo die Kamele und einige Pferde weideten, stürzten sie sich gleichsam in einen Sack hinein. Wenn sich die beiden Flügel im Westen vereinigten, konnten weder Mensch noch Tier lebend aus dem Feuermeer herauskommen.

Dolma hatte sofort an die Tiere gedacht, die ein paar tausend Schritt östlich von ihrem Lager weideten. Dortsche verstand sie und folgte ihr auf den Fersen. Hier und da hörten sie in immer größerer Nähe scheues, unruhiges Brüllen und Wiehern, sowie Rufe der Hirten, die bei den Tieren draußen waren.

Immer deutlicher roch man den stechenden Rauch brennenden Grases. Dolma eilte auf eine kleine Erhöhung hinauf, nicht höher als sie selbst, und spähte nach allen Seiten. Von dem flammenden Hintergrund in Nordosten hoben sich wiegende Kamelrücken als schwarze Schattenrisse ab. Die Tiere waren vor Schrecken sinnlos. Anstatt nach Westen, vom Feuer weg, zu eilen, konnten sie plötzlich sich umdrehen und auf die Flammen zueilen, bloß, weil sie einen Feuerstreifen vor sich sahen, den der Sturm von dem brennenden Gras des Nordflügels losgerissen hatte.

Die Hirten versuchten sie aufzuhalten und zurückzutreiben, vermehrten dadurch aber nur ihre Angst und Verwirrung.

Schon spürte man die Hitze, sah die Flammen wie flatternde Fahnen sich am Boden vorwärtsfressen und hörte es in den dürren Büschen und Halmen prasseln. Die Sterne verblichen und verschwanden hinter den Rauchwolken.

Die Funken flogen in Schwärmen über die Steppe, und da und dort, wo glühende Halme niedergefallen waren, fing das Gras Feuer, und ein neuer fauchender und zischender Gürtel drängte im Gefolge des Sturms mit seinen Feuerzungen heran. In wenigen Minuten mußte der Rückweg abgeschnitten sein. Das Gras war so erhitzt, daß es im Nu überall auf einmal in Feuer aufgehen konnte.

Als Dolma die Kamele erblickte, stürzte sie von dem Hügel herunter und rief Dortsche zu:

„Hier kommen sie! Fang ein Pferd und schwing dich hinauf! Treib die Kamele vor dir her nach Westen! Ich werde sie auf der linken Seite nach der richtigen Richtung treiben."

Das Getrappel der Kamele und Pferde kam immer näher heran. Als die Herde wie ein Orkan in knisterndes Dickicht und Reisig einbrach, ließ Dolma beruhigende Rufe und lange, schmeichelnde Pfiffe ertönen. Die Kamele wandten die Köpfe und horchten. Einige blieben stehen, andere wiegten sich verwirrt bald hier bald dahin. Im

Handumdrehen warf sich Dortsche auf ein Pferd und ritt soweit als möglich nach Osten, wo die äußersten Flammenzungen schon das Gras versengten. Dann stieß er einen schrillen Schrei aus, streckte die Arme in die Höhe, klatschte in die Hände, preßte das Pferd zwischen die Knie und trieb die Kamelherde in tollem Lauf nach Westen. Ohne zu begreifen, wie sie dorthin gelangt, sah er Dolma an der Spitze und vernahm ihre freundlichen Lockrufe. Die Kamele folgten ihr in einem Knäuel. Rechts drang der nördliche Feuerflügel vor. Im Osten war in einiger Entfernung die Steppe ein einziges brennendes Meer. Dortsche mußte glauben, sie seien alle verloren. Öfter war er nahe daran, im Rauch zu ersticken. Die Tiere husteten und schnaubten. Angst glühte in ihren brennenden Blicken. Dolma aber bekam sie in ihre Gewalt und riß sie mit fort, und Dortsche sorgte dafür, daß kein einziges Tier zurückblieb.

So raste die wilde Jagd einige Minuten lang nach Westen. Staub wirbelte um die Schar empor und wurde vom Sturm fortgetrieben, umleuchtet von ganzen Funkenschwärmen. Im Norden war das Feuermeer kaum hundert Schritt entfernt. In derselben Richtung erblickte Dortsche eine Wasserfläche, einen schmalen See, der sich nach Osten und Westen erstreckte. In seiner Mitte lag eine Schlamminsel. Der Steppenbrand hatte bereits das Ost- und Nordufer des Sees erreicht, wo das Wasser dampfte.

Plötzlich machte Dolma halt und ſtieß einen neuen Ruf aus. Damit zwang ſie die erſten Kamele in das Waſſer hinaus, das ihnen bis an den Rücken ging. Von Dortſche getrieben, folgte die ganze Herde nach und erreichte die Inſel. Der See war nicht mehr als fünfhundert Schritt breit. Jetzt begriff Dortſche die Abſicht des Mädchens. Auf der Inſel waren die Tiere außer aller Gefahr. Aber zu ſeinem Schrecken ſah er, daß ſie ſich verrechnet hatte. Sie hatte am Süduſer gewartet, bis die ganze Herde im Waſſer war. Erſt dann hatte ſie, immer an der linken Flanke, bis an die Spitze des Zugs vorzureiten verſucht, um die Tiere dazu zu bringen, auf der Inſel haltzumachen. Das Waſſer ſpritzte an ihr empor. Aber noch ehe ſie die Inſel erreichte, hatte ſich die Herde bereits auf der andern Seite wieder in den See geſtürzt. Dort war das Waſſer tiefer, und die Kamele ſchwammen. Die Pferde pruſteten und ſchnaubten.

Um größere Bewegungsfreiheit zu erhalten und ihr Reitpferd nicht unnötig zu belaſten, warf Dolma den Pelz ab und befreite ſich von den Stiefeln. Die weiten Hoſen, die ein Riemen um die Mitte feſthielt, waren das einzige Kleidungsſtück, das ſie trug, und ihr junger Körper leuchtete rot im Feuerſchein.

Dortſche bewunderte ihre Schönheit, ihren Mut und Kühnheit. Er ſelbſt hatte ſeinen Pelz nicht loswerden können. Mit der rechten Hand hielt er ſich an der Mähne ſeines Pferdes feſt, mit dem linken Arm ſchwamm er

neben ihm. Dolma hörte nicht auf, die Herde zu ermahnen. Die Tiere ſchienen ſie zu verſtehen.

„Es geht gut“, rief ſie. „Am Norduſer liegt ein Streifen Salzboden, dem das Feuer nichts anhaben kann. Wir ſind auf dem Wege dorthin.“

Im ſelben Augenblick bekamen die Kamele feſten Boden unter die Füße. Ermüdet und faſt zerſpringend vor Atemnot, ſtrebten ſie plätſchernd das Ufer hinauf und trabten auf dem Salzgürtel weiter.

„Du brauchſt ſie nicht mehr zu treiben!“ rief das Mädchen. „Siehſt du, dieſer Salzgürtel erſtreckt ſich wohl tauſend Schritt nach Norden. Wenn wir hier halten, glaube ich, kann die Gefahr nicht an uns heran. Aber der Gürtel iſt ſchmal, und im Norden grenzt ein zwei- oder dreihundert Schritt breiter Steppenſtreifen daran. Jenſeits von ihm erſtreckt ſich die Wüſte mehrere Tagereiſen nach Norden.“

„Wäre es nicht beſſer, gleich bis dorthin weiterzureiten?“ fragte Dortſche.

„Nein, mögen die Tiere erſt eine Weile verſchnaufen. Du ſiehſt, ſie ſind am Ende, ſie können nicht mehr.“

„Vermißt du einige, oder ſind ſie alle gerettet?“

„Ein paar fehlen, aber ich bin froh, daß ſo viele mit dem Leben davongekommen ſind. Ohne deine Hilfe wäre das nicht möglich geweſen. Wie viele Kamele und Pferde wirſt du in Jehol retten können? Du haſt heute nacht mehr genützt, als du hinter deinen elenden Kloſtermauern in einem ganzen Leben nützen kannſt.“

Dortſche ſchien ſie nicht zu hören. Er beobachtete die leuchtende Bahn des Steppenbrands.

„Du ſiehſt, daß das Feuer von Oſten und Weſten zugleich heranrückt, und daß der Salzgürtel ſo ſchmal iſt, daß wir mit den Tieren hier gebraten werden können. Reiten wir lieber weiter nach Norden bis zur großen Salzwüſte.“

„Du haſt recht. Vorwärts!“

Wieder rief ſie, und die Kamele folgten ihr. Das Getrappel auf dem harten Boden wurde übertönt vom Geheul des Sturms und dem Ziſchen und Sauſen des vordringenden Feuers.

In ein paar Minuten waren ſie an dem Steppenſtreifen angelangt, der überſchritten werden mußte, als das Feuermeer wie ein Lavaſtrom von Oſten herangewälzt kam. Die Tiere ahnten die Gefahr und folgten ihrer Führerin, die immer mehr nach Weſten abbog, um den mit raſender Geſchwindigkeit heraneilenden Flammen zu entgehen. Schon hatte ſie die ſchmale Grenze zwiſchen der Steppe und der Salzwüſte erreicht, und die erſten Kamele liefen ruhig weiter nach Norden, da ſie in dieſer Richtung keine Spur von Brand mehr ſahen. Sie ſelbſt hielt am Rande, um die Schar zu erneuter Anſtrengung zu mahnen. Sie freute ſich über jedes Tier, das heil hinüberkam.

Schon waren alle gerettet — da ſtieß ſie einen verzweifelten Schrei aus. Unmittelbar vor dem Pferde, das

Dortsche ritt, fauchte ein Flammenstreifen durch das Gras heran. Dortsche hatte nur noch ein paar Pferdelängen vor sich, und er stieß mit aller Macht dem Tier die Hacken in die Seiten.

Aber das Pferd scheute vor der Hitze, erstickte im Rauch, stürzte und warf den Reiter ab. Im nächsten Augenblick erhob sich das Pferd, wieherte ängstlich nach den Kameraden, kehrte um, stürzte geradewegs ins Feuermeer hinein und bäumte sich inmitten der Flammen wie ein schwarzer Salamander empor, bis es tot in dem brennenden Grase niederfiel.

Schlimm sah es auch für Dortsche aus. Er raffte sich auf, löste mit einem Handgriff seinen Gürtel, um den Pelz zum Schutz über den Kopf werfen zu können, und stürzte nach Westen, wo das Gras niedriger und das Feuer weniger heftig war. Er war, ohne es zu wissen, bereits dem Rande der Salzwüste ganz nahe. Seine Augen hielten die Hitze nicht aus. Dolmas Rufen hörte er nicht. Auf die Gefahr hin, zu verbrennen und für immer verunstaltet zu werden, stürzte sie sich, halb nackt wie sie war, mit ein paar Katzensprüngen in die Flammen und zerrte Dortsche mit aller Macht am Pelze nach der Richtung, woher sie gekommen war.

Er fühlte ihren Griff und verstand, was sie wollte. Den rechten Arm schlang er um ihren Leib, schlug mit der Linken seinen noch triefend nassen Pelz um ihren Körper und eilte entschlossen nach der Richtung, die sie

angab. Als er trotz der übermenſchlichen Anſtrengung mit ſeiner Laſt plötzlich ſtürzte und halberſtickt liegenblieb, war er ſchon ein paar Schritt über die Feuergrenze hinausgelangt.

Dolma hatte kürzere Zeit als Dortſche den Atem anhalten müſſen. Weder das Feuer noch der Rauch hatten ihr etwas anhaben können. Sie ſchlüpfte aus dem Pelz heraus und ſchleppte Dortſche noch ein paar Schritt von dem brennenden Graſe weg. Dann zog ſie ihm die Stiefel aus, deren Sohlen glühten, wand ihm einen Zipfel des Pelzes um die Stirn, um ſie abzukühlen, und infolge ihres Willens, ihn zu retten, brachte ſie ſeine Lebensgeiſter bald wieder in Gang. Er ſchlug die Augen auf und ſchaute verwundert in das Feuer, das ſich in ſeiner Nähe vorüberwälzte. Das Wiehern ſcheuer Pferde friſchte ſeine Erinnerung auf; er holte einigemal tief Atem und war binnen kurzem wieder hergeſtellt.

Im Norden breitete ſich die ſchwarze Nacht. Dort war kein Feuer zu ſehen. Dort lag, wie Dolma geſagt hatte, die Wüſte. Im Oſten, woher der Steppenbrand gekommen war, wurde es dunkel. Das Gras war niedergebrannt. Nur hier und da glühten noch dichteres Gebüſch und die zähen Stämme der Tamarisken. Im Süden wurde das ſchwarze abgebrannte Land da und dort von zerſtreuten Feuerſtreifen erhellt. Nur im Weſten, wo der Steppenbrand weiterging, war es noch taghell.

Die beiden befanden sich in der alles Pflanzenwuchses baren Salzwüste, die im Norden an die Steppe grenzte. Einige Schritt von ihnen entfernt lag ein Dickicht von verdorrten Tamarisken. Dorthin ging Dortsche, brach einen Armvoll Äste und Zweige ab, die er auf einen Haufen legte und anzündete. Der Sturm ließ allmählich nach, und die Nacht wurde kühl.

Während Dolma saß und träumte, rang Dortsche das Wasser aus seinem Pelz, und als dieser endlich trocken geworden war, hüllte er das Mädchen hinein. Mit einem Tamariskenstamm lockerte er den sandigen Boden an der Windseite des Feuers. Dort bettete er Dolma und gab ihr ein Reisigbündel als Kissen. Sie schlief bereits. Er selbst streckte sich neben dem Feuer aus und fiel in schweren Schlaf.

4
Das Kloſter in Jehol

Bei Tagesgrauen wurden die Schläfer durch Pferdegetrappel und Menſchenſtimmen geweckt. Sonam und ſeine Leute waren mit einigen von Dortſches Dienern herbeigeeilt. Solange der Brand anhielt, hatten ſie nicht zu Dolmas Lager vordringen können. Nun aber war die letzte Glut erloſchen, und ihre Nachforſchung hatte ſie ans Ziel geführt.

Nachdem ſie die Tſamba, das Frühſtück aus geröſtetem Mehl, genoſſen hatten, brachte Dortſche mit Sonam den Kamelkauf in Ordnung, nahm Abſchied und ſtieg zu Pferde. Dolma ließ ſich nicht anmerken, was ſie fühlte, als ſie Dortſche über die verbrannte Steppe davonreiten ſah.

Von zwei Dienern begleitet, ritt er ſüdwärts nach Jehol.

Eines Abends hielt er vor der Kloſterpforte. Der Prior hieß ihn willkommen. Von Höfen, Balkonen und Altanen

musterten Mönche in roter Tracht den neuen Bruder. Alle kannten ihn dem Namen nach. Man wußte, daß er fürstlichen Geblüts und weit gereist war und daß ihn derselbe Taschi-Lama gesegnet hatte, dessen Andenken der Klostertempel geweiht war.

Schon auf der Schwelle zerriß er alle Bande, die ihn mit der Welt verknüpften, indem er seine Leute verabschiedete. Sein Reitpferd durfte er behalten. In zwei kleinen Lederkoffern verwahrte er das chinesische Silber, die Kleider und Kleinigkeiten, die sein ganzes Gepäck ausmachten. Er besaß einen Rosenkranz mit 108 Kugeln und trug das Götterbild bei sich, das er vom Großlama erhalten hatte.

Der Prior war ein ehrwürdiger Kanpo-Lama, also ein Mönch von sehr hohem Rang. Vor etwa sechzig Jahren war er nach Taschi-lunpo gekommen, hatte dem in Peking entschlafenen Großlama während seiner ganzen Inkarnationszeit nahegestanden und hatte im Gelben Tempel in Peking an seinem Totenbett gesessen. Deshalb hatte der Kaiser ihn zum Abt des Klosters ernannt, das für ewige Zeit die Erinnerung an den Toten bewahren sollte.

Von Geburt war der Prior Tibeter. Er trug dieselbe rote Toga wie die andern Mönche; sein schneeweißes Haar war gleichfalls kurz geschoren, das Gesicht bartlos. Den Geistlichen gegenüber, die ihm unterstanden, bewies er freundliche Nachsicht, als fühlte er auf Grund seiner langen

Erfahrung Mitleid mit ihnen wegen der Zukunft voller Geduld und Entsagung, die sie erwartete.

Er klopfte Dortsche auf die Achsel und sagte:

„Willkommen, Bruder! Ich sehe dich nicht zum erstenmal. Als du im Gelben Tempel den Taschi-Lama vor der Gefahr warntest, die ihm drohte, habe ich dich empfangen. Für das, was du damals tatest, segnete er dich, und alle seine Freunde segnen dich noch heute dafür.

„Ich weiß, daß du gegen den Willen deiner Verwandten zu uns gekommen bist und daß du die Schlingen zerrissen hast, die dir gelegt wurden. Du wirst nie bereuen, daß du den einzigen Weg gewählt hast, der zur Befreiung, Rettung und Ruhe führt.

„Sei also willkommen, Tsangpo Lama! Denn auf diesen Namen sollst du fürderhin hören. Jeder Bruder unserer Gemeinde muß einen Klosternamen religiösen Klangs führen. Höre nun, weshalb ich diesen gewählt habe!

„Das Kloster Taschi-lunpo, in dem der Großlama fast sein ganzes Leben verbrachte, in dem ich an seiner Seite alterte und nach dem deine Pilgerträume wandern, liegt nicht weit vom Südufer eines Stroms, des Martsang-tsangpo, der gewöhnlich nur Tsangpo, der Strom, genannt wird. An Größe und Ruhm kann sich kein Fluß in Tibet mit ihm messen. In schäumenden Kaskaden durchbricht er die hohen Berge und schenkt Millionen von Menschen in Indien Leben und Nahrung. Dort strömt er unter

dem Namen Brahmaputra, Brahmas Sohn, gewaltig und ruhig wie ein Greis zwischen Hügeln, Wäldern, Äckern und Dschungeln hindurch seiner Vernichtung im Indischen Ozean zu. Möge dein Leben, Tsangpo Lama, wie der große Strom schließlich in sein Nirwana münden.

„Du wirst selbst einmal das Urbild deines Klosternamens sehen, wenn du an der Schwelle deines Wallfahrtziels, am Grabe des Taschi-Lama, stehst. So wisse denn, daß deine Vorbereitungszeit im Kloster sich über drei Jahre erstrecken wird. Binnen kurzem wirst du die Prüfung durchlaufen, die dich zum Getsul, zum Novizen, macht und dir die Berechtigung gewährt, die einfache priesterliche Tracht zu tragen. Bei den Tempelfesten mußt du in dieser Eigenschaft die Pflichten eines dienenden Bruders erfüllen. Wenn du dein zwanzigstes Jahr vollendet hast, wirst du der schweren Prüfung unterworfen werden, die dir den Titel Gelong und die Würde eines Lama verleiht. Als solcher besitzt du die Vollmacht, alle priesterlichen Ämter auszuüben, und das Recht, die hohe gelbe Mütze und den goldnen Dortsche, den Donnerkeil, zu tragen, das Symbol des reifen Mönches."

Während der Prior sprach und Tsangpo Lama zuhörte, gingen sie langsam über Klosterhöfe, durch Gassen und Parke und traten schließlich in einen dunkeln Gang, der in eine Tempelhalle mündete. Auf dem Hochaltar saß ein in tiefe Betrachtung versunkener Buddha. Ollampen brannten vor ihm. Hier blieb der Prior in Anbetung

ſtehen. Dann ſprach er, die Hände nach dem Bilde ausgeſtreckt:

„Er iſt der Erlöſer! Gautama iſt ſein Name. Er war ein Königsſohn, der der Welt entſagte, großen Ruhm durch ſeine Weisheit und Tugend erwarb und viele Jünger und Anhänger um ſich verſammelte. Wenn man, wie ich, ein ganzes Leben im Kloſter zugebracht hat, findet man ſchließlich, daß alles, was hier gelehrt wird, nur ein Schritt iſt auf dem Wege zu dem hohen Geſetz, das unter Indiens Sonne von Gautama Buddha gepredigt wurde. Für dich genügt es, daß du in den drei Jahren, die du bei uns zubringſt, nach Buddhas Geſetz zu leben verſuchſt und das ‚Rad der vier Wahrheiten' drehſt. Da wirſt auch du eines Tages die Klarheit erringen, ohne die kein Sterblicher in das Nirwana eingehen kann."

Der Rundgang endete in der Mönchszelle, in der Tſangpo Lama hauſen ſollte. Das Zimmer lag ganz oben im Hauptgebäude des Kloſters. Nach Norden hinaus ging ein kleines viereckiges Fenſter, nach Oſten ein Balkon mit ſchwarzgeſtrichenem Geländer. Die Ausſtattung war einfach, wie die Ordensregeln es beſtimmen: eine Holzpritſche mit Schafpelz, ein Schemel, ein Hausaltar mit Statuen von Buddha, Tſongkapa und andern Heiligen.

Die Ausſicht vom Fenſter und Balkon war herrlich: eine Welt mittelhoher Berge in gelben und hellroten Tönen und in der Ferne verblauende Kämme. Von Norden her ſchlängelte ſich das Tal des Joho bis zum

Zuſammenfluß mit dem Luanho ſüdlich von Jehol; in Südoſten erkannte man die Talſchlucht der vereinigten Flüſſe auf ihrem Wege nach der Küſte des Gelben Meeres.

Das Kloſter war von einem herrlichen, eingezäunten Park umgeben, in dem Kryptomerien, Lärchen, Weiden, Birken und Pappeln wohligen Waldduft verbreiteten. Im Schatten eines Hains pflegte Tſangpo Lama die heiligen Bücher zu leſen, die man kennen muß, um Lama zu werden.

Schagdur Lama, ein Mönch mittleren Alters und Burjate von Geburt, führte ihn durch die metaphyſiſchen, aſtrologiſchen und mediziniſchen Irrgänge der unerſchöpflichen Schriften.

Ein anderer Mönch, Tundup Lama, ein geborener Tibeter, unterrichtete ihn in der Sprache von Bod-jul, von Tibet. Tſcherdon, ein Laienbruder, ein Mongole aus Uljaſſutai, bediente die im oberſten Stockwerk hauſenden Mönche. Als Novize mußte Tſangpo Lama ſich dareinfinden, ſein eigener Diener zu ſein und älteren Mönchen aufzuwarten.

Schon nach einem Monat konnte er ſich der erſten Prüfung unterziehen. Seitdem durfte er unter den übrigen Novizen in der kirſchroten Tonſur erſcheinen und in dem langen Gewande von derſelben Farbe, das, in der richtigen Weiſe über Schultern, Arme und um den Leib geſchlagen, wie eine römiſche Toga ausſah. Als er vor dem Prior und den oberſten Mönchen die Kloſtergelübde

ablegte, unter anderm das eine, nie ein Weib zu berühren, glaubte er den Gang des ſchnellfüßigen Kamels zu hören, das Dolma über die Steppe trug.

Vom erſten Tag an ging er an ſeine Arbeit. Seine Zeit war zwiſchen Tempeldienſt und Studien geteilt. Wie die andern Novizen mußte er ſeine tägliche Runde machen und in die blanken Meſſingſchalen auf den Altartiſchen vor den Götterbildern Reiskörner, Tſamba, Butter und Waſſer ſchütten. Er putzte rauchende Dochte, die zu Ehren der Heiligen brannten, und achtete darauf, daß die Altarlampen nicht infolge Ölmangels erloſchen. Man ſah ihn Holz und Reiſigbündel zu den Öfen der Klosterküche tragen und mit einer ſchweren Kupferkanne voll dampfenden Tees nach den Zellen der Mönche wandern. Mit Wohlgefallen lauſchte er dem wiegenden Rhythmus der Hymnen und Gebete, die Mönche und Novizen im Chore abwechſelnd ſangen.

Bei den Tempelfeſten und Feiern, die jährlich an beſtimmten Tagen wiederkehrten, fehlte er nicht. Halb hinter einer Säule oder einer Draperie verborgen, ſaß er da und betrachtete den wilden Teufelstanz der Mönche, durch den die böſen Geiſter beſchworen werden ſollten. Am meiſten ſagte es ihm zu, wenn er ältere Mönche begleiten durfte, die der Prior ausſandte, um kranken Mongolen Heilmittel zu verabreichen, den Geiſtern der Toten behilflich zu ſein, die irdiſche Hülle zu verlaſſen, oder neugebornen Nomadenkindern glückbringende Namen zu geben.

Über die langen Pergamentblätter gebeugt, die lose zwischen zwei Holzdeckeln lagen, konnte er stundenlang im Klosterhain verweilen, um mit Schagdur Lamas Hilfe einzudringen in die Lehre von der Seelenwanderung, von den Wiedergeburten und in die unergründliche Weisheit und Mystik, die eingeschlossen sind in den Worten: Om mani padme hum, das heißt: „O, das Juwel ist in der Lotosblume", oder „Die selbst schaffende Kraft ist im Kosmos."

Gegen den Herbst hin wurden die Tage kürzer und die Luft kälter. Schließlich verließen Tsangpo Lama und sein Lehrer den Park und verlegten die Arbeitsstunden in Tsangpo Lamas Kammer. Von seinem Balkon aus sah der junge Mongole allmählich die sommerwarmen Farben verblassen und die blauen Berge in der Ferne sich in immer härteren Tönen abheben. Der Sturm heulte an den Ecken der Klostergebäude, und beißend kalter Nordwestwind trieb dichte Wolken feinen Staubes von der Wüste herein. Oft wurde es so dunkel, daß man nicht einmal die nächsten Höhen erkennen konnte, und mehrmals am Tage brachte der gute Tscherdon glühende Kohle in einem eisernen Becken, um Tsangpo Lamas Zelle zu erwärmen.

Dann hielt der Winter seinen Einzug, und des Sturmes Lieder nahmen einen noch schärferen eisigeren Klang an. Das ganze Land war in Weiß gehüllt. Die Haufen vergilbter Blätter, die sich vor kurzem noch im Wirbeltanz zwischen den Bäumen und an der Parkmauer

gejagt hatten, wurden unter Schneewehen begraben. Mehlfeiner Schnee drang vom Balkon durch die Türritzen herein, aber Tsangpo Lama war abgehärtet, und er trug einen Schafpelz zum Schutz.

Der Frühling kam. Der Schnee wurde weich und schmolz. Schüchterne Blumen lugten aus dem Boden hervor, die Bäume trieben Knospen, die Macht der Kälte wurde gebrochen, und bald lag der Studienhain wieder unter dichtem Laubdach im Schatten. Die Zugvögel kehrten zurück, die Wildgänse flogen nach Norden. Ehe man sich's versah, war der Sommer wieder da. Überall erwachte das Leben.

Tsangpo Lama dünkte dieser Sommer lang. Oft saß er an seinem Fenster und sah nach Nordwesten. Seine Gedanken umkreisten den Dalai-nor. Abends pflegte er den Horizont zu mustern, ob nicht vielleicht ein Steppenbrand Dolmas Tapferkeit von neuem auf die Probe stellte. Aber dunkel und still lag die Steppe.

Der Sommer ging zu Ende. Wieder wurden die Blätter gelb. Die Wildgänse flogen nach Süden, und das Leben entschlummerte. Alles ist eitel, nichts hat Bestand, sagt Buddha. Der Kreislauf vollendete sich nach ewigen Gesetzen. Es wurde wieder Herbst und Winter und Frühling, und Tsangpo Lama fühlte sich im Kloster immer mehr als ein Gefangener. Er sehnte sich hinaus! Die Steppe war seine Heimat. Er gedieh nicht in einem Steinhaus, dessen enge Kammern nie spannende Ereignisse

boten. Sein einziger Troſt war der Wind, der Grüße von der Steppe brachte, und der Anblick derſelben Sterne, die auf ſeine Wege durch die Wüſte hinabgeblickt hatten.

„Ich muß meine Pflicht erfüllen“, dachte er. „Jeder Tag bringt mich dem Ende der Kloſterzeit einen Schritt näher. Nur als fertiger Lama will ich an Pantſchen Rinpotſches Grab treten.“

Im dritten Jahr arbeitete er mit verdoppeltem Eifer und verkürzte die Zeit durch ſeinen Fleiß. Der letzte Winter in Jehol ging ſchneller vorüber, als er gehofft hatte, und er war ihm noch nicht allzulang erſchienen, als ſchon die Lerchen die Wiederkehr des Frühlings verkündeten.

Als der Jahrestag von Tſangpo Lamas Eintritt ins Kloſter zum drittenmal anbrach, wurde er in das Zimmer des Priors gerufen.

„Heute feiern wir das Feſt des Neumonds. Wenn die Poſaunen auf dem Dache erklingen, wirſt du dich im großen Kloſterhof einfinden, um deine Prüfung zu beſtehen.“

Tſangpo Lama verbeugte ſich. Als die Stunde gekommen war, erſchien er auf dem Hof und ſtellte ſich vor verſammelter Brüderſchaft dem Kreuzfeuer der ihm in der Prüfung entgegentretenden Mönche. Mit lauter Stimme ſtellten ſie ihre verfänglichen Fragen, aber er beantwortete ſie alle.

An den beiden folgenden Tagen wurde die Prüfung fortgesetzt. Schließlich wurde der neue Lama unter den üblichen Zeremonien mit der priesterlichen Tracht bekleidet. Die gelbe Lamamütze wurde ihm auf den Kopf gesetzt und ein schimmernder „Dortsche" in die Hand gegeben.

Während des gemeinsamen Teetrinkens auf dem Hof nahm er von den Mönchen Abschied und zum Schlusse dankte er dem ehrwürdigen Prior für die Güte, die er ihm in den vergangenen drei Jahren bewiesen hatte.

Während Tscherdon sein Pferd sattelte, stieg Tsangpo Lama im Schein der Morgenröte aufs Klosterdach hinauf, setzte das Schneckenhorn an die Lippen, grüßte die Sonne und rief die Brüder zur Last des neuen Tags.

Dann eilte er zum Tor hinab, schwang sich in den Sattel und ritt Tag und Nacht nach seinem heimatlichen Zelt am Schandu-gol.

Kaum war Tsangpo Lama zwischen die Lanzen vor Erke-Norbo Chans Zelt getreten, da erhielt er Nachricht von dem kaiserlichen Befehl, daß im kommenden Frühherbst Vertreter aller Mongolenstämme zu einer Pilgerfahrt nach dem Grabe des Taschi-Lama aufbrechen sollten. In dem Schreiben hieß es, der Kaiser betraure noch immer den Verlust des edeln Lehrers, der ihm die Wunder der seligmachenden Religion ausgelegt habe, und Höchstderselbe wolle durch die Berichte der von den Mongolen bevollmächtigten Männer die Gewißheit erhalten, daß das Grab des Heiligen auf eine des Toten würdige Art gepflegt werde.

Jahr für Jahr zogen gewaltige Pilgerscharen nach den Tempelstädten Tibets. An den jetzt anberaumten Zug, den der Tod des Taschi-Lama veranlaßt hatte, wurden große Ansprüche gestellt.

Schon im Winter begannen die Mongolen ihre

Vorbereitungen. Reiter zogen mit Botſchaft von Stamm zu Stamm. Auf einer Strecke von Hunderten von Meilen berieten Häuptlinge und Mönche über Geleit und Bewaffnung, Proviant und Geſchenke und über die Zahl der Pilger, die von jedem Stamm zugelaſſen werden ſollten.

Es wurde beſchloſſen, daß die Karawane gemeinſam mit den Geſandten des Dalai-Lama ziehen ſolle, wenn dieſe im Herbſt nach Tibet zurückkehrten. Jahr für Jahr pflegte der oberſte Geiſtliche von Lhaſa Bevollmächtigte zum Kaiſer mit Geſchenken zu ſchicken, dem einzigen Tribut, den Tibet an China entrichtete.

Es war auch ein Vorteil, in großer, ſtarker Geſellſchaft zu reiſen, da man durch die unſicheren Gegenden an den Quellen des Hoangho und des Jangtſekiang zog. Die Räuberhorden der kriegeriſchen Tanguten wagten dann nicht, die frommen Scharen zu behelligen. Kaiſer Kienlung ſelbſt ſollte von einer Anzahl hoher Mandarine vertreten werden, die den Auftrag hatten, koſtbare Gaben für die Grabkapelle des Taſchi-Lama zu überbringen. Die Aſtrologen ſetzten den Tag feſt, der für glückverheißend angeſehen wurde.

Zum Sammelplatz war die kleine Stadt Wangjefu in Ala-ſchan beſtimmt worden. Die Vertreter des Stammes der Tſacharen hatten von Erke Norvo Chan den Befehl erhalten, ſich rechtzeitig bei ſeinem Zeltlager einzufinden.

Als der Sommer vergangen war und die Zeit herannahte, konnten die Tſacharen faſt täglich ihre Nachbarn in kleineren Abteilungen durch die Steppe nach Kokochoto ziehen ſehen, auf deſſen Märkten mehrere von ihnen ihre Einkäufe machen wollten. Unter ihnen waren Pilger von den Stämmen der Tumed-, Ongnjod-, Naiman- und Barin-Mongolen. Torguten, Kalmücken, Chalchas und Burjaten hatten der Sommerhitze getrotzt; ſie hatten mit ganzen Wolken von Bremſen zu kämpfen gehabt, die wie Rubine funkelten, wenn man ihre blutgefüllten Leiber gegen die Sonne ſah. Sie waren meiſtens nachts gewandert und hatten ihre Kamele bei Tag weiden laſſen.

Sunjuten, Uroten, Durboten und Ölöten hatten bis Wangjefu nicht ſo weit zu ziehen. Dagegen hatten die Boten des Dalai-Lama bis zum Sammelplatz eine anſehnliche Strecke zurückzulegen, da ſie ihre Reiſe in Peking antraten. Sie waren Tibeter und kannten die Wege. Unter ihnen herrſchte die beſte Stimmung; ſie kehrten ja in ihre Heimat zurück, während die Pilger, von religiöſer Begeiſterung getrieben, ihre Stammſitze verließen.

Erke Norvo Chan vertraute die Aufſicht ſeiner Stammverwandten einem Häuptling des Roten Banners an. Er ſelber wurde durch ſeinen Sohn Tſangpo Lama vertreten, der für ſeine Rechnung koſtbare Gaben für die Wiedergeborenen in Tibet mitführte, acht Kamele — zwei mit Silber beladen, zwei mit Burchanen, Buddhabildern aus Lamamiao, und vier, die in Häute eingenähte Ballen

mit Pelzwerk, Seidenstoffen und Goldbrokat aus den besten Geschäften Pekings trugen.

Aus dem Lager der Tschacharen am Schandu-gol brachen an hundertundfünfzig Mann auf, Begleitmannschaft und Treiber eingerechnet. Vier Lamamönche begleiteten ihre Verwandten. Zwei von ihnen, die im Dienste Buddhas ergraut waren, hatten schon früher die Wallfahrt gemacht. Einige von den Pilgern nahmen auch ihre Frauen mit. Ulan Schereb, der alte Märchenerzähler des Stammes, sollte an den Winterabenden die Stimmung an den Lagerfeuern beleben. Man rechnete ja damit, ein halbes Jahr unterwegs zu sein!

Als der Tag gekommen war, hatten sich alle, die von den Tschacharen teilnahmen, bei Erke Norvo Chans Zelt versammelt. Man begann beizeiten, die Lasten abzuwiegen, die Kamele zu beladen und die Pferde zu satteln. Die Hirten, die auf nichts zu warten hatten, brachen mit ihren Scharen von wohlgenährten Fettschwanzschafen auf. Fast der ganze Tag ging hin, bis die letzten Vorbereitungen getroffen waren. Erst am Nachmittag wurde die Zugordnung festgesetzt. Häuptlinge und Mönche, die in Erke Norvo Chans Zelt mit Tee bewirtet worden waren, stiegen zu Pferd. Als die Sonnenscheibe gegen Abend sich rot zu färben begann und die Bremsen aufhörten zu summen, vernahm man das Läuten der Kamelglocken an der Spitze der Karawane, und langsam und schwerfällig setzte sich der Zug in Bewegung.

Erke Norbo Chan ritt an der Spitze. Er wollte die Karawane bis zu ihrem erſten Lager begleiten. Neben ihm ritt der Tſacharenhäuptling, der zum Führer des Zugs auserſehen war, und die beiden älteſten Lamas in roten Togen und gelben runden Hüten. In zerſtreuten Gruppen ritten Pilger und Bewaffnete. Die Kamele wurden in Reihen von ſechs, acht oder zehn geführt. Zwiſchen ihren Höckern und an ihren Flanken ſchaukelten die Laſten unter Reitern in bunten Trachten und unter Frauen, die zur Hälfte in ihren Kiſſen und Kleiderbündeln verſchwanden.

An der Spitze des Zuges hatten die Glocken ſchon eine gute Weile im Marſchtempo geklingelt, als bei den letzten Kamelen die Klöppel erſt die uralte Karawanenmelodie einzuläuten begannen. Da trat Tſangpo Lama aus dem Zelt ſeiner Mutter heraus; er hatte von ihr und den übrigen Frauen der Familie Abſchied genommen. Er ſtieg zu Pferd, um mit zwei treuen Dienern darauf zu achten, daß niemand zurückblieb.

Man wollte ſich erſt gegen Mitternacht lagern, wenn der Mondſchein unterm Horizont verſchwunden war. Noch brannte der Widerſchein des Abendrots über der Steppe. Die ganze Karawane war wie in Glut getaucht. Die Kamele ſchaukelten roten Koloſſen gleich dahin. Weiße Pferde ſahen hellrot aus, braune und ſchwarze blutrot. Lederkoffer, Zeltſtangen, Gewehre, Säbelſcheiden, Steigbügel und metallbeſchlagene Sättel konnten mit derſelben kirſchroten Farbe angeſtrichen ſein wie die Säulen in den

Tempelhallen von Jehol. Unendlich lang ſtreckten ſich die Schatten von Menſchen und Tieren auf dem Steppenboden. Tſangpo Lama, der am Ende des Zuges ritt, ſah die ganze Karawane ſich rabenſchwarz vom flammenden Weſthimmel abheben.

Von Zeit zu Zeit hörte man Mahnrufe an die Kamele, die allzu gierig die Köpfe nach dem Steppengras ſenkten. Hier und da unterhielten ſich Pilger oder berieten über die Lagerplätze. Ausgeruhte, wohlgenährte Pferde waren ungebärdig und ſchwer zu zügeln. Sie kauten den Geifer am Zaum, tanzten mit angeſpannten Muskeln, warfen anmutig Hals und Kopf und grüßten die Kameraden mit lautem Wiehern.

Das Abendrot verblich und ſchwand. Die Steppe dunkelte, die Schatten ſiegten. Im Oſten ſtieg die Nacht herauf. Silbern ſchien der Mond auf die Karawane herab. Die Kamele, die im Dunkeln ſchlecht ſehen, hörten auf zu graſen. Die Pferde wurden ruhiger, und die Unterhaltung erſtarb allmählich.

Um mit ſeinen Gedanken allein zu ſein, ließ Tſangpo Lama den Abſtand zwiſchen ſich und dem letzten Kamel immer größer werden.

Wie auf einer Karte erblickte er das ganze grenzenloſe Grasland, das er nach allen Richtungen durchſtreift hatte und das er nun hinter ſich ließ. Vor ihm lag das heilige Tibet, das Ziel ſeiner Sehnſucht, und das Grab des Taſchi-Lama, dem er ſich in einem halben Jahre in

Ehrfurcht nahen wollte. Er dachte an die Nacht, die er vor vier Jahren mit Dolma verbracht hatte, und wie wenig gefehlt hatte, daß sie ihn vom Wege der Pflicht ablenkte.

Langsam schritt die Nacht über die Erde. Bald mußte der Mond untergehen. Die Glocken erklangen immer leiser in immer größerer Ferne.

Da hörte Tsangpo plötzlich hinter sich dumpfes Pferdegetrappel auf dem weichen Sandboden und das Rascheln von Schritten im Grase. Als er sich im Sattel umdrehte, sah er schon einen weißen Hengst neben sich, und auf ihm im weißen Ziegenpelz ein Weib, neben dem ein Hund herlief.

Er erkannte sofort, wer die Reiterin war. Anfangs fürchtete er, die Prüfung, die er in jener Nacht bestanden, als der Brand in der Steppe gewütet hatte, würde von nun an seine tägliche Gesellschaft werden und ihn wieder vom Ziel der Wallfahrt abziehen. Deshalb rief er:

„Woher kommst du, Dolma? Wenn du zu den Pilgern gehörst, ist es besser, du schließt dich deinem Stamm an. Sonst könntest du Verdacht erwecken."

„Die Steppe ist weit und hat viele Pfade", antwortete sie stolz. „Die Nacht ist düster und hat trübe Augen. Sei ruhig, ich begleite meine Stammverwandten nicht. Du weißt, daß ich unsere Herden nicht im Stich lassen kann. Ich bin ihnen ebenso treu wie du deinem Klostergelübde und deinen lebenden und toten Mönchen.

Ich wollte dich nur einmal in deiner Lamatracht ſehen, um mich zu überzeugen, daß du dich nicht einmal in Gedanken einem Weibe nähern darfſt. Nun iſt mein Gram und meine Einſamkeit leichter zu ertragen. Ich weiß, daß eure Karawane ſich lagert, wenn der Mond untergegangen und das Dunkel der Nacht undurchdringlich geworden iſt. Tſagan ſoll dich in das ferne Land begleiten und vor deinem Zelt wachen."

Nachdem ſie den Hund an Tſangpos Sattel feſtgebunden hatte, fügte ſie hinzu:

„Du ſiehſt, der Mond ſegelt ſchon wie ein Schiff auf dem Gras des Horizonts. Lebe wohl."

Ehe er noch ein Wort erwidern konnte, war ſie verſchwunden. Der Mond war untergegangen, und die Dunkelheit hüllte ihn ganz ein.

In einiger Entfernung verriet Feuerſchein, daß die Pilger ihr erſtes Lager aufgeſchlagen hatten.

* * *

Zwei Monate ſchon waren die Tſacharen unterwegs. Sie machten kurze Tagemärſche, um ihre Kamele und Pferde zu ſchonen für härtere Prüfungen, als ſie in der Wüſte und der Steppe zu beſtehen hatten. Bei Paoto gingen ſie auf flachen Fähren über den Hoangho, den Gelben Fluß, und ſetzten ihre Wanderung in ſüdweſtlicher Richtung durch Ordos fort, ein Wüſtenland, das an drei Seiten vom Gelben Fluß umſpült und im Süden von der Großen

Mauer begrenzt wird. Sie lagerten an tiefen Brunnen, die uralte Namen trugen, und verweilten oft länger als einen Tag, wenn das Weideland gut war. Wildgänse flogen zu ihren Häupten nach südlicheren Gegenden, Geier schwebten auf unbewegten Schwingen hinter ihnen her, satt und aufgedunsen von dem letzten Fraß an einem Kamelkadaver und in der Erwartung, binnen kurzem auf ein neues Opfer herabzustoßen. Die Dseren-Antilopen hielten einen Augenblick im Laufe ein und verfolgten den langsam wandernden Zug mit verwunderten Blicken, dann verschwanden sie ins Innere der Wüste. Führte aber der Weg an einem Tempel vorüber, so blieben sie in aller Gemütsruhe stehen, denn sie wußten von alters her, daß ihr Leben in der Nähe des Heiligtums geschützt war.

Nicht weit von Ning-scha setzte die Karawane zum zweitenmal über den Gelben Fluß. Am Fuß der waldbewachsenen Höhen des Ala-schan-Gebirges angelangt, schlugen die Pilger den Weg nach Wangjefu ein und lagerten eines Abends auf der Ebene südlich des kleinen Ortes.

Hier bot sich ihnen ein fesselnder, seltsamer Anblick. Die sonst so stille und öde Steppe, auf der höchstens arme Nomaden ihre Herden weideten, hatte sich in eine belebte Stadt verwandelt.

„So muß es ausgesehen haben," dachte Tsangpo, „wenn von Dschingis Chans Zelt das Aufgebot aus-

gegangen war und von nah und fern die Nomaden in die Sammellager strömten, um wie unübersehbare Heuschreckenschwärme nach Westen zu ziehen und Völker und Reiche dem Großchan zu unterwerfen."

Bevollmächtigte des Ala-schan-Fürsten wiesen den Tsacharen ihren Lagerplatz an einem reichlich fließenden Brunnen an. Hier errichteten sie nach bestimmten Regeln gruppenweise ihre Zelte, während die Karawanentiere in Begleitung ihrer Treiber auf die eine Tagereise entfernten Weideplätze zogen.

In der Nähe der verschiedenen Brunnen und Quellen stand eine Zeltstadt neben der andern, und doch waren die Tsacharen noch lange nicht zuletzt an dem Sammelplatz angelangt. Tag für Tag erscholl neues Schellengeläute, das immer näherkam und schließlich verstummte, wenn neue Lager von runden, prismatischen oder unregelmäßig geformten Zelten aus schwarzem oder braunem, zuweilen auch aus weißem Filz erstanden waren.

Da kamen Karawanen von verschiedenen Stämmen des weiten Landes der Chalchamongolen, von den Ufern der Selenga, des Orchon und Kerulen, in ihren Reihen stolze, reiche Häuptlinge in dunkelblauen Wolf- und Schafpelzen, auf kräftigen schwarzhaarigen Kamelen oder ausdauernden Pferden, die mit Troddeln und Bändern aus rotem Garn und mit blinkendem Silberschmuck behangen waren. Sie waren gewohnt zu befehlen und hatten nicht nötig zu sparen.

Eines Tages erklangen die Glocken der Burjaten, die monatelang auf dem langen Marsch von den Nadelwäldern des Jablonovijgebirges und dem kühlen Dickicht an Schilka, Onon und Argun in Ostsibirien her geklingelt hatten. Man sah es den Männern an, daß sie aus dem Waldland waren; denn sie trugen kostbare Grauwerk- und Zobelpelze. Ihre Zelte waren dagegen weniger kunstvoll aufgeführt als die der Mongolen. Ein frommer burjatischer Pilger schmückte den einfachen Altar in seinem Zelt mit einem vergoldeten russischen Kirchenbild, das Christus den Erlöser darstellte; er war der Meinung, das Bild gebe den Königssohn aus Sakjas Stamm, den ewigen Buddha, wieder.

Für die Pilger der Barinmongolen, die mit Götterbildern aus Lamamiao reichlich ausgerüstet waren, hegte Tsangpo Lama ein besonderes Interesse, denn zu ihrem Stamm gehörte Dolma. Nicht weit von ihnen lagerten die Ongnjoden, von denen einige in der Nähe der Palisaden an der mandschurischen Grenze ihre Wohnplätze hatten.

An einer andern Stelle waren zwischen ihren Zelten die Ölöten geschäftig; sie sangen Lieder, die seit der Zeit, da die Großchane die Welt beherrschten, von Mund zu Mund gingen. Ihre Heimat hatten sie in dem Lande nordwestlich vom Ala-schan, wo ehemals Uiguren und Usunen ihre Herden weideten und unter Trauerweiden ihre Zelte aufschlugen.

Wie zu einem Schauspiel versammelte man sich, als eines Abends neuer Glockenklang ankündigte, daß eine kleine Kalmückenkarawane im Anzug war. Die Kunde von ihrem Schicksal hatte sich in der ganzen Mongolei und in China verbreitet.

Kaum fünfzehn Jahre war es her, da waren dreihunderttausend Männer, Frauen und Kinder, alles Kalmücken vom Stamm der Torguten, vor der Härte des Zaren über den Ural, durch die Sümpfe des Emba und durch die Wüsten Turkestans nach der Dsungarei geflohen, um neue Wohnplätze am Fuße der Bergketten des Altai, des Tarbagatai und des Tien-schan zu suchen; freiwillig erkannten sie Kienlung als ihren Herrscher. Seit diesem Tag gebot der Kaiser allen Mongolen, und im ganzen Tsaoti oder Grasland wogte kein Grashalm im Winde, der nicht ihm gehörte. Ihre Pilger sahen ärmlich aus. Einige von ihnen hatten ihre Pelze mit russischen Uniformknöpfen geschmückt, die den Namenszug der Kaiserin Katharina trugen.

Die letzten, die sich einstellten und deshalb in Alaschan eine kürzere Ruhezeit genossen als die andern, waren einige Torgutenkarawanen, die auf ihren Tschapanen, ihren Pelzröcken, und in der Wolle ihrer hohen Kamele Wüstenstaub aus dem Herzen Asiens mitbrachten. Sie kamen aus Chami, der Stadt der Melonen, aus dem großen, stolzen Urumtschi, aus der Gegend des Bogdo-ola, des Gottesbergs, dessen Kamm von Feldern ewigen

Schnees ſchimmert; einige der Wallfahrer waren in den Ebenen um den Ebi-nor und Sairam-nor zu Hauſe.

Man war erſtaunt, daß die Torguten in einer Stärke von hundert Mann dem Rufe zur Teilnahme an der Wallfahrt gefolgt waren. Kaum dreißig Jahre waren vergangen, ſeit ſie mit dem Reich der Mitte im Kriege gelegen waren und in der Dſungarei zwei chineſiſche Heere vernichtet hatten. Eine dritte Armee, die der Kaiſer zu ihrer Unterdrückung ausgeſandt hatte, beſiegte ihre Horden und richtete ein Blutbad an, das nie vergeſſen werden konnte. Mehrere von ihnen ritten kräftige Pferde, und ein bei einem ihrer Häuptlinge in Dienſt ſtehender mohammedaniſcher Dungane verſicherte, dieſe Pferde ſtammten von arabiſchen Ahnen, die vor tauſend Jahren unter den grünen Fahnen des Kuteibe-Ibn-Muslim und des Propheten nach Zentralaſien gekommen waren.

In der elften Stunde, am Tage vor dem Aufbruch, langten fünfundzwanzig Solonen mit Kamelen und Pferden aus der nordweſtlichen Mandſchurei an. Ihre Nachbarn vom Stamm der Chalcha zweifelten ihre Rechtgläubigkeit an und erzählten, die Solonen gehorchten abergläubiſchen Schamanen, opferten heidniſchen Götzen, verbrennten ihre Toten und verwahrten die Aſche in Säcken, die ſie an Baumzweige hingen und im Winde ſchaukeln ließen. Sie ſelbſt verſicherten, daß ſie zum rechten Glauben hielten, und zur Bekräftigung ihrer Worte ſchwangen ſie ihre Gebetsmühlen und murmelten unabläſſig die ewige

Formel: Om mani padme hum. Niemand verweigerte ihnen den Platz im Pilgerzug.

Als alle versammelt waren, zählte man gegen vierhundert Zelte, achtzehnhundert Pilger und über dreitausend Kamele und Pferde. Ein unbeschreibliches Leben herrschte in dem großen Lager. Man feilschte, tauschte Tiere, besserte Zelte und Sättel aus, packte um und holte die warmen Winterpelze hervor, die man an den kalten Herbstabenden bald gebrauchen konnte. Mongolische Hirten besuchten den Platz, um Schafe zu verkaufen. Chinesische Kaufleute hatten sich eingefunden mit Waren aus Liang-tschu-fu, Lan-tschu, Ning-scha, und es wimmelte von Possenreißern, Zauberern, Quacksalbern, Wahrsagern, Bettlern und Schmarotzern aller Art, die die Gelegenheit benutzen wollten, die Pilger zu schröpfen.

An den letzten Tagen pflogen die Häuptlinge der Karawane langwierige Beratungen über die Zugordnung. Es wurde festgesetzt, daß die Tibeter an der Spitze reiten sollten, da sie am besten mit den Straßen, Quellen und Weideplätzen vertraut waren. So weit die Wüste reichte, sollten sie sich mit wegkundigen Ölöten beraten. Hinter ihnen ritten Chinesen, Tscharen, Chalchas und die andern, jedes Volk mit seinen Lasttieren und seiner Begleitmannschaft. Beim Lagern wurde dieselbe Reihenfolge beobachtet, nur mit dem Unterschied, daß am Ufer eines Flusses oder Baches die Chinesen das Recht verlangten und auch zugesprochen erhielten, ihre Zelte am weitesten

oben aufzuſchlagen, wo das Waſſer am reinſten war, während die Solonen am weiteſten unten lagerten, wo das Waſſer von allen andern getrübt worden war. In öden Gegenden, wie in der Sandwüſte Tengeri ſüdlich vom Ala-ſchan und im Tſaidam-Becken weſtlich vom Koko-nor, mußten die einzelnen Abteilungen der Karawane in weiten Abſtänden lagern, damit Waſſer und Weide für alle zureichten.

In den unſicheren Gebirgsgegenden galt es zuſammenzuhalten, um die Gefahr eines Überfalls zu vermindern. Das Land weſtlich von den Quellen des Gelben Fluſſes war ſeit alter Zeit berüchtigt als Schlupfwinkel tangutiſcher Räuberhorden, die es als eine gute Einnahmequelle anſahen, die mongoliſchen Pilger ihres Geldes und ihrer Pferde zu berauben. Viele Pilger aus dem Grasland hatten dabei ihr Leben eingebüßt, und das Unglück war, daß die Mongolen ſich mit den Tanguten nicht an Tapferkeit meſſen konnten. Buddhas Lehre hatte dem einſtigen wilden, kriegeriſchen Mute der Horden der Steppe die Spitze abgebrochen. Die Klöſter entzogen ihnen zuviel von ihrer männlichen Kraft. Die Nomaden waren verweichlicht, ſie waren fromm geworden und liebten das friedliche, ruhige Leben in der grenzenloſen Steppe.

Die Tanguten dagegen waren mutige, kecke, wilde Männer, und Buddhas Lehre hatte ſie nie zu zähmen vermocht. In ihren tiefen Tälern zwiſchen ſchneebedeckten Bergen wohnten ſie in kleinen Gemeinden in ſchwarzen

Zelten aus Jakwolle und ſchliefen rings um die Feuerſtelle auf Stroh oder Filz, während der Schnee durch den Rauchfang hereinrieſelte. Wie die ſtammverwandten Tibeter beſaßen ſie Herden von Jaken und Schafen.

Von der Leitung der Karawane, in der die tibetiſchen Geſandten das meiſte zu ſagen hatten, wurde der Befehl erlaſſen, ſobald das Signal zum Aufbruch erklungen ſei, ſollten alle Gruppen des Zugs reiſefertig ſein, damit zwiſchen den einzelnen Abteilungen keine Lücken entſtünden. Die Chineſen hatten auf einem Maultier eine kleine Kanone mit Lafette mitgenommen. Wenn am Morgen der erſte Schuß erklang, ſollten alle ihre Kamele und Pferde von der Weide hereintreiben, die Zelte abbrechen, die Tiere beladen und ſich marſchbereit halten. Wenn ein paar Stunden ſpäter der zweite Schuß abgefeuert wurde, ſollte die Spitze ſich in Bewegung ſetzen und die Abteilungen der Mongolen der Reihe nach folgen. Wer dann nicht fertig war oder weſſen Pferde ſich des Nachts verlaufen hatten, mußte für ſich ſelber ſorgen.

Zum letztenmal ging während des Aufenthalts der Pilger auf der Ebene bei Wangjeſu die Sonne am blutroten Himmel unter. Um ſicher zu ſein, daß ſie rechtzeitig fertig wurden, packten die Reiſenden bereits am Abend ihre Sachen ein, hielten alle Sättel und Riemen bereit und trieben ihre Tiere in die Nähe der Zelte. Graublaue Rauchſäulen ſtiegen reichlicher als ſonſt aus den Rauchfängen der Jurten; denn jetzt konnte man mit

ruhigem Gewissen den Brennstoff aufbrauchen, den man von armen Nomaden gekauft hatte.

Die untergehende Sonne beleuchtete den feinen Staub, der seit den letzten Stürmen in der Luft schwebte; darum flammte der Abendhimmel röter als Feuer. Die aufsteigenden Rauchsäulen färbten sich purpurn, und die Wälder auf den Abhängen des Ala-schan-Gebirges schienen zu brennen.

In der großen Karawane gab es keinen Stamm, den nicht zwei oder mehrere Mönche begleitet hätten, die während der Wallfahrt auf strenge religiöse Zucht hielten. In jedem Zelt diente ein Lederkoffer als Altar, auf dem einige Bilder Buddhas und anderer Heiliger standen. Das Innere eines Klosterbruderzeltes sah aus wie ein Tempel. Da standen Schalen mit Opfergaben und brennende Öllampen vor den Bildern.

Am Abend trat ein Lama aus seinem Zelt heraus und blies lange, tiefe Töne in sein Schneckenhorn; alle andern stimmten ein. Es war ein Abschiedsgruß an die Sonne, eine Aufforderung zum Gottesdienst, ein Gebet zu den Geistern der Steppe, der Berge und der Luft, den Wanderern gnädig zu sein. Nun wußten die Pilger, daß die Stunde des Aufbruchs herannahte und daß es ernst war mit der Wallfahrt.

Tsangpo Lama hatte vom Tscharenhäuptling, seinem Verwandten, den Auftrag erhalten, nach den Weideplätzen zu reiten und dafür zu sorgen, daß die Kamele und

Pferde des Stammes während der Nacht beim Lager zusammengetrieben wurden. Von Dolmas Hund Tsagan begleitet, ritt er ostwärts auf der Straße, die die Tscharen aus Ordos gekommen waren. In der Ferne sah er eine kleine Schar Reiter und Kamele, die zum Sammelplatz getrieben wurden. Er schenkte ihnen keine Beachtung. Solche Karawanen erschienen täglich auf den Wegen und Stegen, die nach Wangjefu führten. Eben wollte er nach links von dem Wege abbiegen und nach dem Weideplatz am Fuß des Gebirges reiten, als die Klänge von den Halsglocken der Kamele an sein Ohr drangen und ihn unwillkürlich aufhorchen ließen. Der Klang dieses Glockenspiels dünkte ihm reiner und melodischer, als er ihn je gehört. Je nach den launischen Stößen des leichten Abendwindes hörte er ihn bald stärker, bald schwächer; er konnte kaum der Versuchung widerstehen, der Karawane entgegenzureiten.

Aber er hatte einen Auftrag auszuführen. Die Sonne war eben im Westen untergegangen. Er bog vom Weg ab und trabte aufs Gebirge zu. Tsagan bellte und sprang der Karawane entgegen. Als Tsangpo trotzdem weiterritt, kam der Hund in voller Karriere zurück, bellte und tanzte vor dem Kopf des Pferdes, flog aber dann wieder pfeilgeschwind auf die Karawane zu. Nachdem das Tier das noch einmal getan, wunderte sich Tsangpo, was er wohl meinte. Er kehrte wieder nach der Karawane um.

Einige Augenblicke später ritt er in einer Staubwolke

an die Fremden heran. Es waren nur ein halbes Dutzend Reiter und etwa zehn beladene Kamele. Groß war seine Überraschung und Freude, als er in dem vordersten Reiter, der in einen Lamapelz und Baschlik gehüllt war, den alten Prior des Klosters in Jehol erkannte.

„Friede sei mit dir, Tsangpo Lama!", rief der Prior. „Es freut mich zu sehen, daß wir nicht zu spät gekommen sind. Aber welch wunderbarer Zufall hat es so geführt, daß gerade du der erste bist, der mich am Sammelplatz der Pilger willkommen heißt?"

„Sei gegrüßt, Vater! Weder ich noch sonstwer in der Lagerstadt hat dich erwartet. Ich reite hinaus, um die Kamele und Pferde hereinzuholen, die den Pilgern meines Stammes gehören. Morgen brechen wir auf. Du wirst nicht von dieser Reise ausruhen können; denn ich glaube, daß du uns nach Tibet begleiten wirst. Die Zugordnung ist bereits festgesetzt. Ich hoffe, daß nichts dich hindern wird, mit den Tscharen zu reisen."

„Die Pilger aller Stämme in unserer Gegend waren bereits aufgebrochen, als der Kaiser mich fragen ließ, ob ich nicht bei dieser wichtigen Gelegenheit Taschi-lunpo und das Grab des Heiligen wiederzusehen wünschte. Ich antwortete sofort mit ja und brach binnen vierundzwanzig Stunden auf. Wie du siehst, sind zwei von deinen alten Freunden bei mir, Schagdur-Lama und Tundup Lama. Mit Freuden schließen wir uns deinem Stamm an. Ich vermute, die ersten Tagemärsche werden kurz sein, und

Ruhe bekommen wir mehr als genug im Kloſter von Kumbum und an den Ufern des Koko-nor.“

Tſangpo Lama begrüßte ſeine Kameraden aus der Kloſterzeit und beſchrieb genau den Lagerplatz der Tſacharen. Dann ritt er ſpornſtreichs nach den Weideplätzen und brachte die Kamele, Pferde und Schafe ſeiner Stammverwandten in die Nähe von Wangjefu, noch bevor die Nacht völlig hereingebrochen war.

Der alte Prior war inzwiſchen von den Häuptlingen und Mönchen der Tſacharen ehrfurchtsvoll empfangen worden. Alle freuten ſich, in ihre Karawanenabteilung einen ſo vornehmen Prälaten aufnehmen zu können.

6
In der Wüste

Die letzte Nacht bei Wangjefu gewährte den Pilgern nur wenig Ruhe. Das Stimmengewirr wollte nicht verstummen. Die Rufe der Treiber, die ihre Tiere hereinbrachten, durchschnitten die Luft. Pferde, die sich nicht einfangen ließen, sprangen im Lager umher, stolperten über Stricke und rissen dies und jenes Zelt um zum großen Ärger derer, die in ihrem Morgenschlaf gestört wurden. Mürrisch brüllten Kamele ihre Hüter an, und alle Hunde bellten, als wären Diebe dabei, ihr Handwerk auszuüben.

Kaum hatte es angefangen zu dämmern, als auch schon der erste Kanonenschuß über die Einöde hallte. Die Schläfer fuhren empor, das Stimmengewirr nahm zu. Wie dunkle Schatten sah man die Kamele in langen Reihen zwischen den Zelten ziehen. Verdrießliche Laute quollen aus ihren Kehlen, wenn sie auf die Knie gezwungen und die Lasten auf ihre Rücken gehoben wurden.

Es wurde hell. Ein Zelt nach dem andern wurde abgebrochen, mit seinen Stangen und Seilen zusammengerollt und auf die Tiere geladen. Reisefertige Kamele erhoben sich in heftigen Rucken, wenn der Treiber die Halfter faßte und einen mahnenden Zischlaut ertönen ließ. Da gellten die Glocken am Halse. Häuptlinge und Lamas saßen bei einer Schale Tee wartend am offenen Feuer, während die Diener die Reitpferde heranführten.

Die Sonne ging auf. Die Häuptlinge erhoben sich. Ihre Teeschalen wurden in Ledersäcke gepackt, die den Lastkamelen aufgeladen wurden. Die Karawanenabteilungen der verschiedenen Stämme standen bereit, und die Kamele waren nach Süden gerichtet. Schagdur Lama half dem alten Prior in seinen Baschlik und war bereit, ihm den rechten Steigbügel zu halten, wenn er seinen achtzigjährigen Leib in den Sattel hob.

Nun erklang das Signal zum Aufbruch! Alle schwangen sich in die Sättel der Pferde. Die auf Kamelen ritten, kletterten auf die Spitze der Last hinauf. Greise und Frauen machten es sich zwischen den Höckern bequem, während die Tiere lagen. Reiter, die die Marschordnung überwachten, ritten umher, um aufzupassen, daß die einzelnen Stämme den richtigen Platz im Zuge einnahmen.

Die luftige Stadt, die noch eben die Steppe belebt hatte, war dem Erdboden gleichgemacht worden. Sie war eingepackt und sollte binnen kurzem an anderer Stelle wieder errichtet werden. Kleine Gruppen von Ala-schan-

Nomaden mit ihren Frauen und Kindern sahen dem Aufbruch zu. Sobald der Lagerplatz geräumt war, wollten sie offenbar nach zurückgelassenen Gegenständen suchen.

Jetzt erklang in der Ferne regelmäßiger Glockenklang. Es waren die schwarzen Tibeter, die an der Spitze marschierten; sie waren begleitet von den Mandarinen, die große runde Brillen aus Bergkristall trugen und in bunte Gewänder und kostbare Pelze gekleidet waren. Dann folgten die Tscharen, die ihr Häuptling anführte. Neben diesem ritt der Prior von Jehol, gefolgt von sechs Lamas und mehreren vornehmen Pilgern des Stammes. Hinter ihnen schritten ihre hohen, schweren Kamele mit den Führern und Reitern. Tsangpo Lama überwachte Aufbruch und Marschordnung und schwang sich schließlich selbst aufs Pferd. Hinter sich hörte er das Klingeln der Glocken, die verkündeten, daß auch die Chalchamongolen marschbereit waren.

Der langsame Gang der Kamele bestimmte das Marschtempo der wandernden Gemeinde. Für die Reiter zu Pferd bedeutete dieses Tempo eine Geduldsprobe. Sie kehrten sich auch nicht lange an die festgesetzte Reihenfolge. Man sah sie einzeln oder in Gruppen reiten, die sich beständig veränderten. Bald ritten sie voraus, bald hielten sie bei Freunden und Bekannten in den nachfolgenden Abteilungen. Einige sprangen neben der Straße ab, machten sich's auf dem Boden bequem und holten Fleisch und Brot hervor, das sie am Morgen nicht hatten verzehren können.

Dann zündeten sie in aller Ruhe ihre Pfeifen an, streckten sich ins Gras und ließen eine Kamelreihe nach der andern vorüberziehen, bis sie sich wieder mit schlenkerndem Gewehr und rasselndem Gehäng in den Sattel schwangen, um im Galopp an ihren Platz zurückzukehren.

Die Tibeter waren schon eine gute Stunde unterwegs, als die Solonen erst aufbrachen. Die Straße verlief in einem sanft geschwungenen Bogen, und man konnte daher von jedem Punkte aus den gewaltigen Zug vom Anfang bis zum Ende überblicken. In der graugelben Wüste nahm er sich aus wie eine schwarze Schlange. Aus einiger Entfernung erschien die ganze schwarze gekrümmte Linie fast unbewegt, so langsam schritten die Kamele. Sie schaukelten Schritt für Schritt vorwärts, und die Luft erklang vom Glockenläuten.

Auch die Reihenfolge der Kamele konnte nicht unverändert eingehalten werden. Bald hier, bald da lockerte sich eine Last und mußte wieder festgebunden werden. Dann wurde ihr Träger beiseitegeführt und mit ihm alle Kamele, die zur selben Reihe gehörten. Wenn die ganze Ladung umgepackt werden mußte, konnten hundert Kamele vorüberziehen, bis das aufgehaltene wieder fertig war. Zurückgebliebene Abteilungen gab es an mehreren Stellen, und manchmal gingen drei Kamelreihen nebeneinander.

Auch Tsangpo Lama behagte es auf die Dauer nicht, in langsamem Schritt als Letzter seines Stamms zu reiten. Er hielt, bis die ganze Karawane vorübergezogen war,

und ritt dann im Trab nach der Spitze, hier und da das Tempo verlangsamend, um dem Gespräch der Pilger zu lauschen oder daran teilzunehmen.

Er hörte die Solonen ein Lied singen von den Beschwörungskünsten der Schamanen gegen Hexen und Kobolde in den Wäldern am Argun; dabei schwangen sie unablässig ihre Gebetmühlen.

In einer Reitergruppe hörte er einen Lama von den beschwerlichen Wegen erzählen, die die Pilger in den Gebirgsgegenden von Tang-la erwarteten, wo Schneeberge von schwindelnder Höhe sich wie Wunderwerke über der Straße erhöben und wo kein Grashalm zu entdecken sei.

„Glaubt nicht, daß es den ganzen Weg so einfach ist wie hier", sagte er. „Je weiter wir kommen, um so schlimmer wird es, besonders wenn wir den Koko-nor, den Blauen See, hinter uns haben. Während einiger Wochen Wegs hinter ihm treffen wir nur Räuber. Dann kommen wir durch ein Gebiet, in dem jede Spur von lebenden Wesen fehlt. Dort ist es öder als hier in der Wüste. Immer heult Sturm, und stiebender Schnee fliegt wie Staub in schneidender Kälte. Sind wir erst glücklich über den Tang-la hinüber, so treffen wir wieder Nomaden, und unsere Reise wird leichter."

Tsangpo bemerkte, daß die Zuhörer, wenn der Erzähler von Räubern und ihren Überfällen sprach, immer eifriger ihr Om mani padme hum murmelten und ihre Gebetmühlen schwangen.

„Wie oft, Herr Lama, bist du diesen Weg gereist?“ fragte ein Pilger.

„Dreimal habe ich die Wallfahrt ausgeführt, und dreimal bin ich in meinen Tempel an der Großen Mauer zurückgekehrt.“

„Hast du mit Tanguten zu tun gehabt?“ warf ein anderer ein.

„Ich selber habe Glück gehabt. Aber ich bin bei Pilgerkarawanen gewesen, denen ihre Pferde gestohlen wurden. Indem wir unablässig unsere Gebetmühlen schwangen und die Kugeln unserer Rosenkränze drehten, kamen wir selber mit heiler Haut davon. Es ist gut, eine so starke Bedeckung zu haben wie wir.“

„Aha,“ dachte Tsangpo, „also sind doch die Feuerwaffen die Hauptsache! Die Gebetformel reicht nicht zu, wenn es im Gebirge von schwarzen Tanguten wimmelt.“

Er ritt weiter nach der Spitze zu und belauschte andere Gespräche. In den meisten drehte es sich um die Wallfahrt und ihr Ziel; die Lamas traten immer als Sachverständige auf und waren Gegenstand besonderer Achtung. Andere unterhielten sich und ihre Kameraden von irdischen Dingen. Einige berichteten, wie viele Säcke Tsamba, wieviel Dörrfleisch, Tee oder Salz sie mitgenommen hatten; andere kamen in ihren Gedanken nicht weiter als bis zum Nachtlager und tischten in der Phantasie bereits ihre Mahlzeit am Feuer auf. Ein munterer Mongole aus dem Zeltlager

der Chalcha erklärte, er wolle zu Ehren des ersten gemeinsamen Wallfahrtstages ein Schaf schlachten.

„Die Schafe werden doch mager vom Marsch, und die Weide ist schlecht. Ich habe zwanzig Schafe mit und außerdem Dörrfleisch für zwei Monate. Bei den Nomaden am Blauen See kann ich meine Vorräte erneuern. Heute abend aber spendiere ich eines der fettesten von meinen Schafen. Wenn das gekochte Fett der Nieren, gehörig gesalzen, mir auf der Zunge zergeht, werde ich leicht alle Beschwerden der Reise ebenso vergessen wie die Tangutengefahr."

„Höre, Bruder," warf ein anderer scherzend dazwischen, „wenn du mich heute abend zu Gaste lädst, werde ich dir zeigen, wie die Türken in Korla das fette Schaffleisch über glühender Kohle am Spieß braten."

Tsangpo ritt an einem Stamm nach dem andern vorüber, überholte seine Leute, die Tscharen, die Chinesen und schließlich die Tibeter. Er verlangsamte seinen Ritt erst, als er den Anführer des ganzen Zugs erreicht hatte, Terge Ritschen, einen Tibeter, an dessen gabelförmiger Gewehrstütze ein roter Wimpel angebracht war, und der neben zwei in der Tengeriwüste beheimateten Ölöten als Wegweiser und Lotse diente.

„Wo lagern wir heute abend?" fragte Tsangpo.

Der Tibeter zeigte nach Süden und sagte:

„Siehst du dort die dunkeln Tamarisken; bis zu ihnen bringt kaum der Knall eines hier abgefeuerten

Büchſenſchuſſes. Dort ſprudeln reichliche Quellen, die einen Fluß bilden. An den Quellen ſchlagen die Chineſen ihre Zelte auf und den Bach entlang die andern, ſoweit das Waſſer reicht.“

„Es reicht alſo nicht für alle?“

„Nein. Aber auch dein Volk hat vermutlich aus dem Lager bei Wangjefu in Ziegenhäuten Waſſer mitgenommen. In der Nacht ſteht es allen frei, ihre Schläuche zu füllen.“

„Wie iſt es mit der Weide?“

„Nicht ſchlecht. Die Kamele können vor Sonnenuntergang ſich an Gras und Diſteln ſatt freſſen. Dann müſſen ſie bei den Lagern, zu denen ſie gehören, feſtgebunden werden. Die Pferde können die ganze Nacht draußen ſein unter Aufſicht ihrer Wächter, damit ſie nicht verwechſelt werden oder zu weit vom Lager weglaufen.“

Jetzt kam ein von ſeinem Dolmetſcher begleiteter Chineſe zu Terge Ritſchen und richtete an ihn einige Fragen. Dann begab er ſich mit ſeinen Landsleuten im Galopp nach den Tamariskenquellen, wo ſie von den Pferden ſprangen. Die Tibeter zogen bis zu einem Punkt unterhalb des Lagers der Chineſen; noch ein Stück weiter unten ſchlugen die Tſacharen ihre Zelte auf. Ein Stamm nach dem andern kam an den Fluß heran. Die Kamele wurden von ihren Laſten befreit, die auf leichten, ſägebockähnlichen Holzgeſtellen feſtgebunden waren. Nur Sachen, die man zum Nachtlager brauchte, wurden herausgenommen,

wie Zelte, Decken, Pelze, Töpfe, Kannen, Proviant, Hausaltäre und dergleichen.

Die Pferde wurden sofort auf die Weide gelassen und wie gewöhnlich von ihren Wächtern begleitet, die die Nacht bei ihnen zubrachten. Die dunkeln Zeltkuppeln der Tschaharen und der andern Stämme erhoben sich zwischen den Tamarisken am Ufer des Baches. Kaum waren die verschiedenen Zeltdörfer fertig, so stieg auch schon eine Reihe Rauchsäulen zwischen ihnen empor. Nur alte Pilger und Frauen zogen es vor, ihre Feuer im Innern der Zelte zu haben. Sie wurden unmittelbar unter dem Rauchfang angezündet, und darüber wurde der Topf mit dem Wasser gestellt, der entweder auf drei Steinen ruhte oder auf der Tolga, einem eisernen Gestell. Daneben lag ein Blasebalg aus Ziegenhaut.

Die Einrichtung der Zelte war einfach — man wollte ja am nächsten Morgen wieder aufbrechen. Dem Eingang gerade gegenüber stand der Hausaltar mit seinen Burchanen und Öllampen. Vor dem Herde lagen Haufen von Tamariskenreisig. Das Küchengeschirr, Töpfe, Kupfertiegel mit Deckeln, Teekannen aus Messing, Löffel aus Eisen und Holz, mit Wasser gefüllte Ledereimer und Holzschalen für die Tsamba boten am Herd ein Bild malerischer Unordnung. An den Zeltwänden hingen Schafskeulen und -rücken. Zum Abendessen wurden mit Fett oder Butter gefüllte Schafsdärme in dünne Scheiben geschnitten, die mit Tee und geröstetem Gerstenmehl zu

Tsamba zusammengerührt wurden. Zwischen dem Herd und den Zeltwänden hatten die meisten Mongolen Filzteppiche ausgebreitet, auf denen sie nachts in Pelzen schliefen.

Lebhafte, abwechselnde Bilder sah das Auge, wohin es blickte. Man hätte sich auf einen wandernden Markt versetzt denken können. Hier wurde gefeilscht und getauscht, dort lieh man sich Äxte, Spaten und Sägen. Man hämmerte und tischlerte auf Sattelgestellen und Packsätteln, man besserte zerrissene Zelte aus und nähte Satteldecken. Hausierer, die selber Pilger waren, boten ihre Waren an. Vor offenen Schmieden beschlugen wettergebräunte Reiter ihre Pferde. Einige würfelten, andere lauschten den Geschichten der Märchenerzähler, wieder andere drehten Schnuren aus Schafwolle, während duftende Dämpfe kochenden Fleisches aus brodelnden Töpfen aufstiegen.

Bei seinem Stamm war Tsangpo Lama allgemein beliebt, und in dem gewaltigen Lager kannten alle seinen Namen. Er hielt Ordnung und Sitte aufrecht, er beschäftigte die Pilger und erzählte ihnen seine Erlebnisse, er veranstaltete Pferderennen und pflegte die Kranken im Verein mit den besten Medizinmännern der Karawane. Seine Fürsorge erstreckte sich auch auf die Tiere, und er duldete keine Härte oder Grausamkeit gegen sie.

Er hatte sein einundzwanzigstes Lebensjahr vollendet. Wohl wies er die charakteristischen Merkmale der mongolischen Rasse auf, aber er sah hübsch aus, hatte lebhafte, braune Augen und eine von der Sonne bronze-

braun gebrannte Haut. Den Kopf trug er hoch wie seine Väter, die auf dem chinesischen Thron gesessen hatten. Sein Körper war ebenmäßig gebaut, gelenkig und kräftig. Beim Reiten pflegte er einen Lamamantel aus rotem Tuch zu tragen, einen breiten Ledergürtel mit silbernen Schnallen um den Leib und eine Zobelfellmütze, die sich nach oben zu einem roten Mützenkopf erweiterte.

Als er in der Dämmerung an einem Feuer saß und sich mit einigen Pilgern unterhielt, hörte er in der Nähe die tiefen Töne eines Schneckenhorns. Er stand auf und ging den Tönen nach. Es war Schagdur Lama, der vor dem Zelt des Priors zum Abendgottesdienst rief. Als er eben im Begriff war einzutreten, sah er zwei Gestalten hinter dem Zelt zwischen den Tamarisken verschwinden. Er eilte ihnen nach, holte sie aber nicht ein. Es streiften ja Pilger und Karawanentreiber überall umher; vermutlich waren es nur ein paar Neugierige.

Er kehrte daher nach dem Zelt des Priors zurück, wo er von dem Alten willkommen geheißen wurde. Auf den Ruf des Schneckenhorns hatten sich die vier Lamas der Tsacharen eingefunden. Alle sieben Mönche setzten sich auf den Teppich, das Gesicht dem Altar zugewandt, neben dem der Prior Platz nahm. Er hielt ein großes Buch aus losen Pergamentblättern auf den Knien und eine Klingel in der Hand. Tundup Lama nahm eine Trommel von der Wand und fing an, ihr gespanntes Fell mit dem schwanenhalsförmigen Trommelstock zu bearbeiten. Feierlich

hallten die Schläge im Rund des Tempelzeltes wider, das von den vor den Burchanen ſtehenden brennenden Dochten matt erleuchtet wurde. In der Mitte ſaß Buddha Sakjamuni, der Einſiedler aus Sakjas Stamm, mit halb geſchloſſenen Augen, wie immer lächelnd und ſinnend; es war ein Bildwerk aus gediegenem Gold von der Größe einer Fauſt.

Der Prior klingelte und las ſingend aus dem Buch vor. Als er ſchwieg, begannen die Mönche haſtig ein Lied zu murmeln, das der Prior von Zeit zu Zeit durch die myſtiſchen Rufe „om“ und „hum“ unterbrach, die ſofort den Takt und die Klangfarbe des Geſanges der Brüder veränderten. Die beiden Lampen auf dem Altartiſch leuchteten wie die Augen eines Raubtiers.

Der Prior erhob ſich. Er ergriff ein viereckiges Stück Zeug, auf das er die heiligen Silben geſchrieben hatte, und forderte alle ſieben Lamas auf, mit ihm auf den Obo, den Opferhügel, hinaufzugehen, der ſich etwa hundert Schritt vom Zelt entfernt erhob. Er beſtand aus einigen in den Boden geſteckten, zuſammengebundenen Stangen, an denen rote, weiße oder gelbe Wimpel angebracht waren, alle mit den üblichen Schriftzeichen. An einer der Stangen wurde die neue Opfergabe befeſtigt. Die Wimpel flatterten leiſe im Abendwind, der ihre Gebete weitertrug. Der Obo ſah in der zunehmenden Dämmerung unheimlich aus — wie das Wrack eines Geſpenſterſchiffs, das die Notflagge auf dem Meer der Wüſte gehißt hatte. Den Mönchen war

unbehaglich zumute. Sie waren darauf gefaßt, daß irgendein teufliſches Weſen aus dieſem Stangenhaufen hervorkriechen werde, der ſich zu bewegen und zu flüſtern ſchien. Es waren aber nur die Wimpel, die im Wind flatterten und raſchelten.

Gern folgten die Jüngeren dem Prior, als er umkehrte und nach dem Lager zurückging. Vor ihnen glühten die Lagerfeuer wie eine Perlenkette. Es ſah aus, als ſeien in einer Stadt alle Lampen und Lichter angezündet. Rings um dieſe Stadt breitete ſich die unermeßliche Wüſte in ihrer geheimnisvollen Stille und Einſamkeit!

Die kleine Schar lenkte ihre Schritte nach dem Tempelzelt. Der Vorhang wurde beiſeitegeſchoben, der Alte trat ein, und die andern folgten. Auf dem Altartiſch brannten noch die Raubtieraugen der beiden Lampen, aber das goldne Buddhabild war verſchwunden!

Beſtürzt ſahen ſich die Brüder an. Das war der Abſchluß der erſten Tagereiſe der Wallfahrt! Ein ſchlimmes Vorzeichen! Bedeutete es, daß der Prior ſterben und nicht das Reiſeziel erreichen werde?

Der Alte ſelbſt nahm die Sache ruhig.

„Wahrſcheinlich iſt Schagdur oder Tundup ſo vorſichtig geweſen, das Bild in einer der Kiſten zu verwahren, während wir nach dem Obo gingen.“

Nein, es war nach beendigtem Gottesdienſt auf ſeinem Platz ſtehengeblieben. Niemand hatte daran gedacht, es zu verwahren.

„In einer Pilgerkarawane gibt es keine Diebe", meinte der alte Medizinlama der Tſacharen.

„Gibt es nicht?" rief Tſangpo Lama. „Weshalb nicht! Was wiſſen wir von allen dieſen Kalmücken, Torguten und Solonen, was von den zerlumpten Kerlen, die ihre Kamele bewachen? Das Gold des Buddhabildes iſt zwanzig Kamele wert. Als ich bei Eintritt der Dämmerung von den Tönen des Schneckenhorns ins Tempelzelt gerufen wurde, ſah ich zwei Schatten hinter den Tamarisken verſchwinden. Ich eilte ihnen vergebens nach. Jetzt bin ich über ſie im reinen. Es wäre unklug, ſofort eine Unterſuchung im ganzen Lager anzuordnen. Diebesgut kann vergraben werden, bis der Dieb ſich ſicher fühlt. Es iſt beſſer, ihn zu überraſchen, wenn er es am wenigſten erwartet."

Der Prior verlor ſeine Ruhe nicht. Lachend öffnete er eine ſeiner Kiſten und entnahm ihr einen andern goldſchimmernden Buddha, den er auf den leeren Platz ſtellte. Dieſer Buddha aber war aus vergoldeter Bronze.

7
Im Sandsturm

Nach ein paar Tagemärschen hörte die Steppe auf. Die Pilgerkarawane ließ die letzten Rasenhügel und Tamarisken hinter sich und gelangte in eine jedes Pflanzenwuchses entbehrende Wüste von niedrigen, unregelmäßigen Sanddünen. Eine weitere Tagereise führte sie an einen kleinen Salzsee, an dessen Südufer Süßwasserquellen zutage traten. Die Feuchtigkeit des Bodens gab einem bogenförmigen Vegetationsgürtel Nahrung.

Hier lagerten sie um Mittag. Der nächste Tagemarsch war der beschwerlichste und längste von allen und führte die ganze Zeit durch flachen Flugsand. Deshalb wurde der Befehl ausgegeben, das Quellwasser in Anspruch zu nehmen, soweit es reichte, die Pferde sich satt trinken zu lassen und die übrigen Tiere, soviel als sie vermochten; ferner sich eine Stunde vor Mitternacht zum Aufbruch bereitzuhalten.

Die Ruhezeit war daher für die meisten nur kurz.

Es brannten weniger Feuer als sonst und spärlicher; denn anderer Brennstoff als der, den man vom letzten Lagerplatz mitgenommen hatte, war nicht zu haben. Viele schlugen gar nicht erst ihre Zelte auf. Behielten sie einige Zeit zum Ausruhen übrig, so kauerten sie sich, in ihre Schafpelze gehüllt, hinter den Zelten anderer zusammen. Die ganze Zeit ging damit hin, die Tiere zu tränken und die Ziegenschläuche zu füllen.

Terge Ritschen und die beiden wüstenkundigen Ölöten erkundeten den Weg zwischen den flachen Dünen so weit nach Südwesten, als die Karawane vermutlich vor Tagesanbruch gelangen konnte. Diese Strecke war kaum ein Drittel der ganzen Entfernung bis zum nächsten Lager.

Nur vier Stunden hatte die Dunkelheit gedauert, als bereits der erste Signalschuß ertönte. Man machte sich zum Aufbruch fertig, aber immer noch drängten sich Menschen und Tiere in dichten Scharen bei den Quellen.

Der zweite Schuß ertönte. Tibeter und Chinesen begannen sofort ihren Marsch. Die Tscharen und einige Stämme der Chalchamongolen folgten. Wie schwarze Schatten zogen ihre Kamele in langen Reihen zwischen den Sandwellen dahin.

Dann gab es eine neue Unterbrechung. Es wimmelte in der Dunkelheit an den Quellen von Menschen und Tieren. Immer neue Scharen von Reitern kamen mit ihren Pferden heran. Mongolen, die die erlaubte Anzahl von Ziegenschläuchen noch nicht gefüllt hatten, warteten,

bis sie an die Reihe kamen. Von Zeit zu Zeit wurden heftige Wortkämpfe um den Platz ausgefochten.

Die Naimanen brachen auf. Eine neue Pause trat ein. Das Gerücht hatte sich verbreitet, manches Jahr versage das Wasser beim nächsten Lagerplatz. Während eines Marsches, der die halbe Nacht und einen ganzen Tag anhielt, mußte man außerdem unterwegs zu trinken haben. Man wollte sich nicht verspäten, aber noch weniger mit durstigen Pferden und leeren Ziegenschläuchen den Kampf mit der Wüste aufnehmen. Deshalb entstand eine aufgeregte Stimmung und ein großes Durcheinander. Man schrie und lärmte, die Glocken klingelten, die Kamele brüllten, und die Stimmen derer, die den Oberbefehl hatten, konnten nicht durchdringen. Tsangpo Lama versuchte ihnen zu helfen. Als er schließlich aufbrach, um sich den Seinen anzuschließen, war fast die halbe Karawane noch zurück, so daß er fürchtete, die letzten würden erst bei Tagesanbruch fortkommen.

Zwischen den flachen Dünen ritt er durch die Nacht. Der bleiche Sternenschein genügte, um den Weg kenntlich zu machen, und das Pferd sehnte sich nach den Kameraden. Er ritt an einer Abteilung nach der andern vorüber und unterhielt sich zuweilen mit den Treibern, die neben einem ruhebedürftigen Kamel im Sande lagen. Einmal scheute das Pferd vor einem gestürzten Kamel, in dessen nach oben gerichtetem, noch feuchtem Auge sich die Sterne spiegelten.

Endlich war zu hören, daß die Hauptmasse der Karawane in der Nähe war, und jetzt kam Tsangpos Pferd in Schuß. Bei jedem Schritt warf es den Nacken und schnaubte. Die letzten im Zuge waren Chalchamongolen. Alle andern waren zurückgeblieben, und vielleicht zankten sich noch viele an den Quellen.

Die große Karawane marschierte langsamer als sonst. Der ganze Zug machte einen schläfrigen Eindruck. Die Kamelreiter hatten sich auf den Kasten und Bündeln auf den Bauch gelegt und schnarchten. Auf den Pferden schwankten die Männer mit dem Oberkörper von einer Seite zur andern. Keine Unterhaltung wurde laut, kein Ruf, nur das langsame Klingeln der Glocken, die Atemzüge der Kamele und das Auftreten ihrer schwieligen Sohlen im Sande.

Tsangpo verweilte eine Zeitlang bei dem alten Prior, der gebückt, aber sicher im Sattel saß. Nachdem er sich von seinem Wohlbefinden überzeugt hatte, ritt er noch vor zu Terge Ritschen, der seine beiden Berater aus dem Stamm der Ölöten zur Seite hatte. Diese schliefen nicht. Sie schienen mit ihren Augen das Dunkel zu durchdringen und erkannten die Spur, die ihr Erkundungsritt vom vorigen Tage im Wüstensand zurückgelassen hatte.

„Na, es ist nicht mehr weit. Auf alle Fälle kommen wir vor Tagesanbruch ans Ziel", sagte der Tibeter, während die wegkundigen Ölöten fortfuhren, ins Dunkel hinauszuspähen.

„Was tun wir, wenn eure Spur aufhört?“

Der eine Ölöte betrachtete ein etwas über dem Horizont stehendes Sternbild und sah dann nach Osten. Darauf antwortete er:

„Der Punkt, an dem wir gestern umkehrten, liegt auf einer kleinen Bodenerhebung. Von dort aus reicht die Aussicht weit hinaus nach Südwesten, wo unser Weg verläuft und die Berge von Nan-schan in der Ferne sichtbar sind, und nach Nordosten in der Richtung des Wegs, den wir zurückgelegt haben. Auch ohne Tageslicht können wir ruhig weiterziehen und uns nach den Sternen richten. Wenn der helle Stern untergegangen ist, der dort etwas über dem Horizont leuchtet, ist es nicht mehr weit bis Tagesanbruch. Da wir auf dieser langen Tagereise auf alle Fälle von Zeit zu Zeit den Kamelen und Pferden etwas Ruhe gönnen müssen, können wir gern die erste Rast dort halten, wo die Spur auf der Anhöhe aufhört. Während wir rasten, bricht der Tag an, und wir erkennen unsern Weg ohne Hilfe der Sterne.“

„Das ist klug gesprochen“, antwortete Tsangpo. „Und unterdessen kann sich die Karawane sammeln; jetzt erstreckt sie sich bis zum Lager am Salzsee.“

„Sind einige so weit zurückgeblieben?“

„Ja. Alle wollten Wasser mitnehmen und ihre Tiere trinken lassen. Deshalb sind die einzelnen Abteilungen in langen Zwischenräumen aufgebrochen.“

„Es ist gefährlich, ohne Führer durch die Sandwüste

zu ziehen", erwiderte der Ölöte. „Was soll einer vom Chalchastamm anfangen, der die Spur verloren und keinen Führer hat? Seine Männer sind ja in diesem Teil der Wüste fremd."

„Ja, aber die Spur ist doch auch in der Nacht erkennbar. Meinst du?"

Der Ölöte fragte seinen Kameraden:

„Was sagst du zu dem Wetter?"

„Im Westen und Nordwesten scheinen die Sterne nicht in ihrem vollen Glanz."

Der erste Ölöte wandte sich an Tsangpo Lama mit der Frage:

„Die Mönche bei den Stämmen aus dem Norden und Nordosten sind vermutlich alle schon in Lhasa gewesen? Und es gibt wohl kaum eine Abteilung im Zug, die nicht einen Lama hat. Ein Lama, der diese Straße gezogen ist, muß wissen, daß er in sechs Tagen am Fuß des Nan-schan-Gebirges anlangt, wenn er nach Süden, Südwesten oder Westen geht, und daß er nur ein oder zwei Tagereisen im Karawanentempo nach Südosten bis zum Gelben Flusse braucht. Lebensgefährlich ist es also nicht, die Spur zu verlieren."

„Nein, nicht für den, der vom Nan-schan-Gebirge gehört hat", antwortete Tsangpo, „oder der weiß, wie nahe der Gelbe Fluß ist. Aber für die andern. Für die Gedankenlosen, die jetzt auf den Kamelen schlafen! Oder für die, die vielleicht noch in dieser Stunde sich an der

letzten Quelle um das Waſſer zanken! Sie können bei ſchlechtem Wetter fehlgehen und ſich ſchlimmſtenfalls nach Nordweſten oder Norden verirren.“

„Dann ſind ſie verloren! Nach dieſen beiden Himmelsrichtungen würden ſie in endloſen Wüſten verſinken.“

„Ich fürchte auch,“ ſagte Tſangpo, „daß die Mönche ſehr ungleich auf die zurückgebliebenen Abteilungen verteilt ſind. Alle Lamas der Tſacharen ſind bei uns, und ich glaube auch vorhin bemerkt zu haben, daß die Lamas der Chalcha gleichfalls zuſammenhielten. Was kümmern ſich die Mönche um das Waſſer! Ihre Sache iſt es nicht, die Schläuche zu füllen und die Tiere zu tränken. Ich glaube nicht, daß ein einziger Lama beim letzten Lager zurückgeblieben iſt.“

Die Ölöten ritten ſchweigend und ſahen bald auf den Weg hinaus, bald zu den Sternen empor. Das Gelände begann langſam zu einer flachen Anhöhe anzuſteigen. Hier hielt Terge Ritſchen und ſaß ab. Der eine Ölöte kehrte ſich im Sattel um und rief aus Leibeskräften: „Halt!“ Verſchlafene reckten ſich, und einige, die ſich wach gehalten und ihn verſtanden, gaben den Ruf nach hinten weiter. Wie ein Lauffeuer ging er durch die ganze Karawane, bis er in der Ferne verklang.

Binnen kurzem hörte das regelmäßige Glockengeläute auf, und nur ab und zu ſchrillte ein Klingeln, wenn ein Kamel ſich ſchüttelte, um den Kitzel loszuwerden, den das Reiben des Packſattels verurſachte, oder wenn ein anderes

ſeinen langen Hals herabbog, um vergebens nach Weide zu ſuchen.

Ein paar Chineſen traten an die Führer heran und unterrichteten ſich mit Hilfe eines Dolmetſchers über die Lage. Die andern ſaßen ab, legten ſich der Länge lang in den Sand und ſchliefen laut ſchnarchend ein. Viele Pilger blieben auf ihren Kamelen liegen und ſchliefen weiter, als wäre nichts geſchehen. Andere begannen ſich zu unterhalten. Von Mann zu Mann ging die Botſchaft, daß eine Zeitlang geraſtet werden ſolle.

An mehreren Stellen flackerten kleine Feuer auf; vorſorgliche Diener, die etwas Holz mitgenommen hatten, wärmten in Kupferkannen Teewaſſer für ihre Häuptlinge. Die Kamele blieben reihenweiſe ſtehen; einige, die müde waren, legten ſich von ſelber nieder. Hier und da wälzte ſich ein Pferd im Sande, wurde aber ſofort wieder von ſeinem Beſitzer aufgeſcheucht, der nicht haben wollte, daß ſein Sattel beſchädigt wurde. Das Blöken von Schafen war in der Nacht zu vernehmen; ein paar flinke Hirten hatten den Platz ſchon vor der Spitze der Karawane erreicht.

„Wie lange werden wir hier halten?“ fragte Tſangpo Lama die Führer.

„Bis Tagesanbruch, vielleicht auch länger. Die Häuptlinge trinken ja ihren Morgentee. Wenn es ihnen aber beliebt, länger zu bleiben, ſo kommen wir erſt im Dunkeln an die Quelle, und dann iſt es ſchwer, dieſe zu finden.“

Da Tſangpo vorausſehen konnte, daß der Aufenthalt

lange dauern werde, beſchloß er, die Zeit nützlich anzuwenden.

Er nahm vom Prior Abſchied und ſchwang ſich auf ein Pferd, das bisher unberitten gegangen war — er hatte wie andere vornehme Pilger ein Reſervepferd. Er hob die Reitpeitſche, ohne zu ſchlagen, und ritt in raſendem Galopp die ganze Flanke entlang an wechſelnden Lagerbildern, qualmenden Feuern und bellenden Hunden vorüber. Gerade als er die letzte Reihe erreichte, tauchte eine der zurückgebliebenen Abteilungen auf und machte halt; nach einigen Minuten begegnete er der nächſten. Im Vorüberreiten gab er ihnen die nötigen Aufklärungen.

Dann dauerte es einige Zeit, bis wieder Schellen im Dunkel erklangen.

„Beeilt euch," rief er, „dann könnt ihr in Ruhe eſſen! Weiter vorn raſtet die Karawane."

Er begegnete neuen Pilgerabteilungen und hatte ſich bald ſo weit von der raſtenden Karawane entfernt, daß die Gruppen, die er jetzt traf, wohl erſt ans Ziel kommen konnten, wenn die Karawane ſich ſchon wieder in Marſch geſetzt hatte.

„Macht Beine!" rief er daher. „Wenn ihr euch beeilt, könnt ihr noch die andern einholen. Vergeßt nicht, immer geradeaus nach Südweſten zu gehen bis zum Fuße des Gebirges, wenn das Wetter ſchlecht wird."

Kaum hatte er dieſe warnenden Worte den ſchläfrigen Treibern zugerufen, ſo hörte er auch ſchon am Schlag der

Glockenklöppel, daß das Marſchtempo beſchleunigt wurde. Reitergruppen ſetzten ſich in Trab, ſobald ſie ſeine Worte gehört hatten. Noch herrſchte finſtere Nacht. Lange Zeit verging, bis Schellengeläute das Herannahen der nächſten Abteilung ankündigte. Ihrem Führer, der auf einem Eſel ritt, rief Tſangpo zu:

„Beeilt euch! Die Karawane hat ſchon eine Stunde geraſtet; ihr holt ſie erſt im nächſten Lager ein. Wahrſcheinlich gibt's Sturm. Ein Glück für euch, daß ihr Waſſer habt!“

Der Führer trieb ſeine Leute zu größerer Eile an. Mehrere Kamelreiter, die die Stimme geweckt hatte, wurden ganz munter und ſtiegen von ihren Tieren, um ihre Laſt zu erleichtern. Sie weckten alle andern, und Tſangpo hörte noch lange, wie ſie ihre Kamele antrieben.

Er ritt ſo ſchnell, als ſein Pferd vermochte. Der Sand wirbelte unter den Hufen. Immer wieder rief er neuen Abteilungen dieſelbe Warnung zu, die er immer mehr verſchärfte, je größer die Entfernung von der Spitze des Zuges wurde.

Als lange Zeit niemand kam, machte er eine Weile halt, um das Pferd verſchnaufen zu laſſen und ſelbſt zu lauſchen. Er fragte ſich, ob er vielleicht ſchon die letzten von den Zurückgebliebenen geſehen hatte. Als aber Tſagan, der ihn begleitete, bellend weiterlief, wurde ihm klar, daß noch mehr Leute unterwegs waren. Bald hörte er denn auch wieder Schellengeläute. Es war ein Teil

der Karawane der Barinmongolen. Er klärte sie nachdrücklich über die Lage auf.

„Selbst Terge Ritschen erreicht den Lagerplatz erst nachts. Feuer werden dort angezündet werden; erhebt sich aber ein heftiger Sturm, der die Spur verwischt, so haltet euch nach Südwesten und zieht weiter, bis ihr ans Gebirge kommt. Dort bleibt. Dort gibt es Wasser und Weide. Seid ihr die letzten oder kommen noch mehr hinter euch?"

„Als wir die Quelle verließen, waren noch die Solonen da. Sie können nicht weit sein."

Auch die Barinmongolen saßen ab und beschleunigten den Marsch. Als Tsangpo bald darauf den letzten begegnete, fragte er: „Waren noch welche von den Unsern bei den Quellen, als ihr aufbracht?"

„Nein, von den Unsern niemand. Aber wir hörten Menschenstimmen und Pferdewiehern aus der Richtung unseres gestrigen Marsches. Wir nahmen an, daß einige Pilger sich verspätet hatten, und kümmerten uns nicht weiter um sie. Als wir gerade abzogen, sprengten einige Reiter an die Quellen heran. Das Dunkel war zu schwarz, als daß wir hätten erkennen können, wer oder wie viele sie waren. Ein paar von uns blieben zurück, um zu horchen. Die Reiter berieten sich eifrig, wir verstanden aber nicht, was sie sagten. Offenbar tränkten sie ihre Pferde. Nach kurzer Zeit ritt die Schar vorwärts. Wir glaubten aber zu hören, daß ein paar Reiter unserer Spur folgten, jedoch in einiger Entfernung nördlich von unserm Weg."

„Wie lange seid ihr gewandert, seit ihr den Salzsee verließt?“

„Die Töne eines Schneckenhorns wären hier noch zu hören; weiter ist es nicht.“

„Die unbekannten Reiter haben den Platz verlassen, sagt ihr?“

„Ja, soviel wir hörten.“

„Ich reite dorthin, um nachzuforschen, und folge dann eurer Spur. Wieviel Wasser habt ihr?“

„Für zwei, im Notfall für drei Tage.“

„Bei schlechtem Wetter braucht ihr vielleicht mehr. Ihr habt noch einen weiten Weg bis zur Spitze der Karawane. Ich rate euch, eilt, wenn ihr nicht Tage erleben wollt, die keiner von euch vergessen wird!“

Tsangpo hatte Leben in die Solonen gebracht. Erschreckt durch seine Worte und durch die Gestalten, die sie bei den Quellen gesehen hatten, trieben sie ihre Kamele mit lauten Rufen an. Die Halsglocken läuteten und schrillten, als gälte es, in den Krieg zu ziehen. Die Solonen waren nur fünfundzwanzig Mann stark und hatten zwanzig Kamele und ebenso viele Pferde. Während sie im Dunkel verschwanden, saß Tsangpo ab und mahnte Tsagan, nach den Fehlenden zu suchen. Der Hund lief einige Schritte in der Richtung des Salzsees, hob dann die Nase, schloß halb die Augen, windete und kehrte zu seinem Herrn zurück. Offenbar war niemand mehr bei den Quellen.

Ehe er nach dem Salzsee auf Kundschaft ritt, streckte

ſich Tſangpo Lama auf einer Düne aus, um eine Weile zu ruhen. Nach dem ſcharfen Ritt und einer ſchlafloſen Nacht war er müde. Der Bericht der Solonen hatte auf ihn keinen tieferen Eindruck gemacht. Ohne Zweifel gehörten die nächtlichen Reiter doch zur Karawane. Das Wetter war ruhig und ſtill. Daß die Sterne verblichen, war nicht weiter wunderlich in einem Lande, deſſen Luft ſo oft mit Staub durchſetzt war. Er ſchloß die Augen und ſchlief binnen einer Minute ein. Später ſollte er es bitter bereuen, daß er ſich in einem ſo ungünſtigen Augenblick vom Schlaf hatte übermannen laſſen!

Er bemerkte nicht, wie es im Oſten tagte, wie das Licht zum Zenit ſtieg und die Sterne vertrieb, wie die Sonne, rotglühend wie geſchmolzenes Eiſen, durch dünne ſtreifige Wolken blickte, ſie feuerrot färbte und einen bedrohlichen Widerſchein in der Sandwüſte verbreitete. Er bemerkte nicht, wie der Himmel im Nordweſten ſich vom Horizont aus ſchwärzte, und wie mauerdicke Sand- und Staubwolken vom Sturm über die Wüſte getrieben wurden und ſich purpurn färbten.

Die Sonne ſtieg höher; anſtatt aber heller zu werden, wurde ihr roter Glanz dunkelrot. Die erſten Sturmſtöße fegten über die Dünen; aber Tſangpo konnten ſie nicht wecken. Er hörte nicht, wie es in der Ferne rauſchte. Er hatte nicht bemerkt, daß ſein Reitpferd, als die Solonen und ihre Reiter und Pferde im Dunkel verſchwunden waren, ſich einſam und verlaſſen fühlte, die Ohren ſpitzte,

hinter ihnen drein wieherte und dann ganz ruhig ihrer Spur folgte. Er hatte nicht gehört, wie Tſagan, der begriff, daß das Pferd kein Recht hatte, ſeinen Herrn im Stich zu laſſen, wahnſinnig bellend zu ſpringen und dem Ausreißer vor der Naſe herumzutanzen begann. Ganz verzweifelt über ein ſo ſchändliches Benehmen, hatte der Hund hartnäckig verſucht, das Pferd zur Umkehr zu bewegen. Er hatte damit aber nur erreicht, ſeinen Gang zu verlangſamen; dieſer wurde auch dadurch aufgehalten, daß das Tier in einem fort auf den ſchleppenden Zügel trat. Die Solonen waren infolgedeſſen nicht gewarnt worden, was geſchehen wäre, wenn ſie das Pferd ohne Reiter geſehen hätten. Das Hundegebell hörten ſie nicht; die Entfernung war zu groß, und die Glocken ihrer Tiere läuteten zu ſtark. Im übrigen mußten ſie auch bald an anderes denken. Sie gingen einem Unglückstag entgegen, der für einige von ihnen der letzte wurde.

Als die erſten Sturmſtöße über das Land pfiffen, mußte Tſagan, vor Ärger und Unruhe knirſchend, ſeine Verſuche aufgeben. Er witterte nach Nordoſten; ein Gedanke kam ihm, er lief pfeilgeſchwind in der Spur zu Tſangpo Lama zurück. Von ſeinem naſeweiſen Verfolger befreit, konnte das Pferd ſeinen Gang beſchleunigen, und vermutlich holte es allmählich die Schar der Solonen ein.

Unterdeſſen kam Tſagan zu ſeinem Herrn zurück, kurz bevor der Sturm mit aller Gewalt über den Platz fegte und den Sand von den Windſeiten der Dünen zu heben

schien. Laut bellend begann er mit den Vorderpfoten auf dem Schlafenden zu scharren und brachte sofort Leben in ihn. Tsangpo richtete sich auf; er rieb sich die Augen, schaute sich um, sah nach der Sonne und kam zu voller Besinnung.

Ohne zu wissen, was die Solonen dachten, als sie den leeren Sattel erblickten, konnte Tsangpo sich ihre Bestürzung ausmalen. War er krank geworden? War er tot niedergefallen? Sicherlich, glaubte er, hätten sie sofort Reiter zurückgeschickt, um ihn zu retten, der sich selber so vieler Mühsal ausgesetzt hatte, um ihnen zu helfen. Als sie aber zu Pferde sitzen und zu dem Einsamen zurückreiten wollten, hatte eine Mauer von Flugsand und Staub sich zwischen ihm und ihnen aufgerichtet, und die zahllosen Karawanenspuren von Kamelen, Pferden, Schafen und Männern begannen zu verschwinden. Da hatten sie vermutlich das Hoffnungslose ihres Suchens eingesehen.

Wie eine Feder schnellte Tsangpo empor und suchte sein Pferd. Er sah den Sturm kommen und hörte sein Rauschen. Tsagan verstand ihn und lief bellend in der Richtung der Solonen. Und während er sprang, drehte er immer wieder, bald rechts, bald links den Kopf nach dem Herrn um, als wollte er ihn mit fortziehen. Tsangpo verstand ihn und fing an zu laufen. Als er aber bedachte, daß es noch dunkle Nacht gewesen war, als er sich von den Solonen verabschiedete, und daß jetzt die Sonne ein Stück über dem Horizont stand, blieb er stehen und rief den

Hund. Er sah, wie die Spur langsam im Sande verwischt wurde. Nur da, wo die schweren Kamele die Dünen niedergetreten und aus ihrer Form gebracht hatten, mußte es noch einige Zeit dauern, bis der Wind alles wieder aufgefüllt hatte. Nicht einen Tropfen hatte er die ganze Nacht getrunken; jetzt spürte er den Durst. Noch brennender wurde dieser, als er an die trockene Wüste und ihre erstickenden Sand- und Staubwolken dachte und sich erinnerte, was die Ölöten über die Entfernung bis zur nächsten Quelle gesagt hatten, einer Quelle, die er in diesem Wetter nicht zu erreichen hoffen konnte. Deshalb streichelte er Tsagan, wischte ihm den Sand aus den Augenwinkeln, pfiff ihm munter zu und lief eilig an die Quellen des Lagers zurück, von denen er eine Stunde nach Mitternacht aufgebrochen war.

Unversehens stand er am Ufer des kleinen Salzsees und sah das Wasser der nächsten Quelle sickern. Im übrigen war die Gegend in Nebel gehüllt. Kein lebendes Wesen war zu erblicken, kein Reiter, weder Freund noch Feind. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, überlegte er noch einmal, ob er sofort versuchen sollte, die Solonen einzuholen, oder ob er warten sollte, bis der Sturm sich legte.

„Sie marschierten mit der größten Geschwindigkeit, zu der beladene Kamele getrieben werden können," dachte er, „und die Entfernung von hier bis zu ihnen ist daher groß. Die Spuren im Sande sind bereits verwischt. Es gelingt wohl einige Zeit, der Karawane zu folgen, aber

ſchließlich erſtickt man, wenn man nicht haltmacht.' Da ſie alſo ſicher ſtill liegen und der Abſtand von ihnen nicht wächſt und da die Spur ſchon verwiſcht iſt, iſt es beſſer zu warten. Für ſie iſt die Gefahr nicht ſo groß. Sie haben Proviant und Waſſer und können ohne Gefahr ruhen, bis der Sturm aufgehört hat. Für mich iſt es ſchwerer, ohne Waſſer und Proviant dem Sturm zu trotzen. ‚Ich würde mich im Sandmeer verirren und vielleicht nie bis zum Fuße des Gebirges vordringen. Hier gibt es wenigſtens Waſſer!'"

Er machte ſich auf, den Platz zu durchſuchen, wo das Lager geſtanden hatte. Es war noch am Morgen. Ein langer Tag lag vor ihm. Der Sturm nahm an Heftigkeit zu, der Sand trieb in Wolken über den Boden hin. Die Spuren der Zelte und ihrer Pflöcke waren noch nicht verſchwunden. Abfall, Knochenwirbel, Fetzen von Decken und Pelzen, Tauenden und Sackleinwand waren hier und da im Gras zu entdecken. Am beſten erhalten waren die Feuerſtätten, wo ein Topf auf drei zu einem Dreieck zuſammengefügten Lehmklumpen über dem Feuer geſtanden hatte. An ein paar Stellen glühte noch die Kohle.

Auf ſeiner Wanderung verlor er das Seeufer nicht aus dem Auge. Er ſammelte den Brennſtoff, der bei den Feuerſtätten übriggeblieben war. Das wichtigſte war, etwas Eßbares zu finden, aber die Hunde hatten nichts von ihrem Anteil an den geſchlachteten Schafen übriggelaſſen. Tſagan nahm jedoch mit den Knochen vorlieb, die ſchon abgenagt waren.

Neben einem erloschenen Herd lagen einige Säcke, die Maiskorn enthalten hatten, das zum Füttern der Pferde verwendet wurde. Tsangpo schüttelte sie gründlich und bekam einige Handvoll zusammen. An einem andern Herd fand er den Schenkelknochen eines Schafs, an dem noch einige Muskeln hingen, ein Pilger hatte sie beim Aufbruch vergessen; die Hunde hatten sich des Feuers wegen nicht darangewagt. Mit seiner Ernte kämpfte sich Tsangpo an die erste Quelle zurück und ließ sich in ihrer Nähe im Schutz eines Tamariskendickichts nieder. Hier gelang es ihm ohne Schwierigkeit, Feuer zu machen und die Maiskörner in der heißen Asche zu rösten, während er mit dem Messer die verwendbaren Fleischstücke von dem gefundenen Schenkelknochen schnitt.

Nach der Mahlzeit fühlte er sich gesättigt und ging an die Quelle zurück, um das Essen hinunterzuspülen. Unter einigen Lumpen, die in dem kleinen Bach lagen, der von der Quelle zum See führte, fand er einen Ziegenschlauch, der dem Wassertransport diente. Wahrscheinlich war er nicht dicht und war deshalb weggeworfen worden. Er füllte ihn mit Wasser und fand die untere Hälfte tadellos. Er schlang daher eine Schnur mehrere Male um ihre Mitte. Auch wenn es ihm nicht glückte, zur Karawane zurückzufinden, mußte er bis zu dem Gebirge gelangen können, ehe der Durst ihn überwältigt hatte.

Hinter dem Tamariskendickicht scharrte er mit den Händen eine längliche Grube in den Sand und legte sich

dort neben Tſagan nieder. Ein Schlafbedürfnis fühlte er nicht mehr, dazu war es um ihn herum zu unruhig. Es pfiff im Dickicht, und der Flugſand peitſchte ſeinen Pelz. Um ſich ſelbſt war er nicht beſorgt; wie mochte es aber in den verſchiedenen Abteilungen der Karawane ausſehen? Natürlich hatten ſie alle haltgemacht, wo ſie gerade waren, als das Unwetter losbrach. Die Kamele weigern ſich zu gehen, wenn der Sturm ſich in ihren Laſten verfängt und ſie über den Haufen zu werfen droht.

Eine Ewigkeit ſchien ihn von der Stunde zu trennen, da er mit den Ölöten und mit Terge Ritſchen geſprochen und ſich vom Prior verabſchiedet hatte. Jetzt waren ſie weit weg und lagen wie er zuſammengekauert unter dem Brauſen des ſchwarzen Sturms. Sogar die Solonen, die letzten im Zuge, ſchienen ihm unerreichbar. Wenn er nur mit ihnen gezogen wäre, anſtatt ſich ſo leichtſinnig vom Schlaf überraſchen zu laſſen! Aber er hatte nicht die Abſicht gehabt, lange zu ſchlafen, und er hatte nicht geglaubt, daß der Sturm ſobald losbrechen könnte. Er hatte gemeint, in aller Geſchwindigkeit die letzten im Zuge einholen zu können. Nun ärgerte er ſich, daß er vergeſſen hatte, das Pferd an ſeinen Beinen feſtzubinden. Das hätte im Handumdrehen mit dem Lederriemen geſchehen können, der zu dieſem Zweck immer am Sattel hing.

Tſagan ſchlief zu einem Knäuel zuſammengerollt, während ſein Herr hin und her grübelte. Die Stunden vergingen, ohne daß der Sturm nachließ. Die Tamarisken-

ſtämme und -äſte waren wie Bogen geſpannt und konnten ſich nicht einen Augenblick gerade richten. Die ganze Wüſte ſchien auf der Wanderung begriffen. Es war beunruhigend, hier liegen und warten zu müſſen, ohne etwas tun zu können.

Schließlich riß Tſangpo die Geduld. Mochte es gehen wie es wollte, jetzt konnte er nicht länger warten. Zur Hälfte unter Flugſand begraben, erhob er ſich und ſchüttelte ſeine Kleider. Mit dem Meſſer ſchnitt er ſich einen derben Tamariskenaſt als Stock ab, band den Waſſerſack auf den Rücken und begann ſeinen Kampf mit der Gewalt des Windes. Es war ſchon ſchwer, auf dem weichen Sand zu gehen, in dem jeder Schritt einſank, aber der unwiderſtehlich wirbelnde und preſſende Wind machte es noch zehnmal ſchwerer. Auf die gewöhnliche Art zu gehen, war unmöglich. Er ſtemmte ſich gegen den Winddruck wie gegen eine Wand und ging langſam Schritt für Schritt. Er taſtete ſich vorwärts wie durch toſendes Waſſer. Als der flatternde Beſatz des Pelzes ihn hinderte, band er den unteren Teil des Gewandes an der Mitte unter dem Gürtel feſt. Tſagan folgte ihm ſchnaufend und mißmutig, als fände er dieſe Wanderung wahnwitzig. Selbſt der feine Geruchſinn des Hundes, der bei der Erkundung eines Geländes ſo wertvoll iſt, hat bei einem Sandſturm keinen Wert. Die Sandkörner, die etwas vom Geruch der Karawane bewahrten, waren längſt nach allen Himmelsrichtungen verweht, und neue bedeckten die verwiſchten Wegſpuren.

Der Sturmwind war nicht gleichmäßig. Manchmal ſchien er das Spiel ſatt zu bekommen und zog mit gedämpfter Kraft vorüber. Dann benutzte Tſangpo die Gelegenheit, um einige Schritte vorwärtszubringen. Aber eine ſolche Unterbrechung dauerte nur einen Augenblick. Im nächſten erklang ein Getöſe wie von einem rauſchenden Waſſerfall, und die Luft nahm unmittelbar über dem Erdboden einen ſchwarzbraunen Farbenton an. In einer Sekunde trieb die Windsbraut vorüber. Tſangpo blieb ſtehen und wandte ſich nach der geſchützten Seite, wo er das Getöſe in der Ferne wie einen Donner weiterrollen hörte.

„Es iſt unmöglich, ſie zu finden, ſolange der Sturm andauert", dachte er, als er wieder Atem holte.

Langſam ſenkte ſich auf die brauſende Wüſte ein Dunkel herab, das nicht nur vom Sturm herrührte. Der Tag war vergangen, und die Nacht nahte heran. Die matte Beleuchtung fing an zu ſchwinden; Tſangpo aber ſetzte ſeinen Kampf mit verdoppelter Entſchloſſenheit fort, in dem Gedanken, daß jeder Schritt ihn dem Nachtrab des Pilgerzugs näherbrachte. Zuweilen drehte ſich alles um ihn im Kreiſe, und er wurde durch das andauernde Getöſe ganz verwirrt. Bei beſonders heftigen Windſtößen hatte er ein Gefühl, als müßte er erſticken; er hielt den rechten Arm vor ſich wie einen ſchützenden Schild und rang nach Luft.

Eine nachtſchwarze Wulſt wirbelnden Sandes kam aus Nordweſten dahergefegt. Tſangpo blieb wieder ſtehen und

kehrte ihr den Rücken zu. Er wurde in Dunkel gehüllt und sah kaum den Boden zu seinen Füßen. Es war ihm, als stünde er mitten in einem Sandstrom, der in zischenden Schnellen nach Südosten strömte, um den Gelben Fluß noch gelber zu machen. Lange hielt der Stoß an. Tsangpo setzte sich und vergrub das Gesicht im Pelz. Als die Windsbraut nachließ, erhob er sich, um weiterzugehen. Aber das Dunkel, das mit dem Sande dahergekommen war, war über dem Erdboden zurückgeblieben. Der letzte Rest der Dämmerung war nach Westen gezogen, und eine neue Nacht schlich von Osten heran, aus den Wüsten von Ordos.

Der einsame Wanderer fing wieder an, sich vorwärtszukämpfen. Bald merkte er, daß er von dem zunehmenden Dunkel verwirrt wurde, das ihm die Richtung des Flugsandes nicht deutlich erkennen ließ. Die über den Boden fegenden Sandmassen waren für das Zurechtfinden genau so wichtig wie der Winddruck selbst. Zuweilen schlug der Wind Wirbel, als wären verschiedene Windmassen gestolpert und kopfüber übereinandergestürzt. Eine Düne, die höher war als die nächsten, oder eine Bodenvertiefung konnten eine solche Unregelmäßigkeit verursachen. Tsangpo sah das Hoffnungslose seines Kampfes ein und beschloß, die Nacht über still liegenzubleiben. Eine endlose Nacht! Aber vielleicht sang der Wind die letzten Strophen seines Lieds? Vielleicht flaute er vor Tagesanbruch ab?

Es galt also nur, einen geeigneten Schlafplatz zu finden. Sich im Schutz einer etwas höheren Düne niederzulegen, war gefährlich; Tsangpo verspürte keine Lust, sich lebend unter wanderndem Flugsand begraben zu lassen. Auf der Windseite oder auf dem Kamme einer Düne war er der ganzen Gewalt des Sturms ausgesetzt.

Nach einigem Suchen fand er zwischen ein paar Dünen eine Vertiefung im Lehmboden. Hier ließ er sich mit dem Rücken gegen den Wind nieder, lockerte den Gürtel, zog die Arme aus den Pelzärmeln und den Pelz über den Kopf. Ringsum in der Wüste war es schwarz wie in einem Sack. Er öffnete die Mündung des Ziegenschlauches und trank. Dann machte er in seiner Fuchspelzmütze eine Vertiefung, aus der Tsagan saufen konnte. Darauf schnürte er den Ziegenschlauch wieder zu und kroch unter den Pelz. Es war Herbst, und die Nächte waren rauh. Es war auch nicht leicht, sich in dem Wirbelwind warmzuhalten. Aber Tsangpo war abgehärtet und schlief ein.

* * *

Als Tsangpo Lama zwei Stunden vor Tagesanbruch die Ölöten und Terge Ritschen verlassen und vom Prior Abschied genommen hatte, um an die Quelle zurückzureiten und die Zurückgebliebenen zu warnen, hatten an der linken Flanke der Karawane an mehreren Stellen kleine bescheidene Lagerfeuer gebrannt, an denen Tibeter, Chinesen und Mongolen sich ihren Tee kochten und ihr Fleisch zum

Frühstück brieten. Man hatte einen ganzen Tag in der Wüste vor sich und konnte erst nach Einbruch der Dämmerung im nächsten Lager einen Tropfen heißen Tee erhalten. Dem Beispiel folgten daher alle, die so klug gewesen waren, auf den Kamelen Brennstoff mitzunehmen, und in kurzem funkelte ein Perlenband von Feuern im Dunkel.

Der und jener Nomade, der gewohnt war, Wind und Wetter zu deuten und im Glanz der Sterne zu lesen, hatte das Gefühl, daß nach dem schönen Wetter der letzten Tage und der kalten Stille der letzten Nächte sich in der Luft eine ungewöhnliche Veränderung vorbereitete. Aber sie sagten kein Wort; teils dachten sie, das Wetter könne hier andern Gesetzen gehorchen als in ihrer Heimat, teils brauchten sie sich nicht zu ängstigen, da die Karawane von sicheren Führern gelenkt wurde und sie im Falle einer Gefahr so viele Unglückskameraden hatten.

Eine Stunde verging. Allmählich erloschen die kleinen Feuer und wurden mit Sand zugeschüttet, damit die Kamele nicht in die Glut treten sollten. Aber die Pilger blieben noch in schweigenden, schläfrigen Gruppen sitzen und tranken eine Schale Tee nach der andern, um sich für den langen Marsch zu erfrischen.

Die beiden Ölöten hatten eine Unterredung mit Terge Ritschen, der wohl die Pilgerstraße kannte, dagegen nicht die Erfahrungen des Steppenbewohners hatte, um das Wetter mit Sicherheit vorhersagen zu können. Sie machten ihm klar, daß höchstwahrscheinlich im Laufe des Tages

Sturm zu erwarten sei. Sie beschlossen, die tibetischen Gesandten und die vornehmen Chinesen über ihre Besorgnisse zu verständigen. Auf diese Weise wollten sie die Verantwortung von sich abwälzen, um so mehr als sie von Tsangpo Lama erfahren hatten, daß die Hälfte der Pilger mit ihren Karawanen noch nicht eingetroffen war.

Die baschlikartige Pelzmütze in der Hand und mit zum Gruße ausgestreckter Zunge trat Terge Ritschen an das noch brennende Feuer der Gesandten heran und fragte in demütigem Ton, ob er ihnen eine Mitteilung machen dürfe. Nachdem er dann mit ihrer Erlaubnis gesagt, was er auf dem Herzen hatte, erhoben sich die Herren und gingen zum Feuer der Mandarine, an dem sie sich zur Beratung niederließen; auch die mongolischen und tibetischen Dolmetscher wurden gerufen. Ein Chinese, ein älterer würdiger Herr mit ernsten Gesichtszügen und grauem Schnurrbart, der einen kostbaren Pelz, Pelzkragen, Pelzmütze und pelzgefütterte Sammetstiefel mit derben Sohlen trug, hob den Deckel von seiner Teetasse, nahm einen Schluck und fragte mit unerschütterlicher Ruhe:

„Es gibt also Sandsturm?"

„Ja, Herr, es sieht so aus, als wäre ein Sturm im Anzug", antwortete der eine Ölöte.

„Wann kann er nach eurer Meinung hier sein?"

„Das ist nicht genau zu sagen, Herr. Er kommt früh für diese Jahreszeit. Die Winterstürme setzen viel später ein, aber einer muß der erste sein, und zuweilen sind die

ersten Stürme schwer. Er kann in einer Stunde da sein, er kann am Abend kommen, er kann auch über einen andern Teil der Wüste hinwegfegen und diese Gegend unberührt lassen."

„Es besteht also die Möglichkeit, daß wir das nächste Lager erreichen, ohne vom Sturm betroffen zu werden?"

„Vielleicht. Aber im Nordwesten verlieren die Sterne ihren Glanz und verbleichen einer nach dem andern. Es ist das beste, sich auf Sturm gefaßt zu machen. Lagerten wir jetzt noch an den Quellen beim Salzsee, wo wir gestern lagerten, so wäre ich dafür, zu bleiben."

„Und jetzt — was hältst du jetzt für das gescheiteste? Ich für meinen Teil wäre dafür, sofort weiterzuziehen. Kommt der Sturm und zwingt uns haltzumachen, so können wir es nicht schlimmer treffen als hier, wo wir mitten in der Salzwüste sind."

„Wir brechen also sofort auf?"

Der Häuptling der Tscharen, der inzwischen zu der Beratung gekommen war, teilte mit, daß ein großer Teil der Karawane noch nicht angekommen sei; es sei gefährlich für die Zurückgebliebenen, von der Spitze des Zuges abgeschnitten zu werden. Die Mandarine erklärten jedoch, diejenigen, die nicht aufgepaßt hätten, müßten für sich selber sorgen, und gaben den Befehl zum Aufbruch. Man gestand nur so viel zu, daß der Aufenthalt verlängert wurde, bis Teekannen, Decken und was man sonst ausgepackt hatte, wieder verstaut waren. Unterdessen wurde

es Tag; die Sonne ging auf, und niemand konnte mehr darüber im Zweifel sein, welches Wetter bevorstand. Die Mandarine zauderten eine Zeitlang bei ihren Pferden. Die Wegkundigen wurden abermals herbeigerufen und antworteten auf Befragen:

„Binnen einer halben Stunde haben wir den stärksten Sandsturm!"

Da änderte man die Befehle und ordnete Rast an. Der Beschluß ging in der ganzen Karawane von Mund zu Mund. Die Sonne verfinsterte sich. Überall herrschte größte Geschäftigkeit. Der nächste Befehl ging dahin, die Kamele sollten mit dem Kopf nach Südosten liegen und die Pferde sollten in nächster Nähe angebunden werden.

Die ersten Windstöße kamen, mit ihnen flatternde Sandfetzen. Dann war es eine Zeitlang wieder ruhig. Alle Kamele lagen in einer endlosen Reihe da. Man lief durcheinander und holte aus dem Gepäck alles zusammen, womit man in aller Geschwindigkeit für Häuptlinge und Lamas niedrige Notzelte errichten konnte. Über Stangengerippe wurden Decken und Säcke geworfen; auf die Ränder wurden Kisten gestellt, damit die Zelte nicht wegflogen. Zum zweiten Male lagerte man auf derselben Stelle in der Wüste, aber jetzt herrschte unter den Pilgern ängstliche Unruhe.

Aus einem Lager der Chalcha erklangen die unheimlichen, langgezogenen Töne von Posaunen und Schneckenhörnern, krachten Trommeln, rasselten die Becken. Lamas

wollten die Geister der Luft beschwören, sie in Fesseln schlagen und ihre Untaten verhindern. Andere Abteilungen folgten dem Beispiel und überboten einander in laut lärmender Musik. Tundup und Schagdur fragten den Prior, ob nicht auch ihre Tempelkapelle den Sturmmarsch aufspielen solle.

„Jawohl", antwortete er. „Holt die Instrumente hervor und bearbeitet sie mit aller Kraft! Es scheint ein lustiger Teufelstanz zu werden", fügte er hinzu, als ein heftiger Windstoß den Sand zwischen den Kamelen aufwirbelte.

Die rotbraune Sonne sandte einen matten Schein auf eine endlose Reihe von dunkeln, liegenden Kamelen herab, auf zusammengekoppelte Pferde, die vor Verlangen nach Gras mit den Vorderhufen im Sand scharrten, auf Männer, die geschäftig Pelze und Decken herbeischleppten, während die Häuptlinge in Gruppen herumstanden und das Nahen des Sturms und die Vollendung ihrer Notwohnungen erwarteten.

Hier und da standen die Lamas bei kleinen im Sande errichteten Zeltaltären, auf denen Buddha mit vergoldeten Lippen dem herannahenden Unwetter zulächelte. Die Mönche schluckten bereits Sandwolken, die von neuen Windstößen in die Mündungen ihrer langen kupfernen Posaunen hineingetrieben wurden.

Die gedämpften Farben wurden immer dunkler, je mehr die Sonne von dem Staubnebel verschleiert wurde,

hoben sich aber scharf und deutlich von dem finster drohenden Hintergrund des heraneilenden Sturms ab. Es herrschte das Schwarz und Braun, das schmutzige Gelb und dunkle Grau der Kamele vor, deren Winterwolle in wulstigen Zotteln wuchs. Dort sah man Pferde von verschiedener Farbe, schwarze, weiße und braune, und Herden schwarzer Fettschwanzschafe. Viele von den Mongolen trugen dunkelblaue Pelze mit schwarzen Kragen und Baschliks aus Fuchspelz, dessen Haar den blutroten Tuchkopf der Kappe wie ein rotgelber Kranz einfaßte. In Zwischenräumen erschienen in roten Pelzen und gelben Baschliks die Mönche, die mit ihren Posaunen und Trommeln vergebens die Luftgeister zum Schweigen zu bringen suchten.

Der Sturm verhüllte das ganze Bild, und die malerischen Farben wurden weggewischt. Häuptlinge und Mandarine krochen in ihre Höhlen, die Lamas ließen eiligst ihre Buddhabilder in den Altartruhen verschwinden und packten ihre Musikinstrumente ein. Die Menschen krochen wie Ratten in ihre Löcher. Die Pilger, die kein Zelt hatten, hockten, in Decken und Pelze gewickelt, zwischen den Kamelen, wohin auch die Karawanenführer und Treiber ihre Zuflucht nahmen. Den Hirten ging es am schlimmsten. Sie mußten, solange der Sturm andauerte, wenigstens abwechselnd bei den dummen, leicht zu erschreckenden Schafen Wache halten.

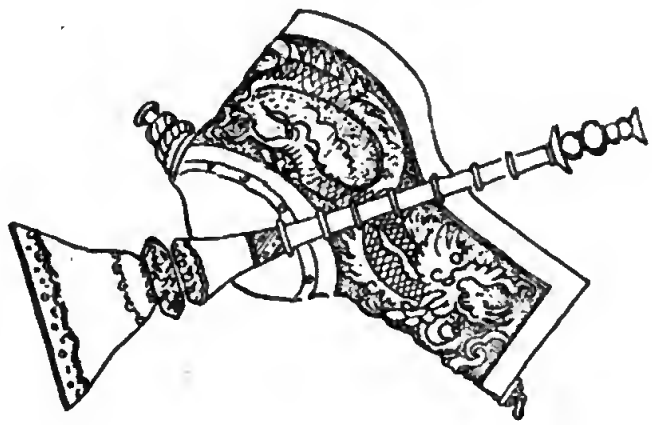
Für die zurückgebliebenen Abteilungen konnte nichts getan werden. Es war der Befehl ergangen, niemand

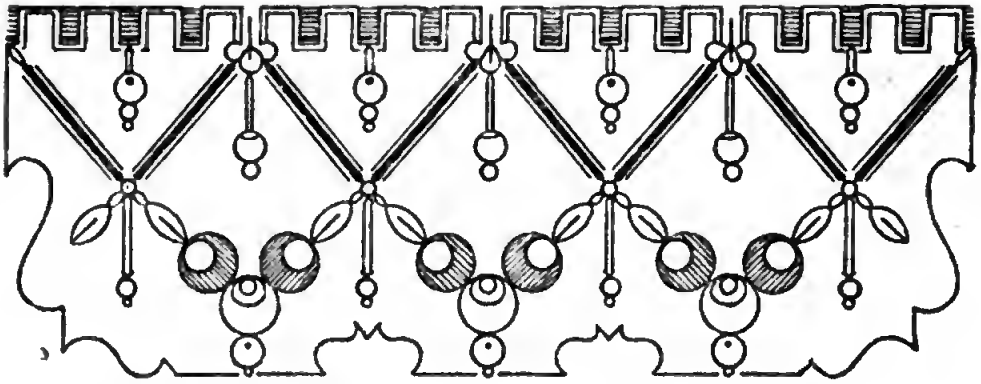
ſolle ſeinen Platz verlaſſen. Wenn das Unwetter vorüber war, ſollten berittene, wegkundige Ölöten die Wüſte bis zu den Quellen am Salzſee durchſuchen. Viele von den Zurückgebliebenen waren jedoch nachgekommen, nachdem Tſangpo Lama ſie zur Eile gemahnt hatte. Als ſie im Morgenlicht das drohende Ausſehen des Himmels ſelber erkennen konnten, hatten ſie ihre und der Kamele Muskeln bis aufs äußerſte angeſpannt. Die Linie der Hauptkarawane wurde alſo nach hinten zu immer länger, und alle erreichte die Loſung, die für den Tag ausgegeben war. Als der Sturm losbrach, wurden zwar noch einige Abteilungen vermißt, aber keine Glocke verkündete mehr, daß ſie im Anzug waren. Sie hatten haltgemacht, als ſie die Spur nicht mehr ſahen.

Die Szene, die zuvor von der braunen Sonne ſchwach beleuchtet wurde, bot ſpäter einen wunderlichen Anblick dar. Es ſah aus, als ſei der ganze Zug verhext und in Bildſäulen und Grabdenkmäler verwandelt. Mit vorgeſtreckten Hälſen und Köpfen lagen die Kamele auf dem Boden und hielten die Augen halb geſchloſſen. Allmählich wurden ſie mit Flugſand und Staub bedeckt und ſahen graugelb aus, als wären ſie in Lehm geformt. Die Pferde ſchliefen im Stehen mit hängenden Köpfen; Schwänze und Mähnen flatterten wie zerfetzte Wimpel. Die Schafe hatten an ihren dicken Pelzen einen Schutz gegen den erſtarrenden Wind, ſie drängten ſich dicht zuſammen und hielten die Köpfe nach unten.

Andere Männer als die Hirten und ein paar Pferdeknechte waren kaum zu sehen. Die übrigen lagen da wie die Gefallenen auf einem Schlachtfeld und kümmerten sich wenig um den Sand. Man hätte glauben können, sie wären alle in den Tod hinübergeschlummert. Zuweilen nur erhob ein Kamel seinen Kopf und schüttelte ihn, um den kitzelnden, drückenden Sand loszuwerden, der sich an seinem Hals festgesetzt hatte. Dabei klingelte seine Halsglocke, aber niemand hörte oder beachtete es. Geduldig und ergeben ließ es den Kopf wieder zu Boden sinken.

Der Tag ging wie der Sturm über die Rastenden hin; der Einbruch der Nacht brachte keine Veränderung ihrer Lage.





In der Nacht wurde Tsangpo Lama durch die Kälte geweckt. Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte und wieviel noch von dieser ewig dauernden Nacht übrig war. Myriaden Sandkörner trommelten auf die Rückseite seines Pelzes und verursachten ein Geräusch, wie wenn Wasser in einem Topfe zu kochen anfängt, nur viel lauter. Er erhob sich, schlang den Gürtel um den Leib, nahm den nunmehr bedenklich erleichterten Wasserschlauch auf den Rücken und brach auf.

„Die Solonen sind am nächsten", meinte er. „Wenn ich jetzt in leidlicher Entfernung an ihnen vorüberkomme und der Wind von ihnen zu mir herüberweht, wittert Tsagan die Kamele, und ich brauche dann nur geradewegs gegen den Wind einzubiegen, um ihre Karawane zu finden. Sie können nicht weit weg sein. Weht aber der Wind von mir zu ihnen hinüber, so merkt Tsagan nichts, und wir verlieren sicherlich die Witterung des ganzen Pilgerzugs."

„Tsagan!“ rief er. „Wo sind die Kamele, die Kamele? Such die Kamele!“

Der Hund spitzte die Ohren und starrte schnuppernd ins Dunkel hinein.

„Wo ist mein Pferd, Tsagan? Fass' das Pferd!“

Da begann der Hund zornig zu bellen und lief knurrend einige Sprünge gegen den Wind. Er kam aber sofort zurück und setzte sich winselnd betrübten Angesichts neben seinen Herrn.

„Wir wollen das Pferd und die Kamele suchen, Tsagan“, schlug Tsangpo vor. „Merkst du nicht, daß es sich jetzt leichter geht als gestern abend? Der Wind hat nachgelassen. Aber wir müssen aushalten.“

Der Wind ging noch stark, hatte aber an Heftigkeit verloren. Kein Stern war zu sehen. Rasch schritt Tsangpo vorwärts; der Wind kam von rechts. Er sah nicht die Hand vor den Augen und stolperte oft über harte Lehmkanten; vor Zeiten hatten sie einmal Wasserläufe eingefaßt, jetzt waren sie windzerfressen und spröde. Hier und da trat er auf einen verdorrten Grasbüschel, der wie Glas zersprang.

Er ging stundenlang. Zuweilen blieb er stehen und horchte. Er meinte Stimmen von Menschen zu hören, die heftig und schnell sprachen, und ihm war, als hörte er seinen Namen nennen. Aber es war nur der Wind, der sein Spiel mit ihm trieb. Er eilte weiter. Dann blieb er wieder stehen. Ganz deutlich drangen die Töne von

Schneckenhörnern und Posaunen an sein Ohr! Er lauschte mit angehaltenem Atem und klopfendem Herzen. Aber Tsagan merkte nichts. Wieder war es der Wind, der Tsangpo täuschte, und er konnte, ohne sich stören zu lassen, in der undurchdringlichen, andauernden Dunkelheit weitergehen.

„Ich hätte nicht so lange schlafen sollen", dachte Tsangpo. „Hier geh ich in einem fort, und doch nimmt die Nacht kein Ende. So weit, wie ich jetzt gewandert bin, sind die Solonen nicht gekommen. Ich bin an ihnen vorübergegangen. Und der Wind weht zu ihnen hinüber. Sonst würde Tsagan sie gewittert haben. Die Kamele! Tsagan, wo sind die Kamele?"

„Verschwunden", antwortete das mißmutige Bellen des Hundes.

„Warte nur! Bald ist die Nacht vorüber, und es wird Tag! Komm, Tsagan! Wir rasten eine Weile und lassen es unterdessen hell werden."

Er war warm geworden vom Gehen, nahm wieder einen Schluck aus dem Wasserschlauch und gab auch dem Hund sein Teil. Nun war nicht mehr viel übrig. Doch was machte das! Der Tag kam, und man konnte zwanzig Schritt weit sehen. Als er weiterging, war es ganz hell, wenn auch die Luft noch mit Staub erfüllt war. Es wehte immer noch ein kalter Wind. Tsangpo ging und ging, und die Stunden verrannen.

Um die Mittagszeit ließ ein Schimmer im Nebel

den Stand der Sonne feſtſtellen. In einiger Entfernung erblickte er ein Dickicht von verdorrten Tamarisken. Dorthin ging er, um ſich eine ausgiebige Mittagsraſt zu gönnen.

Die ſpröden Äſte zerbrachen, wenn er ſie nur anfaßte; er ſchichtete ſie zu einem Haufen. Im Schutze ſeines geöffneten Pelzes rieb er ein paar Holzſtücke zu Pulver und brachte nach einiger Anſtrengung den Schwamm des Feuerſtahls zum Zünden. Es dauerte nicht lange, und das Feuer praſſelte und fauchte im Winde, der die Flammen am Boden hintrieb. Tſangpo machte ſich daran, das ganze trockene Dickicht anzuzünden.

„Wenn die endlos lange Karawane nicht zu weit weg iſt und der Wind ihr den Rauch zuträgt, dann müſſen ihn ihre Hunde wittern", überlegte er.

Er zog den Pelz aus und warf ihn nach der Windſeite loſe über ſeine Schultern. Tſagan ſetzte ſich und ſah ſeinen Herrn fragend an. Der Hund war daran gewöhnt, daß man aß, wenn ein Lagerfeuer angemacht wurde. Als er aber nichts Eßbares witterte, rollte er ſich beim Feuer zuſammen und ſchlief ein. Tſangpo folgte ſeinem Beiſpiel.

Plötzlich erwachte er davon, daß irgendeine Veränderung eingetreten war. Er ſtand haſtig auf. Ringsum war es ſtill. Das eintönige Heulen des Windes hatte aufgehört. Tſagan lag noch da und war zu faul, auch nur die Augen zu öffnen. Das Feuer war faſt nieder-

gebrannt, der letzte Rauch stieg kerzengerade in die Höhe. Der Sturm hatte schneller aufgehört, als er gekommen war. Die Sonne hatte nicht mehr weit bis zum Horizont, war aber nicht zu sehen. Der Himmel hatte sich bedeutend aufgehellt, blieb aber immer noch trüb. Ein paar hundert Schritt weit konnte man sehen.

„Wie es scheint, gibt es abermals eine Nacht ohne Abendessen", dachte Tsangpo und trank die Hälfte des übriggebliebenen Wassers. Die andere Hälfte erhielt Tsagan, der den Schlauch bis auf den letzten Tropfen ableckte und dann noch daran kaute und hineinbiß.

„Nun gehen wir weiter, Tsagan, solange es noch hell ist. Dann machen wir wieder ein Feuer und schlafen die ganze Nacht. Morgen ist die Luft ganz klar, und wir können die andern sehen."

Als er in einiger Entfernung eine flache Bodenerhebung bemerkte, von der aus man nach allen Seiten mußte schauen können, soweit es der langsam verziehende Nebel zuließ, beschloß er, dort oben die Nacht zuzubringen.

Bald stand er oben und hielt vom Gipfel des kleinen Hügels Ausschau. Ringsum breitete sich grau in grau das Wüstenmeer, still wie ein Grab, öde wie ein Totenreich.

Kein Laut störte diese Stille, die nach dem Getöse des Sturmes beklemmend wirkte. Keine Antilope war zu sehen, nicht einmal ein Vogel verirrte sich hierher auf seiner Reise über die Erde. Nach Süden zu fiel das Ge-

lände ganz langsam ab. Gegen Abend wurde es immer kälter, und in der abgekühlten Luft sanken die feinen schwebenden Staubteilchen jetzt schneller nieder. Die Aussicht erweiterte sich daher allmählich. Wäre nicht die Dämmerung im Anzug gewesen, hätte Tsangpo vielleicht bald erkannt, daß weit weg im Süden das Gelände nach dem Nan-schan-Gebirge zu wieder anzusteigen begann. Bei Tagesanbruch wollte er nach Südwesten wandern; dort konnte es nicht mehr weit sein bis zum Rande der Wüste. Dann ging es auf Leben und Tod, wenn er nicht Wasser fand.

„Es ist keine Zeit zu verlieren. Diese stille Nacht wird kalt. Ich muß Feuerung zusammentragen, ehe die Nacht hereinbricht."

Nicht weit vom Hügel gab es reichlich dürre Tamarisken. Er schaffte von den nächsten, soviel er tragen konnte, hinauf. Tsagan begleitete ihn. Als Tsangpo aber wieder einen Armvoll holen ging, blieb der Hund beim ersten Stoß liegen, als wollte er ihn gegen Teufel und böse Geister beschützen. Tsangpo setzte seine Arbeit in der Dämmerung fort, bis es das Dunkel schwer machte, das graue Dickicht von dem ebenso grauen Boden zu unterscheiden. Dann hatte er aber auch einen Vorrat an trockenem Holz aufgestapelt, der für die ganze Nacht reichte.

Je später und je kälter es wurde, um so mehr Sterne traten hervor. Tsangpo hatte sein Feuer angezündet und

bereitete sich eine bequeme Lagerstatt; Tsagan hatte die seine bereits fertig.

Der Abend wurde lang. Die gewaltige Karawane, die sich an den verflossenen Marschtagen durch die halbe Wüste zu erstrecken schien, war nun spurlos verschwunden. Zog sie südwestwärts in so großer Entfernung weiter, daß sie weder zu sehen noch zu hören war, so mußte sie wenigstens bei der jetzt herrschenden Stille eine ganze Landstraße von Spuren im Sand zurücklassen. Tsangpo fühlte sich daher sicher und beschloß zu schlafen, um am Morgen des nächsten Tages mit frischen Kräften auf Erkundung auszuziehen.

Er löste seinen Leibgürtel und zog den Pelz aus, in den er sich des Nachts hüllen wollte. Die Mütze zog er so tief als möglich ins Gesicht. Nachdem er noch einen Armvoll Holz ins Feuer geworfen, kauerte er sich unter dem Pelz zusammen und schlief ein.

Langsam schritt die Nacht vor, das Dunkel nahm zu. Immer heller glänzten die Sterne. Das Tamariskenholz brannte allmählich nieder, und schließlich tanzten über der Glut nur noch neckische blaue Flammen. Zuweilen gab es einen Knall, und Funken stiegen in die Höhe, um im Augenblick zu erlöschen. Sonst herrschte tiefste Stille. Ein Horcher hätte keinen andern Laut vernommen als die regelmäßigen Atemzüge Tsangpos und seines Hundes. Das Schweigen der Wüste ist unheimlich, aber auch erhebend wie in einem Tempel. Der Mensch hat ein Gefühl,

als betrete er ein Heiligtum. Wer mitten in der Nacht aus seinem Schlaf erwacht, atmet leise und mit offenem Munde, um die Stille nicht zu stören.

Die Mitternachtsstunde nahte heran, die Zeit des tiefsten Schweigens.

Tsagan zuckte zusammen, hob den Kopf, spitzte die Ohren und witterte. Unruhig starrte er nordwärts ins Dunkel hinein, drehte den Kopf seitwärts und zog die Luft durch die Nasenlöcher, die sich schnell erweiterten und wieder schlossen. Als er nichts Verdächtiges witterte, steckte er die Nase wieder unter den Schwanz und schlummerte.

Bald darauf hob er wieder den Kopf, schneller und höher als vorhin, und knurrte dumpf. Jetzt hatte er sich nicht geirrt! Wie eine Stahlfeder sprang er auf und stürzte mit wütendem Gebell den Hügel hinab. Tsangpo erwachte, suchte seine Gedanken zusammen und horchte.

„Die Karawane!“ dachte er. „Wir befinden uns also südlich von ihrem Kurs. Oder vielleicht sind es nur einige reitende Ölöten, die unser Häuptling oder der Prior ausgeschickt hat, um nach mir zu forschen. Sie sind natürlich unruhig geworden und haben, nachdem der Sturm aufgehört hat, angefangen, die Wüste nach allen Richtungen zu durchsuchen. Nun sind sie mir auf der Spur; vermutlich haben sie Hunde mit. Herrlich wird es sein, sich wieder satt zu essen und eine Teekanne bis auf den Boden zu leeren.“

Er lachte und wollte gerade wieder einen Armvoll Tamariskenstämme und -zweige in die Glut werfen. Es

galt, die Nachtkälte zu vertreiben, die, während er ſchlief, in ſeinen Pelz gekrochen war. Da ließ ein Geheul das Blut in ſeinen Adern erſtarren; wie eine trotzige, dringende Drohung durchſchnitt es die nächtliche Stille.

„Wölfe!“ rief er. „Das Meſſer habe ich, das iſt aber alles!“ Er pfiff Tſagan heran, deſſen Bellen ſich entfernt hatte. Als aber die Wölfe zum zweitenmal ihr hungerheiſeres Raubſignal ertönen ließen, waren ſie dem Hügel ſchon nähergekommen.

„Das Feuer! Da habe ich ja eine ſichere Waffe“, dachte Tſangpo, ſchürte eilig die Glut und warf ein Reiſigbündel hinein, das er in aller Eile in Brand ſetzte. Während er immer größere Äſte und Zweige zulegte, rief er in beſtimmtem Ton dem Hunde.

Sein wütendes, raſendes Bellen kam immer näher. Es klang ſo abgeriſſen, heiſer und kurz, als hätte ſich Tſagan ſchon mit den Wölfen herumgebiſſen. Schließlich war der Hund gezwungen geweſen, der Übermacht zu weichen, und kam pfeilgeſchwind ans Feuer geſtürzt, wo er wutſchäumend, an allen Gliedern zitternd, haltmachte und Stellung nahm.

Die Wölfe waren unten am Hügel ſtehengeblieben. Sie ſcheuten vor dem Feuer. Es waren ihrer acht. Ihre Augen funkelten in der Dunkelheit. Wütend darüber, daß der Hund, der ſchon beinahe ihre Beute geweſen, in den Schutz des Feuers entkommen war, wurden ſie immer keder.

Ungeduldig und blutdürstig lief einer nach dem andern vor und wieder zurück. Das Feuer war noch nicht ganz in Schuß gekommen. Es prasselte und qualmte, und der Rauch verhüllte die Flammen, die sich zwischen dem Holz einen freien Ausweg zu schaffen suchten. Deshalb hoben sich die Wölfe von dem grauen Boden nur wie unruhige Schatten ab.

Jetzt schlugen die Flammen empor, und rings um den Hügel wurde es hell. Geblendet und erschreckt zogen sich die Wölfe zornig kläffend zurück. Aber rasch hatten sie sich an den Feuerschein gewöhnt, und der Mut kehrte wieder. Sie hetzten sich gegenseitig. Bald hatten sie ihren alten Platz unten am Hügel wieder eingenommen. Dort oben gab es frisches Fleisch, soviel als sie brauchten. Und klug wie sie waren, hatten sie bereits gemerkt, daß es sich bloß um einen Mann mit seinem Hunde handelte. Mit einem solchen Gegner wurde man leicht fertig. Wenn nur das elende Feuer nicht gewesen wäre. Aber der Brennstoff mußte ja einmal zu Ende gehen, und dann kamen die Wölfe an die Reihe.

Die mutigsten hatten bereits angefangen, den Hügel in Zickzacklinien zu stürmen, als besetzten sie ein System von Laufgräben. Tsangpo ließ die Blicke zu den Sternen schweifen, um abzuschätzen, wie lange es noch bis Sonnenaufgang war. Dann warf er einen Blick auf den Holzhaufen, ob der ebensolange reichen würde wie die Nacht. Er ergriff ein paar armdicke Tamariskenstämme von

Manneslänge und ſteckte ihre Enden ins Feuer. Schließlich rollte er ſeinen Schafpelz zu einem Bündel zuſammen und ſetzte ſich darauf, das Geſicht den Raubtieren zugewandt. Dann zog er ſein Meſſer aus der Scheide und begann, mit nachdrücklichen, langſamen Zügen es am Leder ſeines linken Stiefelſchafts zu ſchärfen.

Seine Ruhe reizte die Tiere. In geſchloſſenem Trupp ſtürmten ſie den Hügel hinan. Er fuhr auf. Die erhobene Meſſerklinge blinkte im Feuerſchein. Die Wölfe waren nur einige Schritte entfernt. Ihre Augen leuchteten rot vor Blutdurſt. Tſangpo ſtieß einen gellen Schrei aus und lief ihnen einen Schritt entgegen. Sie zogen ſich einen Schritt zurück, rückten aber ſofort wieder zwei Schritt vor.

Im nächſten Augenblick konnte er die Wölfe auf dem Halſe haben. Als er ſah, daß ſie ſich zum entſcheidenden Angriff fertig machten, ergriff er ſeinen zuſammengewickelten Pelz und ſchleuderte ihn in den Haufen hinein. In wahnſinniger Wut ſtürzten ſich die Tiere auf ihn und hatten ihn binnen einer Minute in Fetzen zerriſſen. Währenddem nahm Tſangpo hinter dem Feuer Stellung und warf in aller Eile einen Armvoll Holz darauf.

Der Pelz reizte den Appetit der Wölfe. Sobald ſie damit fertig waren, führten ſie eine Umgehung aus und kehrten von der Südſeite her zurück. Von den hungrigſten waren einige nur ein paar Sprünge entfernt und ſchienen

entſchloſſen, den Sprung zu wagen. Das Meſſer anzuwenden, war noch zu früh. Tſangpo riß einen Tamariskenſtamm aus dem Feuer, der wie eine Fackel brannte und leuchtete. Er war es von wilden Reiterſpielen her gewohnt, zu zielen und zu treffen, und warf die brennende Fackel dem nächſten Wolf mit aller Kraft in den Rachen. Das Tier wurde wild und biß, wie um ſich zu verteidigen, in den glühenden Stamm, der zwiſchen ſeinen Zähnen praſſelte und ziſchte. Heulend vor Zorn und Schmerz ſprang der Wolf hoch in die Luft und verſchwand hinter den andern.

Den nächſten Angreifer erwartete wieder eine Holzfackel, die ihn oberhalb der Naſe traf und auf der Erde liegenblieb. Das Rudel nahm eine neue Frontveränderung vor. Tſangpo warf noch ein paar fauſtdicke Tamariskenſtämme ins Feuer.

Dann rückten ſie von der andern Seite vor. Der Schaum troff von ihren Reißzähnen. Zuweilen ſchlugen ſie die Kiefer aufeinander, daß es krachte. Ihre Augen funkelten vor Bosheit und Mordluſt. Tſangpo nahm in die Linke einen Tamariskenſtamm von Manneslänge, in die Rechte ein kürzeres Stück Holz, die beide an dem vorderen Ende brannten und kniſterten. Als der Anführer des Rudels, ein großer, ſtarker, ſchwarzgrauer Wolf, auf zwei Schritt Entfernung heranrückte, ſtürmte Tſangpo auf ihn ein, den brennenden Stamm wie eine Turnierlanze geſenkt, und als die andern, um dem Führer zu helfen,

zum Angriff übergingen, sauste der Feuerbrand in den Haufen hinein und trieb ihn auseinander.

Tsangpo gewann etwas Zeit. Er sah an den Sternen, daß es noch lange bis Tagesanbruch war. Der Holzhaufen aber, das sah er auch, konnte bei solchem Verbrauch nicht die ganze Nacht reichen. Er fragte sich, ob er wohl selber zuerst in Stücke gerissen werden würde oder der Hund. Dieser bellte und bellte, aber ohne in seiner Heiserkeit einen einzigen lauten Ton hervorzubringen.

Keuchend und kläffend ruhten die Wölfe eine Zeitlang aus. Sie hielten Kriegsrat. Der Führer hatte einen neuen Plan entworfen. Er stürzte auf den Holzstapel hinauf und richtete bald das offene rote Maul, aus dem der Geifer troff, gegen Tsangpo, bald biß und riß er voller Wut an den Holzstücken, daß Splitter und Späne flogen.

Gleichzeitig gingen die andern in zwei Gruppen zum Angriff über, je eine auf der einen und der andern Seite des Haufens. Da sprang Tsangpo über das Feuer, um es zwischen sich und die Wölfe zu bringen. Im Nu waren sie auf der andern Seite und wurden von neuen Feuerbränden empfangen. Schäumend vor Wut, wiederholten sie das Manöver. Tsangpo fand gerade noch Zeit, neues Holz in das Feuer zu werfen.

Als der Führer des Rudels, vor Blutdurst zitternd, auf dem Holzhaufen stand, bereit, sich auf seine Beute

zu stürzen, und die andern darauf warteten, ihm zu Hilfe zu kommen, ergriff Tsangpo den längsten Stamm, stürzte sich mit der Geschmeidigkeit eines Panthers blitzschnell gegen den Holzhaufen und stieß mit Aufgebot seiner ganzen Muskelkraft den brennenden Knüttel dem Anführer des Rudels in den Hals.

Das Tier taumelte, dem Ersticken nahe, den Haufen hinunter. Die andern, die nicht begriffen, was vor sich ging, und das Kommando des Führers vermißten, zogen sich zurück.

Wieder konnte Tsangpo eine Zeitlang Atem schöpfen. Er war schwarz von Ruß und Rauch. Seine Hände bluteten von Wunden, die Zweige und Splitter gerissen hatten. Er zog die Mütze tief herunter; sie konnte vielleicht seinen Kopf vor den Zähnen der Raubtiere schützen. Alles drehte sich um ihn herum, und er schloß die Augen. Vom Holzstapel her erklang ein Heulen der Klage und des Schmerzes und halberstickte Hustenanfälle — der Leitwolf erholte sich und sammelte seine und der Seinen Kräfte für die Stunde der Rache. Und wenn ihm auch der ganze Pelz bis zur Schwarte verbrennen sollte, er wollte Tsangpos Kehle zwischen seinen Zähnen knirschen hören und fühlen, wie sein warmes Blut den brennenden Schmerz unter den Brandblasen auf der Zunge linderte.

Plötzlich riß Tsangpo wieder die Augen auf; ihm war, als wäre es so merkwürdig hell geworden. Halbwirr im Kopf, fragte er sich zuerst, ob vielleicht die Sonne

ſchiene und die Wölfe ſich zurückgezogen hätten. Aber zu ſeinem Entſetzen erkannte er, daß der Holzſtapel in Flammen ſtand. Beim Angriff auf den Leitwolf waren Funken und Glut zwiſchen die trockenen Zweige gefallen und hatten gezündet. Deshalb war der verbrannte und betäubte Wolf aufgeſprungen und davongeſchlichen. Und deshalb ging das Rudel nicht mehr zum Angriff über; es fühlte ſich beſiegt und wartete.

Pfeilſchnell eilte Tſangpo zu dem Stapel und riß ſo viele Äſte heraus, als er faſſen konnte. Aber das Feuer hatte, während er betäubt daſaß, einen Vorſprung gewonnen; er konnte nur wenige Äſte retten. Da ſah Tſangpo ein, daß er in der Hand des Todes war und daß ſeine Seele bald auf die Wanderſchaft gehen werde! Es war ihm ein Troſt, daß er ſich ſelbſt geopfert hatte, um einigen Karawanenabteilungen zu helfen, und er ſuchte in ſeiner Erinnerung noch einige andere gute Taten zu entdecken, die ihm zum Vorteil angerechnet werden konnten, wenn ſeine irrende Seele das nächſtemal ihren Wohnſitz in einem vergänglichen Körper aufſchlug. Aber er fühlte ſich vor den Göttern unzulänglich und glaubte, es werde ihm in der nächſten Daſeinsform höchſtens ſo ergehen wie in der, der nun ein Rudel hungriger Wölfe ein Ende bereiten ſollte.

Nachdem er gerettet, was zu retten war, verſuchte er ſich zu beherrſchen und ruhig dem Tode ins Auge zu ſehen. Es blieb ihm keine andere Wahl. Der Holzſtoß brannte

wie ein Feuerzeichen über dem Wüstenmeer; ringsum war das öde Land prächtig erhellt. Etwa zwanzig Schritt entfernt standen die Wölfe mit hängenden Zungen und Schwänzen, heimtückisch beobachtend, was auf dem Hügel vor sich ging. Tsagan versuchte nicht mehr zu bellen. Mit gespitzten Ohren stand er einige Schritte vom Feuer entfernt und starrte auf das Rudel. Er gähnte und atmete hastig und schnell.

Vom Holzstapel stieg eine dichte Rauchsäule empor, beleuchtet von zahllosen kleinen Funken, die sich in spielerischem Tanz gegen die Vernichtung wehrten. Von Zeit zu Zeit hörte man ein Rascheln, wenn die Feuerbrände aufgezehrt waren und der Haufen zusammensank. Seine Leuchtkraft ließ nach und ging ins Rötliche über. Der Kreis, den der Feuerschein erhellte, schrumpfte zusammen, und Schritt für Schritt kamen die Wölfe näher. Tsangpo ging um den Holzstoß mit einer Tamariskenstange herum und schichtete die Feuerbrände zu einem dichten Haufen, der lange glühen mußte. Schließlich, dachte er sich, will ich mit meinen bloßen Händen den Wölfen glühende Kohle in den Rachen werfen.

Nur ein paar Schritte war es von dem einen Feuer zum andern. Dorthin setzte er sich; wieder zog er das Messer aus der Scheide und begann es zu wetzen. Es war eine häßliche tatarische Klinge, die er einmal auf einer Reise nach Kobdo von einem Kaufmann aus Andischan erstanden hatte. An einem Tamariskenstamm

erprobte er ihre Schärfe. Sie ſchnitt ihn wie Papier. Aber Tſangpo fuhr trotzdem fort, das Meſſer zu ſchleifen, bis der Stiefelſchaft glänzte. Die Klinge war zweiſchneidig und hatte tiefe runde Rinnen, in denen das Blut ablaufen konnte, wenn ſie im Kampf in ein lebendes Weſen geſtoßen worden war.

Der große Holzſtoß hatte ſich in einen Gluthaufen verwandelt, und mit dem Holz, das er hatte retten können, unterhielt Tſangpo noch das urſprüngliche Feuer. Aber das Holz ging zur Neige, und die letzten blauen Flammen erloſchen. Rings um ihn her breitete ſich nächtliches Dunkel. Die Sterne ſchimmerten hell, nachdem die Kälte die letzten fliegenden Staubteilchen zum Sinken gezwungen hatte. Die Luft war rein. Tſangpo warf noch einen Blick zu den Sternen hinauf und ſah, daß noch eine halbe Stunde bis Tagesanbruch vergehen konnte.

Jetzt kamen die Wölfe in geſchloſſenem Rudel zurück, und nun hatte der Pilger ſeinen letzten Kampf auszufechten!

Sie ſtürmten heran. Tſangpo richtete es ſo ein, daß der große Gluthaufen zwiſchen ihnen und ihm lag. Als ſie von der Seite heranſchlichen, wich er ihnen aus und ließ einen Regen glühender Kohle auf das Rudel herniedergehen, das erſchreckt auseinanderlief. Dasſelbe Manöver wiederholte ſich ein paarmal, da die Angreifer immer wieder zurückkamen. Nachdem die Reſte des erſten Feuers verbraucht und die herumliegenden Kohlen ſchwarz

und kalt geworden waren, fühlten sich die Wölfe ihrer Beute sicher. Keuchend vor Blutdurst, die Reißzähne im Schein der Sterne glänzend, warf sich der Leitwolf von vorn auf Tsangpo; aber ehe er zubeißen konnte, hatte er das Messer im Herzen. Mit einem rasselnden Laut warf er den Kopf zurück und sank nach einigen Todeszuckungen zu Boden.

Ohne sein Schicksal zu beachten, setzten die andern ihre Angriffe fort. Sie hatten Blut gerochen. Ein großer hellgrauer Wolf biß Tsangpo in den linken Unterarm, um ihn über den Haufen zu werfen. Aber der Biß erschlaffte und glitt ab, da das Tier die Klinge bis zum Schaft in den Rücken bekam. Während Tsagan tapfer im Zweikampf kämpfte, hatte Tsangpo die übrigen fünf gegen sich. Ihre Wut nahm zu. Sie griffen von allen Seiten an. Er drehte sich im Kreise und verteidigte sich mit blitzschnellen Bewegungen. Seine Klinge flog von dem einen zum andern. Ein Wolf biß ihn hinten in den Nacken, ließ aber los, als er den kalten Stahl zwischen seinen Rippen fühlte. Die Verwundeten schäumten vor Wut, und der Geifer hing wie Seifenschaum an ihren Lefzen.

Immer häufiger fühlte Tsangpo ihren heißen Atem über seinem Gesicht. Sie keuchten, und in der kalten Morgenluft stiegen weiße Wolken aus ihren Rachen auf. Sie kläfften, husteten, heulten vor Blutdurst. Bald hier, bald da trafen scharfe Zähne in Tsangpos Muskeln. Er hatte ja nicht mehr den Pelz zum Schutz.

Lange konnte der ungleiche Kampf nicht dauern. Tsangpo führte das Messer mit immer langsameren Bewegungen und stieß mehr aufs Geratewohl zu. Er war ermattet, sein Arm erlahmt. Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Der Griff um das Messer war nicht mehr fest. Sein Bewußtsein verschleierte sich, und er stürzte rücklings zu Boden. Mit einem heiseren Siegesgeschrei stürzten sich die Wölfe über ihn.

In demselben Augenblick stieg der Rand der Sonne wie ein blitzender Rubin über den Horizont. Noch ehe die Wölfe dazugekommen waren, die Kehle und den Brustkorb des Gefangenen zu zerfleischen und ihr blutiges Mahl zu beginnen, hielten sie wie auf Kommando inne und sahen erschreckt nach der Sonne. Von dem leuchtenden Osthimmel hoben sich zwei Reiter ab, die mit wildem Geschrei eiligst den Hügel hinansprengten. Ganz von ihrem Blutdurst besessen, hatte das Rudel die Gefahr nicht eher bemerkt.

Die Wölfe zogen sich langsam zurück, haßerfüllte Blicke auf die Angreifer werfend. Die Pferde scheuten vor den Raubtieren. Die Reiter sprangen aus den Sätteln und gingen mit eingelegten Lanzen vor. Es waren jetzt nur noch vier Wölfe. Ein fünfter hinkte langsam hinterdrein. Die Männer sahen bald, daß sie nichts zu fürchten hatten. Sie machten die Pferde fest, indem sie Stricke um die Vorderbeine schlangen, und gingen zu dem Gefallenen hin.

Wie es auf Wüſtenreiſen üblich iſt, hatte jeder ſeine Waſſerflaſche im Sattel. Sie erkannten Tſangpo ſofort, öffneten ſeine Kappe, riſſen von ihren Sätteln Deckenſtreifen los und verbanden damit die blutenden Wunden. Der eine hob ſeinen Kopf und führte ihm die Flaſche an die Lippen. Tſangpo öffnete die Augen und begann zu trinken. Die Wunden waren nicht tief. Aber in einer Sekunde hätte er wohl den tödlichen Biß erhalten. Das Bewußtſein kehrte ihm allmählich zurück. Als er das Blut an ſeinen Händen und Kleidern und die drei toten Wölfe erblickte, erinnerte er ſich des Kampfes auf Leben und Tod, der vor einigen Minuten geendet hatte.

„Wo iſt Tſagan?“ fragte er eifrig.

„Ach, mit dem armen Kerl iſt nicht mehr viel Staat zu machen. Er blutet aus mehreren Wunden. Er liegt hier und leckt ſie.“

„Gebt ihm die zweite Waſſerflaſche!“ antwortete Tſangpo. „Er hat ſich tapfer verteidigt.“

Jetzt erkannte Tſangpo die beiden Ölöten wieder, die immer neben Terge Ritſchen an der Spitze des Zuges zu reiten pflegten, wenn der Lotſe des Weges nicht ſicher war.

Während der eine für den Hund ſorgte, beantwortete der andere Tſangpos Frage, wie ſie ihn in dieſer gräßlichen Wüſte hatten finden können.

„Still, hörſt du nicht den Klang?“

Tſangpo horchte und hörte das ſingende Glockenſpiel,

das von Minute zu Minute deutlicher wurde. Er wandte den Blick nach Osten und sah, wie die schwarze Masse der Karawane sich unter der Sonne abhob.

„Als gestern abend der Sturm aufhörte," fuhr der Ölöte fort, „wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben. Alles wurde eingepackt. Die Reiter bestiegen ihre Pferde und Kamele. Die Tibeter und Chinesen, die zuerst fertig waren, warteten nicht auf die andern. Der alte Weg war vom Sturm ganz ausgewischt. Der Tag ging bald zu Ende, und die Dämmerung war kurz. Es war nicht leicht, sich zurechtzufinden. Als das Dunkel zunahm, beschlossen wir, daß der Vortrupp die mongolische Kamelkarawane erwarten sollte, die sich sonst verirren könnte. Es schien uns eine Ewigkeit zu dauern, bis sie herankamen. Aber die Sterne dienten uns als Wegweiser, die wir dringend brauchten. Es war Befehl gegeben, daß Reiter bis ans Ende des Zugs geschickt werden sollten, um sich davon zu überzeugen, daß keine Abteilung zurückgeblieben war. Alle waren zur Stelle bis auf die Solonen. Man mußte sie ihrem Schicksal überlassen. Die ganze Karawane konnte ja nicht ihretwegen aufs Spiel gesetzt werden. Sie würden sich schon am nächsten Tag zu helfen wissen, um so mehr, als sie ja nach unserer Meinung dich bei sich hatten. Denn da wir nach deinem Ritt nichts von dir hörten, nahmen wir als selbstverständlich an, daß dich der Sturm gehindert hatte, zurückzukehren und du daher bei den letzten geblieben warst.

„Endlich konnten wir aufbrechen. Ich und mein Kamerad ritten neben Terge Ritschen. Nach unendlich langer Wanderung meinte ich in weiter Ferne ein Feuer zu sehen im Osten, etwas rechts von unserm Kurs. Meine beiden Kameraden sahen es auch. Zuweilen verschwand es, flammte aber dann wieder auf. Der Unterhaltung der Tibeter hinter uns entnahmen wir, daß auch sie den Feuerschein erblickt hatten. Alle lebten auf. Es gab also Menschen, die uns die Aufklärungen geben konnten, die wir brauchten.

„Aber wer konnte sich in diese wüste Gegend verirren, in der die Nomaden keine Weide für ihre Schafe finden? Etwa Antilopenjäger? Oder war es möglich, daß die Solonen, ohne es zu merken, an uns vorübergezogen waren? Wir waren aufs äußerste gespannt und richteten unsern Kurs gerade auf das Feuer zu. Es wurde immer deutlicher und brannte merkwürdig beständig. Sonst wird, wie du weißt, ein aus der Entfernung gesehenes Feuer gewöhnlich von Zeit zu Zeit durch die Männer und Pferde verdeckt, die sich in seiner unmittelbaren Nähe befinden. Hier war aber niemand, der es verdeckte. Ein paar Lamas aus Tibet glaubten, es wäre ein Irrlicht, von den bösen Geistern der Wüste gesandt, um uns irrezuführen.

„Dann geschah plötzlich etwas, was unser Staunen noch erhöhte und worin die tibetischen Mönche einen Beweis dafür sahen, daß Zauberei im Spiel sei. Unmittelbar neben dem kleinen Feuer, das wir so lange gesehen hatten,

flammte ein ganzer Scheiterhaufen auf und warf einen blendenden Schein auf den flachen Hügel, auf dessen Höhe er brannte. Im Feuerschein meinten wir einen Mann und einige Schatten zu sehen, die sich bewegten. Aber die Entfernung war noch zu groß. Eine knappe halbe Stunde vor Tagesanbruch erloschen beide Feuer. Wir behielten den Kurs bei, was um so leichter war, als ein paarmal ganze Funkengarben von den Feuerstätten aufstiegen.

„Bei Tagesanbruch hörten wir Wolfsgeheul. Ein Tibeter kam mit zwei Lanzen zu uns und überbrachte uns den Befehl der Gesandten, vorauszureiten und Erkundungen einzuziehen. Während unseres Rittes wurde es hell, und wir sahen deinen verzweifelten Kampf mit den Wölfen. Da stießen wir den Pferden die Hacken in die Seiten und ritten in wildester Karriere, aus Leibeskräften schreiend, auf den Hügel zu. Wir waren nicht mehr viele Pferdelängen entfernt, als du stürztest und die Wölfe sich über dich warfen. Wir schrien, was unsere Lungen hergaben. Da stutzten die Wölfe und warteten mit dem Todesbiß. Auch wenn sie hätten weiterkämpfen wollen, waren sie betrogen; denn dann waren wir bereits auf dem Gipfel und brachten ihnen andere Gedanken bei. Wie du siehst, sind sie nicht weit weg. Dort unten streichen sie in der grauen Wüste auf und ab."

„Gesegnet sei Buddha, gesegnet der Taschi-Lama! Der Burchan, den er mir gab, hat mein Leben gerettet und mich davor bewahrt, die Wallfahrt abzubrechen und

einen neuen Schritt auf dem Wege der Seelenwanderung zu tun."

So dachte Tſangpo Lama, der weder hören noch ſprechen konnte.

Sein Geſicht war ſo bleich, als es die ſonnenverbrannte Haut zuließ, und ſein Kopf fiel auf das Knie des Ölöten zurück. Wie im Traum hörte er das Glockenſpiel unten am Hügel, wo die Pilgerkarawane vorüberzog und wieder die alte Richtung nach Südweſten einſchlug. Zu ſeinen Ohren drangen auch Stimmen entſetzter Männer, die ſich um ihn verſammelt hatten. Die Häuptlinge ſchüttelten den Kopf, als ſie die toten Wölfe in geronnenem Blut neben dem jungen Mongolen liegen ſahen, der wohl nicht mehr viele Stunden zu leben hatte.

Eine Gruppe nach der andern kam heran, bald zu Fuß, bald zu Pferd, um das nächtliche Schlachtfeld und den Helden zu ſehen, der ſo tapfer um ſein Leben gekämpft hatte. Ein paar Schützen ſchlichen hinter den Wölfen her und verſchoſſen vergebens ihre Kugeln. Ein Wolf blieb aber zurück. Er hatte von Tſangpos Meſſer mehr bekommen, als er aushielt, und vermochte vor Blutverluſt nicht zu fliehen. Eine Kugel ſtreckte ihn zu Boden.

Nach einiger Zeit kam auch der Tſacharenhäuptling und der alte Prior und fragten, was los ſei. Sie waren erſtaunt, als ſie Tſangpo neben den Wölfen mit dem blutigen Meſſer auf dem Boden liegen ſahen. Der Prior hatte genug vom Leben geſehen, um zu wiſſen, was das

Gebot der Stunde war. Er rief einen alten Lama der Tſacharen heran, der in der mediziniſchen Fakultät des Gelben Tempels ausgebildet war. Die Karawanenabteilung der Tſacharen zog eben vorüber, und der Lama war nicht weit. Er gab den Befehl, Tſangpo auf einem Pelz den Hügel hinabzutragen, wo er nicht mehr die toten Wölfe zu ſehen und ſich der unheimlichen Nacht zu erinnern brauchte, die er durchlebt hatte.

Der Medizinlama holte ſeinen Koffer, der heilende Kräuter, Blätter und Pulver enthielt. In eine Taſſe ſiedend heißen Tees, die er dem müden Wanderer zu trinken gab, miſchte der Lama einen Pflanzenſtoff, der Tſangpos Lebensgeiſter weckte.

„Er erholt ſich," erklärte der Medizinlama ruhig, „aber er braucht Ruhe." Immer noch klingelten die Glocken wie zu einem Begräbnis.

Der Prior hieß den Tſacharenhäuptling, einen Teil ſeiner Karawane an dem Platz halten zu laſſen. Man brauchte ein Zelt, Decken, Pelze, Kiſten, Proviant und Material zu einer proviſoriſchen Bahre. Das Zelt wurde aufgeſchlagen und ſchnell eingerichtet. Ein weiches, bequemes Bett wurde hergeſtellt, Brennſtoff zuſammengetragen.

Im Zelt entkleidete der Medizinlama den Patienten und legte friſche Verbände auf ſeine Wunden. Das Blut wurde abgewaſchen, er ſelbſt in einen großen warmen Schafpelz gehüllt.

„Hört, wie es draußen klingelt! Es ist, als riefen die Glocken zu einem Gottesdienst.“

Tsangpo mühte sich, seinen Kopf nach dem Teil der runden Jurte zu wenden, der sich dem Eingang gerade gegenüber befand. Der Prior, der begriff, was er wollte, sagte:

„Ja, sei nur ruhig. Der Altar ist errichtet, die Burchane stehen an ihren Plätzen und Weihrauchbecken und Lampen vor ihnen. Neben dem Rauchfang ist ein Kadach, ein Willkommentuch, befestigt. So können böse Geister deinen Schlaf nicht stören. Trommel, Becken und Flöten sind da. Der Tag wird nicht ohne Gottesdienst vorübergehen. Hörst du, wie Tundup Lama auf den Kugeln seines Rosenkranzes die Om-mani-Gebete zählt, die er für dein Wohlergehen betet? Aber wo ist dein Reitpferd geblieben?“

„Ist mein Reitpferd nicht zurückgekommen? Nein, es ist wahr. Die Solonen fehlen ja noch. Es muß bei ihnen sein. Ist nichts unternommen worden, die Solonen zu retten?“

„Doch. Reiter sind auf Erkundung ausgeschickt. Es besteht keine Gefahr für sie.“

„Wie lange werden wir an diesem Platze verweilen, von dem ich so gern fortkommen möchte?“

„Bis du wieder so hergestellt bist, daß du das Schaukeln eines Kamelrückens vertragen kannst. Sobald die andern die nächste Quelle finden, schicken sie Reiter

mit frischem Wasser hierher. Die Hauptkarawane wartet nicht auf uns. Holen wir sie nicht eher ein, so finden wir sie sicher in Siningfu oder Kumbum. Wir haben aber keine Eile."

Tsangpo schlief wieder ein. Tundup Lama murmelte in einem fort seine Gebete. Draußen vor dem Zelt zogen die letzten Kamele vorüber. Endlich hörte das Glockengeläute auf und verklang langsam in der Ferne.

* * *

Nach einigen Tagen war Tsangpo wiederhergestellt und konnte sich mit seinen Freunden wieder der großen Pilgerkarawane anschließen, die sich in einer Gegend mit üppigem Graswuchs und zahlreichen Quellen gelagert hatte, um ihre Tiere weiden und sich ausruhen zu lassen.

Vergebens wartete man auf Nachrichten von den Reitern, die den Auftrag erhalten hatten, die Solonen zu suchen und ihnen Hilfe zu bringen. Allmählich gab man die Hoffnung auf, sie wiederzusehen, und sprach schon davon, ohne sie aufzubrechen. Da kam eines Abends die Lösung des Rätsels. Die ausgeschickten Reiter kehrten mit etwa zwanzig Solonen zurück, die zu Fuß gingen und sich, ganz ausgeraubt, in elendem Zustand befanden.

Die armen Pilger wurden von den frommen Reisekameraden aufs beste verpflegt. Über ihre Erlebnisse berichtete der Vornehmste von ihnen folgendes:

„Wir waren die letzten, die die Quellen am Salzsee

verließen. Im Augenblick des Aufbruchs bemerkten wir zwar, daß einige fremde Reiter angekommen waren, doch schenkten wir ihnen weiter keine Beachtung und setzten unsere Reise in der Spur der großen Karawane fort. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir Tsangpo Lama begegneten, der uns die nötigen Aufklärungen gab und zur Eile mahnte. Wir beschleunigten unser Marschtempo, so gut wir konnten. Von Tsangpo Lama hörten wir nichts mehr, und wir waren wegen seines Ausbleibens in Unruhe.

„Nach einiger Zeit tauchten aus dem Dunkel ein paar Reiter auf. Sie kamen auf uns zu und behaupteten, von den tibetischen und chinesischen Führern der Hauptkarawane geschickt zu sein. Ein paar von uns erkannten in ihnen Teilnehmer des Pilgerzugs wieder, und deshalb vertrauten wir blind ihren Worten. Es waren Kalmücken.

„Sie behaupteten, auf Grund einer Mitteilung der ölötischen Führer sei beschlossen worden, bei einer in einiger Entfernung nordwestlich von unserm Kurs gelegenen Quelle zu rasten. Da diese Quelle sich genau westlich vom Salzsee befinde, könnten die zurückgebliebenen Abteilungen den Platz schneller erreichen, wenn sie rechts abbögen. Binnen kurzem kämen sie wieder auf die Spur der Hauptkarawane.

„Keiner von uns ahnte einen Verrat. Wir folgten den beiden Kalmücken. Wir waren nur erstaunt, daß sie uns immer weiter nach Norden führten, und daß wir auf diese Weise uns dem Salzsee eher näherten statt von ihm entfernten. Ich fragte nach dem Grunde. Sie antworteten,

in dieſer Richtung gelangten wir bald auf ſandfreien Boden und könnten auf bequemerem Wege die andern einholen.

„Es wurde Tag. Der Himmel ſah bedrohlich aus. Die beiden Kalmücken ſpähten oft nach Oſten und Nordoſten, nach dem Salzſee zu, und ſchienen unruhig. Der Wind ſetzte ein. Die Luft wurde unklar. Der Himmel bewölkte ſich. Ein Sandſturm war im Anzug. Staubwolken hüllten uns ein, und bald war uns alle Ausſicht verſperrt. Wieder fragte ich unſere Führer, ob ſie ſicher ſeien, im Sturm den Weg zu finden. Nachdem ſie ſich leiſe beſprochen hatten, antworteten ſie: ‚Nein! Es iſt das beſte, wir machen hier halt.‘

„Der Sturm nahm an Heftigkeit zu. Während wir noch berieten, ſahen wir die beiden Kalmücken eiligſt nach Norden fortreiten und im Nebel verſchwinden.

„‚Das geht nicht mit rechten Dingen zu, rief ich. Tſangpo Lama wußte nichts von einer Änderung des Reiſeplans. Sehen wir zu, daß wir die Spur der Karawane wiederfinden, ehe ſie vom Sturm verwiſcht iſt.‘

„‚Ja, aber die beiden Kalmücken! Durften wir ſie verlaſſen? Vielleicht erkundeten ſie den Weg, von dem ſie geſprochen hatten? Laßt uns eine Zeitlang warten.‘

„Die Kragen zum Schutz gegen den Wind hochgeſchlagen, ſaßen wir dicht beieinander im Sand. Lange brauchten wir nicht zu warten! Ein Mann zu Pferd tauchte im Nebel auf. Er ſtieß einen ſchrillen Ruf aus und feuerte

einen Flintenschuß ab. Im Verlauf einer Minute tauchte bald hier, bald da ein Reiter auf, alle mit Gewehren und Säbeln bewaffnet. Es waren zwölf oder vierzehn Mann.

„Wir sprangen auf, um zu unsern Waffen zu eilen, die, wie üblich, an den Kamellasten festgebunden waren. Noch ehe wir uns bewaffnen konnten, war die Räuberbande zur Stelle. Ein grober Kerl schrie auf mongolisch: ‚Halt! Wer eine Waffe anrührt, wird erschossen!'

„Zwei von uns, die sich zur Wehr setzten, wurden mit Säbelhieben zu Boden gestreckt. Die übrigen wurden mit Lederriemen gefesselt. Alle Verteidigung war aussichtslos. Das Ganze war das Werk eines Augenblicks. Einige von uns fielen auf die Knie und baten um ihr Leben.

„Ein paar Banditen schafften unsere Kamele und Pferde weg. Nachdem sie nach dem Salzsee zu verschwunden waren, wurden wir von den übrigen auch des Silbers und der Wertsachen beraubt, die wir im Gürtel trugen. Darauf schwangen sie sich aufs Pferd und ritten davon.

„All unsere Habe war uns genommen, und wir kannten den Weg nicht. Vor Schreck gelähmt wagten wir nicht zu sprechen, aus Furcht, die Bande könnte zurückkehren und uns alle totschlagen. Unterdessen setzte der Sturm mit voller Stärke ein. Immer wieder vermeinten wir, drohende Stimmen und das Gebrüll unserer treuen Kamele zu hören. Nachdem wir ziemlich lange gewartet hatten, ohne daß sich jemand zeigte, kam mir der Gedanke, es bleibe uns nur das eine übrig, zu versuchen,

unſer Leben zu retten, alles aufzubieten, um euch einzuholen und mit den beſten Reitern der Karawane der Räuberbande nachzuſetzen. Die Riemen an unſern auf dem Rücken zuſammengebundenen Händen waren leicht zu löſen, da wir uns gegenſeitig helfen konnten. Der eine von unſern verwundeten Kameraden war bereits tot. Den andern ſchleppten wir mit. Er ſtarb unterwegs. Wir gingen bis an den Punkt zurück, wo uns die Kalmücken von unſerer Spur weggeführt hatten. Sie war gerade noch zu erkennen, wurde aber immer mehr verwiſcht und hörte ſchließlich ganz auf.

„Trotzdem ſetzten wir unſern Marſch fort. Ein geſtürztes Kamel zeigte, daß wir auf der rechten Spur waren. Wir verſuchten, denſelben Kurs einzuhalten. Den ganzen Tag gingen wir, ohne eine Spur von der Karawane zu entdecken. Oft waren wir nahe daran, im Flugſand zu erſticken, hielten aber aus. Es ging ja auf Leben und Tod. In der Nacht verſuchten wir zu ſchlafen und lagen bis Tagesanbruch ſtill. Da hielten wir wieder Rat. Einige fürchteten, wir könnten uns zu weit von euch entfernen. Andere hielten es für hoffnungslos, zu ſuchen, ſolange der Sturm andauerte. Wieder andere ſchlugen vor, nur immer weiter zu gehen, bis wir das Gebirge erreichten, von dem Tſangpo geſprochen hatte. Auf dieſen Vorſchlag einigten wir uns.

„Wir ſetzten den Kampf gegen den Sturm fort und gingen, wie wir meinten, auf das Gebirge zu. Später

aber zeigte es sich, daß wir, aufgeregt wie wir noch immer waren, in falscher Richtung zogen. Endlich legte sich der Sturm, und das Wetter klärte sich auf. Die Nacht zwang uns wieder zu rasten. Am nächsten Morgen sahen wir in der Ferne zwei Reiter. Wir glaubten, es seien die Wegelagerer, die nach uns spähten, und versuchten uns daher zwischen den Sanddünen zu verstecken. Aber sie hatten uns schon erblickt, und ehe sie herankamen, sahen wir zu unserer Freude, daß es Freunde waren. Halb verdurstet wurden wir von ihnen an eine Quelle geführt, und dann kamen wir hierher."

* * *

Als Tsangpo Lama hörte, was die Solonen erlebt hatten, grämte er sich noch mehr, daß er sich vom Schlaf hatte übermannen lassen.

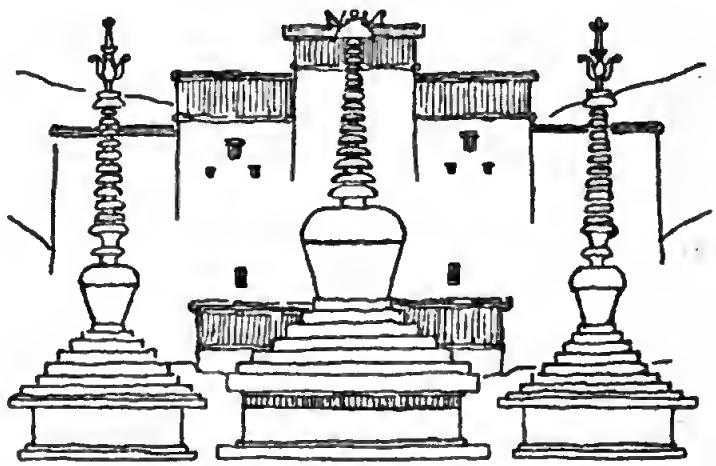
„Wäre ich bei euch gewesen, so hätte ich mich vermutlich nicht von den beiden Kalmücken hinters Licht führen lassen. Und wenn mir ihre Aussagen ebenso wahrhaftig erschienen wären wie euch, hätte ich beim Überfall eine kräftige Gegenwehr ins Werk gesetzt."

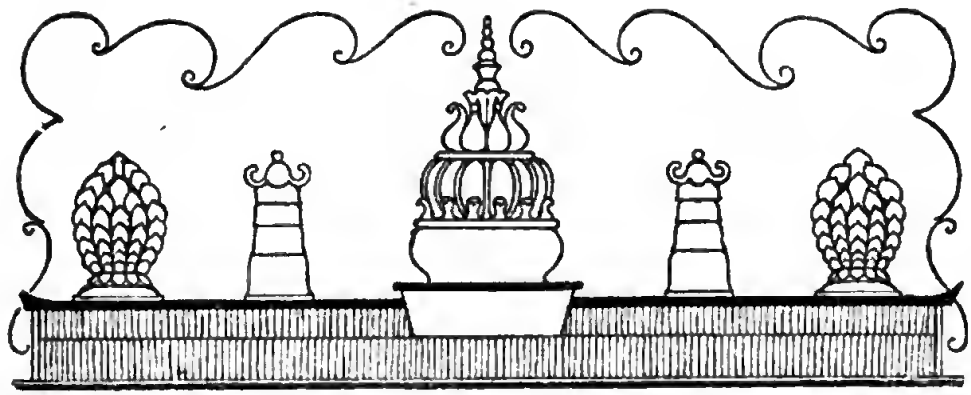
„Ohne Zweifel", antwortete der Solone. „Aber dann wärest du und die meisten von uns erschossen worden. Nein, wir können froh sein, daß wir mit dem Verlust von nur zwei Mann davongekommen sind."

„Von dem Augenblick an," sagte Tsangpo, „als das goldene Buddhabild im Zelt des Priors gestohlen wurde,

habe ich geahnt, daß wir Verräter in der Karawane hatten. Hoffen wir, daß die beiden Kalmücken die einzigen gewesen sind!"

Die Solonen kamen sich wie Schiffbrüchige vor, die im letzten Augenblick gerettet worden waren. Die übrigen Pilger sorgten für sie aufs beste. Zu je zweien wurden sie auf die Stämme der Mongolen verteilt. Sie erhielten Kamele, Pferde, Proviant und was sie sonst zur Ausführung der Wallfahrt brauchten. Keiner opferte mehr für sie als Tsangpo Lama, der der Meinung war, unfreiwillig ihr Unglück verursacht zu haben.





Die Pilger waren nun am Ende der Wüſte angekommen und zogen durch ein Tal, das langſam zu den Höhen des Nan-ſchan anſtieg. Die bunten Karawanen bewegten ſich ſchwerfällig, bald durch enge Hohlwege, bald über breite Weitungen, und wenn das Läuten der Kamelglocken von den Felswänden widerhallte, glaubten die Mongolen in ihrer Einfalt, die Berggeiſter antworteten aus ihren verborgenen Wohnungen. Das ganze Tal klang, und den Pilgern war, als atmeten ſie ſingende Luft.

Die Stimmung hob ſich und wurde feierlich. Das heilige Tibet rückte ja nun ernſtlich immer näher. An den Lagerfeuern konnten die Wallfahrer nicht genug hören von den berühmten Tempeln und von dem großen Tage, an dem die frommen Scharen vom Dalai-Lama geſegnet würden.

Inmitten des andächtig lauſchenden Kreiſes ſaß immer ein Mönch oder irgendein erfahrener Mann, der nicht zum erſtenmal an einer Wallfahrt teilnahm.

„Verſetzt euch", begann etwa der Erzähler, „in die Gefühle der ungezählten Tauſende von Pilgern, die die felſigen Wege überwunden haben und zum erſten Male in ihrem Leben vom letzten Paß aus die goldenen Tempeldächer von Lhaſa, dem Wohnſitz der Götter, erblicken! Da ſchwingen die Wallfahrer ihre Gebetmühlen eifriger als ſonſt. Wenn ſie ihr ewiges Om mani murmeln, ſteigt ein Summen himmelan, wie wenn Bienen blühende Linden umſchwärmen.

„Sie reiten in die Stadt hinein. Sie wimmelt von Mönchen. Heilige Hunde, ſtattlich und wild wie die Tiger der Märchen, durchſtreifen die Kloſterſtraßen. Wenn der große Tag gekommen iſt, ſchreiten die Frommen in Prozeſſion gewaltige Treppen hinauf und durch dunkle Galerien auf die höchſten Altanen von Potala, der Tempelburg auf dem Roten Berge. Unter ihnen ſchimmern im Tal des Kitſchu zahlloſe Tempel, in ſtille Haine gebettet, in der Ferne von ſchneebedeckten Bergen umgeben. Durch Arkaden, Lichthöfe und dunkle Säle wandert der Zug der Gläubigen langſam und ſchweigend nach dem heiligſten Raum auf Erden.

„Die Stunde iſt da! Mit klopfendem Herzen überſchreiten ſie die Schwelle einer Halle, deren in der Mitte offenes Dach zwölf rote Säulen tragen. Ihre Wände verſchwinden hinter prachtvollen Malereien, auf den Altären brennen vor den Götterbildern Flammen in Schalen aus gediegenem Gold. Unter einem Baldachin mit gold-

bestickten Tuchvorhängen steht ein mit Edelsteinen übersäter, von Löwen getragener, golden schimmernder Thron. Auf ihm sitzt der Dalai-Lama und streckt segnend seine Hände über die Häupter der von weither gekommenen Pilger."

Bei solchen Schilderungen erbebten die mongolischen Pilger vor Verlangen, all diese Herrlichkeiten selbst zu schauen.

Über neue Berge und durch neue Täler gelangte der Zug in das an Erinnerungen reiche Land Amdo, in dem es Klöster gibt, die an Ruhm mit den angesehensten von Tibet wetteifern.

Man schlug die Zelte im Ta-tung-Tal auf; die Lagerfeuer nahmen sich aus der Ferne wie die Schlangenwindungen eines Fackelzugs aus, in dessen Schein die blanken Felswände sich rötlich färbten. Und eines Tages sah man auf einer Ebene zwischen den Bergen die gewaltige Stadtmauer von Siningfu sich erheben.

Hier wurde mehrere Tage gerastet. Keiner der Pilger wollte es versäumen, Kumbum zu besuchen, den „Tempel der hunderttausend Bilder". Auch der Prior mit seinen Mönchen und Tsangpo Lama statteten ihm einen Besuch ab.

Der Alte von Jehol war den Klosterbrüdern ein guter Bekannter. Vor sieben Jahren hatte er einen ganzen Winter unter ihrem Dach verweilt in Gesellschaft des Taschi-Lama, der damals nach Peking unterwegs war.

Er hatte die göttliche Verehrung miterlebt, die dem Heiligen dargebracht wurde, und vor der die in Kumbum lebenden Inkarnationen verblichen.

Ein geheimer Neid hatte sich um des Taschi-Lama Thron erhoben. Je länger er verweilte, um so matter wurde die Verehrung, die ihm dargebracht wurde, und als er endlich seine verhängnisvolle Reise fortsetzte, war unter der hohen Geistlichkeit niemand, der ihn vermißte.

Anderthalb Jahre später war der Taschi-Lama als Toter nach Kumbum zurückgekehrt. Und nun wollte der Prior von Jehol erfahren, wie der Tote empfangen worden sei.

Eines Abends berichtete der Kanpo-Lama, der der Prior des Klosters war, vom Einzug des Toten. Reitende Boten unterrichteten die Mönche genau über die Reise des Leichenzugs; jeden Tag wußte man, wie weit er gekommen war. Scharen von Priestern in roten Gewändern mit gelben Mützen, Angehörige der von Tsongkapa gegründeten Brüderschaft der Gelugpas oder „Tugendhaften", ritten dem Gast entgegen. Prozessionen von andern Mönchen zogen auf einen hohen Berg vor Kumbum, wo sie kleine, aus dünnem Papier geschnittene, auf beiden Seiten mit Schriftzeichen bedeckte galoppierende Pferde dem Winde anvertrauten. Wenn müde Pilger diese Papierfiguren fanden, verwandelte Buddhas Allmacht sie in lebende Pferde, die die Wanderer ans Ziel ihrer Reise trugen. Und nun wollte man auch dem Toten

die Reise durch Schwärme von Pferden erleichtern, die der Wind forttrug.

„Beim Einzug in die Klosterstadt", fuhr der Prior von Kumbum fort, „erklangen von allen Tempeldächern herab die Töne der Schneckenhörner und Posaunen so schrill, daß der Abgeschiedene aus seinem Schlaf hätte geweckt werden können. Dichte Scharen von Lamas der verschiedenen Rangklassen begleiteten die Bahre, die Hunderte von Trägern den ganzen langen Weg von Peking aus trugen.

„Auf seinem Katafalk stand der goldene Sarkophag, in dem der Leichnam des Taschi-Lama mit übereinandergeschlagenen Beinen saß. In den Ecken klingelten goldene Glöckchen, und die Edelsteine blitzten in der Sonne. Feierlich stieg der Zug zum Sirkang-Tempel hinauf und schritt durch das mächtige Portal. In der Tempelhalle des Tsongkapa wurde der Sarkophag gegenüber dem Riesenbild des Reformators niedergesetzt.

„Bruder," fuhr der Prior fort, „meine Seele hat das Bedürfnis, dir, dem Freunde des Taschi-Lama, zu bekennen, daß mir und den andern hohen Mönchen schauerlich zumute war, solange der Leichnam des Heiligen bei uns war. Wir empfanden Gewissensbisse, daß wir ihn um seine Macht über die Menschen beneidet hatten, solange er im Leben unser Gast war. Ja, auch jetzt sehnten wir den Tag herbei, an dem er uns verlassen und seine Todesfahrt über das Gebirge fortsetzen würde.

„Und wohl hatten wir Grund, uns zu fürchten. Über die Steine der Straßen von Kumbum, die die Sohlen von zahllosen Pilgern seit vier Jahrhunderten blank gescheuert haben, ist noch kein Gast so wunderbar geschritten wie dieser Taschi-Lama.

„In der Halle des Tsongkapa, in der die Pilger anbetend aufs Gesicht fallen und wo sie im Verlauf der Jahrhunderte mit ihren flachen Händen tiefe Rinnen in die Dielen gehöhlt haben, saßen Tag und Nacht so viele Lamas auf dem Boden, als Platz finden konnten, und verrichteten Totengebete. Sie saßen in zwei Gruppen einander so gegenüber, daß keine dem goldenen Bild des Tsongkapa oder dem Sarkophag den Rücken zukehrte. Diese standen einander gegenüber, und zwischen beiden war ein zwei Fuß breiter Raum freigelassen. Auf dem Altar brannten Lampen, die das rote Gold der Tempelhalle matt beleuchteten.

„Nachts spukte es in der Halle. Du weißt, daß Tsongkapa, die spitze Mitra auf dem Haupte, zwischen zwei Lotosblumen sitzt, von denen die eine ein Schwert, die andere ein Buch trägt. Eines Nachts sahen ein paar Mönche, wie das Bild seine Hände nach dem Sarkophag ausstreckte, dessen goldene Glocken zu läuten anfingen. Es bestand ja eine mächtige Verbindung zwischen ihnen! Ist doch der Taschi-Lama eine Inkarnation von Tsongkapas Geist.

„Das Merkwürdigste aber war, daß jede Nacht sich

ein schwerer Schlaf auf die Lamas herabsenkte, die gerade die Totenwache hielten und die Totengebete verrichteten. Sie selbst wußten nichts davon. Wer aber an der Tür lauschte, konnte hören, wie tief sie schliefen. Ein Lama hat mir unter Eid versichert, daß er um die Mitternachtsstunde einmal wunderliche Dinge gesehen und gehört habe, als er im Sternenschein auf das Dach hinaufgeschlichen sei und sich am Rand der Dachöffnung niedergelegt habe.

„Die Halle war wie gewöhnlich matt erleuchtet, und beim Schein der Lampen saßen die Mönche und murmelten ihre eintönigen Gebete. Jeder hielt einige vergilbte Pergamentblätter, von denen er ablas. Von den Räucherkerzen stiegen betäubende Dünste auf, die die roten Gewänder und die rhythmisch sich wiegenden Köpfe einhüllten. Allmählich wurde das Gemurmel der Betenden matter und hörte ganz auf. Die Lamas sanken zusammen und fielen in tiefsten Schlaf.

„Plötzlich hörte man seitwärts ein Rauschen. Das vergoldete Bronzebild Tsongkapas schien lebendig zu werden.

„Es streckte die Arme, streifte mit den goldschimmernden Händen die Massen von Kadachs oder Votivtüchern, Gaben frommer Pilger, ab, die an ihnen hingen, ließ den gelben Seidenmantel fallen und stieg vom Kelch der Lotosblume und dem Altar herab, um sich mit lautlosen Schritten dem Sarkophag zu nähern. Von seiner Hand

leicht berührt, öffnete sich die Vorderseite der Pyramide wie eine Tür auf das Klopfen eines Gastes. Der darin sitzende Tote schlug die Augen auf, seine Wangen färbten sich.

„Tsongkapa reichte ihm die Hand und geleitete ihn nach dem Altar. Ein Schleier von Weihrauchdämpfen hüllte sie ein. Als er sich aber zerstreute, saß das Götterbild, die Kadachs an den Armen, wieder auf seinem Platze.

„In dem Saal aber stand der Tote in königlicher Haltung und streckte seine Hände zum Bilde Tsongkapas empor. Auch er trug eine Mitra auf dem Kopf, und von den Schultern fiel der gelbe Seidenmantel in schimmernden Falten herab. Die Öllampen, die vor ihm brannten, wurden durch das Licht verdunkelt, das von ihm selbst ausging. Nachdem er lange unbeweglich dagestanden hatte wie das Bronzebild, erklang aus der Ferne eine himmlische Musik von Flöten und Becken. Der Tote wandte sich um, betrachtete die schlafenden Mönche und streckte seine Hände aus, sie zu segnen.

„Wieder umschwebten ihn Rauchwolken. Es wurde dunkel; nur die Lampen auf dem Altar brannten. Die Gestalt im gelben Mantel war verschwunden. Die Mönche erwachten und begannen wieder den Murmelgesang der Totenlieder, in dem sie unterbrochen worden waren. Keiner schien erstaunt, niemand warf Seitenblicke auf seine Nachbarn. Jeder glaubte, nur eine Zeitlang geschlummert

zu haben. In dem Dunkel zwiſchen den Säulen ſtand der geſchloſſene Sarkophag, und über dem Altar thronte Tſongkapa in ſeinem geheimnisvollen Nirwana. Ein paar Ratten jagten über den Fußboden, aber die Leichenwache ließ ſich von ihren Sprüngen nicht ſtören. Das ſummende Singen hatte den Lama auf dem Dach eingeſchläfert. Als er von der Kälte des frühen Morgens erwachte, ſtand das Geſicht ihm klar vor Augen, und er beeilte ſich, es einigen Kloſterbrüdern und mir zu berichten.“

10
Der Blaue See

Die Ruhezeit in Tſongkapas Kloſterſtadt war zu Ende. Wieder erging an alle Stämme und Lager der Pilgerkarawane der Befehl, in zwei Tagen in dem Augenblick, da die aufgehende Sonne die Zinnen des Goldenen Tempels wie Feuer aufflammen laſſe, ſich marſchbereit zu halten, um über Tenkar nach dem Koko-nor, dem Blauen See, zu ziehen.

Der Tag kam; die Tempelzinnen flammten im Morgenlicht. Die Poſaunen ertönten, und die Karawanenglocken begannen wieder ihren Geſang zwiſchen den Bergen. An der Spitze ritt, wie gewöhnlich, Terge Ritſchen, den roten Wimpel an der Gewehrſtütze.

Eines Abends erweiterte ſich das Tal trompetenförmig und mündete auf eine gewaltige Hochebene, auf der hier und da Nomaden ihre Herden weideten. Im Weſten war's, als blinkte im Steppengras eine rieſige, blauſchimmernde Säbelklinge.

Das war der Blaue See, dessen Nordstrand sich die Pilger näherten, bis die gewaltige Wasserfläche den ganzen Gesichtskreis der Steppe im Süden ausfüllte. Rundherum aber erhoben sich, so weit der Blick reichte, schneebedeckte Berge.

„Ein wunderliches Land!“ dachten die fremden Wanderer. „Hier leuchtet kein Berggipfel in der Sonne, der nicht auf Scharen von Wanderern herabgeblickt und dem Echo von Sagen und Märchen gelauscht hat. Hier rollt keine Welle ans Ufer, die nicht Botschaft bringt von den luftigen Gemeinden der Wildgänse, der Fischadler und von den Wohnungen heiliger Einsiedler!“

Als die Mongolen über die weiten Steppen am See wanderten, war ihnen, als sähen sie ein Stück ihres Heimatlandes. Sie begegneten Nomaden mit Ziegen- und Schafherden, Menschen, die ihr Leben lebten und ihre Sprache sprachen. Ihre Heimatgefühle störte nur einigermaßen die Beobachtung, daß hier die Hirten mit Lanzen, Flinten und Säbeln bewaffnet waren und ihre Herden beständig zu Pferd bewachten.

Es hieß, an den Ufern des Blauen Sees sei man nie vor Überfällen sicher. Die im Süden wohnenden Tanguten pflegten von Zeit zu Zeit in kleinen, stark bewaffneten Banden Raubzüge gegen die Nomaden zu unternehmen. Gewöhnlich begnügten sie sich damit, Jake, Pferde und Schafe zu stehlen, doch konnten auch Zelte ihres Inhalts beraubt werden. Und stießen sie auf Widerstand, so kam

es zu blutigen Kämpfen, in denen mancher sein Leben ließ. Deshalb waren die Nomaden beständig unterwegs und nicht leicht aufzuspüren. Nach Einbruch der Dunkelheit zündeten sie auf freiem Feld niemals Feuer an.

Schließlich gelangten die Pilger ans Westufer des Sees, wo der Bokain-gol, der Strom der Jakstiere, in einem flachen Delta einmündet. Hier wollten sie eine Zeitlang rasten, um die Tiere ausruhen, weiden und Kräfte sammeln zu lassen, ehe sie die Wanderung über das Hochgebirge begannen, auf dem kein Grashalm wächst.

Die Tscharen und der Prior von Jehol schlugen ihre Zelte am See auf, am Ufer eines Deltaarms, wo dichtes Gebüsch Brennstoff für die Abendfeuer lieferte.

In der Nachbarschaft hatte der Häuptling eines Banners der Koko-nor-Mongolen sein Lager, das größte im Umkreis, denn auch seine Söhne mit ihren Familien, Verwandten und Dienern gehörten zur Gemeinde, und alle besaßen rings über die Steppe verstreute große Herden.

Das ganze Jahr war bei dem Häuptling ein Mönch aus Kumbum zu Gast. Der dienende Bruder hatte zwei Aufgaben zu erfüllen. Er sollte die Verbindung zwischen dem Festland und den Einsiedlern auf der Insel Kuisu im Blauen See aufrechterhalten, und er sollte sich um die religiösen Angelegenheiten des Banners bekümmern, den Kindern Namen geben, die Kranken heilen, aus dem Stand der Sterne die geeignete Zeit für verschiedene

Unternehmungen erforschen, wie Pilgerfahrten, Einkaufsbesuche in Städten und Wanderungen zu neuen Weideplätzen. Und endlich sollte er die Toten bestatten.

Der Mönch, der jetzt am Koko-nor wohnte, trug den Namen Karma Lama und war Tibeter von Geburt. Mit ihm und dem Häuptling vom Bokain-gol kamen der Prior und Tsangpo Lama in vertrauten Verkehr, und gern lauschten sie ihren Erzählungen vom Leben in der Steppe und von den Eremiten auf der Insel. Die Mongolen nannten den See Koko-nor, die Tibeter Tso-ngombo; beide Namen hatten dieselbe Bedeutung und bezogen sich auf die tiefblaue Farbe des Seewassers.

An einem der ersten Abende stand der Vollmond silberblank über dem See. Der Winter hatte begonnen, und die Nächte waren bitter kalt. Der Koko-nor hatte nur in geschützten Lagunen und Buchten angefangen zuzufrieren. Über die Arme des Bokain-gol hatte der Winter bereits seine Eisdecke geschlagen. Das Land lag lautlos still. Nur hier und da erschallten Rufe aus den verschiedenen Lagern, Hundegebell und Pferdegewieher.

Nachdem der Prior im Tempelzelt den Abendgottesdienst verrichtet hatte, gesellte er sich zu seinen Freunden am Feuer, wo die Teekanne in der Glut brodelte und die Tsamba in Holzschalen von schwieligen Händen geknetet wurde.

Tsangpo Lama hatte eines seiner besten Fettschwanz-

ſchafe als Opfer für die Seegeiſter ſchlachten laſſen. Die Stimmung ſtieg, als Tſangpos Diener neben das Feuer eine gewaltige Zinnſchüſſel ſtellte, in der dampfendes Schaffleiſch und Fett in ſaftiger Brühe ſchwammen. Bei flackerndem Feuer ſpeiſte man zu Ehren der Geiſter und zerſchlug ſchließlich mit dem Meſſerrücken die Röhrenknochen des Schafes, um zum Mark zu gelangen. Nach beendeter Mahlzeit wurden die Trinkſchalen mit ſiedendem Tee gefüllt, und in jede ein Klümpchen Butter geworfen.

Das Spiegelbild des Mondes ſchaukelte langſam auf den flachen glänzenden Wellen des Sees, und die Schneefelder auf den Bergen ſahen aus wie leichte weiße Wolken.

„Niemals habe ich einen ſo großen See wie dieſen geſehen“, rief Tſangpo Lama. „Er erinnert an das Meer bei Schang-hai-kuan. Wenn ſelbſt der kleinſte Tümpel in der Mongolei und Tibet von einem Geiſte bewohnt wird, dann muß ein ganzes Heer von mächtigen Weſen in dieſem gewaltigen Waſſer hauſen.“

„Ja,“ antwortete Karma Lama, „und bei ſtürmiſchem Wetter treiben ſie die Wogen mit furchtbarem Getöſe gegen den Strand. Wenn die Kälte ſtreng iſt, ſingt und knallt der glasklare Spiegel, und im Eiſe öffnen ſich gewaltige Riſſe und Spalten. Dann, ſagen die Nomaden, drücken, ſtoßen und ſchlagen die Geiſter des Koko-nor von unten, um die Feſſel zu ſprengen, die ſie im See gefangenhält.“

„Wie weit ist es wohl bis zur Insel?“ fragte Tsangpo.

„Weiter, als du glaubst“, antwortete der Häuptling vom Strom der Jakstiere. „Hirten, die bei Tagesanbruch über das Eis wandern, kommen erst um die Mittagszeit ans Ziel.“

„Aber weshalb gehen denn die Hirten im Winter dorthin?“

„Sie nehmen Butter und Tsamba mit, die sie aus Frömmigkeit den Einsiedlern auf der Insel verehren.“

„Was! Auf dieser kleinen Klippe, die wie ein verankertes Märchenschiff im See schwimmt, gibt es Menschen? Ich habe immer Mitleid gefühlt mit Eremiten, die einsam in Gebirgshöhlen wohnen. Doch die können mit andern Menschen in Berührung kommen. Wie einsam müssen aber die leben, die durch tiefes, salziges Wasser vom Land abgeschnitten sind!“

„Ganz abgeschnitten sind sie ja nicht, wie du gehört hast. Wenn das Eis trägt, gehen beherzte Hirten an ruhigen, klaren Wintertagen nach der Insel hinüber. Es ist eine gefährliche Wanderung. In der Tiefe wohnen nicht nur Seegeister, sondern haust auch ein böser Drache, der den Eremiten zürnt, weil er ihnen nicht beikommen kann. Aber es steht in seiner Macht, diejenigen, die sich aufs Eis hinauswagen, zu ertränken oder ihnen, wenn sie die Insel erreicht haben, den Rückweg abzuschneiden.“

„Seit wann gibt es Einsiedler auf der Insel?“

„Solange ich zurückdenken kann. Mein Vater, der ſtarb, als ich noch klein war, hat mir erzählt, daß Zeit ſeines Lebens heilige Männer auf der Inſel gewohnt haben.“

„Wie viele pflegen es zu ſein?“

„Das iſt verſchieden. Auf dem höchſten Punkt der Inſel ſteht ein alter Tempel mit Burchanen und einer brennenden Lampe. Ich erinnere mich, daß eine Zeitlang zehn Einſiedler dort Dienſt taten. Zuweilen haben nur zwei dort gewohnt.“

„Und Boote ſind nicht vorhanden?“

„Nein, und ſind auch nie vorhanden geweſen.“

„Sind die Einſiedler nicht zuweilen auch im Winter abgeſchnitten und der Gefahr des Hungertodes ausgeſetzt?“

„Jawohl. Wenn der Winter nicht kalt genug iſt, oder wenn das Wetter ſo ſtürmiſch iſt, daß das Eis nicht feſt wird. Der See iſt heimtückiſch. Die Stürme kommen plötzlich. Die Wellen erheben ſich zu dunkelgrünen, rollenden Hügeln. Eine ganz feſte Eisdecke kann unter einem heftigen Sturm berſten. Es iſt gefährlich, auf dieſem Eis zu gehen.“

„Da müſſen ja die Einſiedler Hungers ſterben?“

„Nein. Selbſt wenn zwei Jahre zwiſchen den Beſuchen der Nomaden vergehen ſollten, können ſie ſich helfen. Auf der Inſel weiden eine Anzahl Ziegen und Schafe. Die Eremiten melken ſie und bereiten Butter und Käſe.

Tſamba und Tee können ſie entbehren. Quellen fehlen, aber ſie graben in den Boden Vertiefungen, in denen ſich das Regenwaſſer ſammelt."

„Wie hauſen ſie, was tun ſie?"

„Sie wohnen in Höhlen am Strande. In die größte treiben ſie am Abend ihre Herde, die den ganzen Tag im Freien weidet. Schafmiſt iſt der einzige Brennſtoff, mit dem ſie das Feuer unterhalten können. In zwei kleineren Höhlen arbeiten und ſchlafen ſie. Wenn das Wetter ſchlecht iſt, ſitzen ſie mit übereinandergeſchlagenen Beinen auf ihren Schaffellen und ſchreiben heilige Schriften auf Pergamentblätter ab. Bei gutem Wetter kneten ſie aus zähem Lehm kleine Tſatſa-Pyramiden, die bei Mongolengräbern aufgeſtellt und den Nomaden zum Entgelt für ihre Beſuche und Gaben geſchenkt werden. Bei jedem Wetter, auch beim heftigſten Schneeſturm, müſſen die Gottesmänner ihren Tempeldienſt verſehen und auf dem Altar eine Lampe brennend erhalten."

Je mehr der Häuptling erzählte, um ſo eifriger lauſchte Tſangpo Lama. Er bewunderte die Seelenſtärke und Geduld der Eremiten und richtete immer neue Fragen an den Häuptling und an Karma Lama, die geduldig ſitzenblieben, nachdem der Prior und ſeine Mönche zur Ruhe gegangen waren.

„Wie lange kann wohl ein Eremit auf der Inſel bleiben?" fragte er.

„Sie bleiben bis zu ihrem Tode. Einer nach dem

andern ſtirbt dort und wird in einem einfachen Grab beigeſetzt, das mit ganzen Reihen von Tſatſa-Pyramiden geſchmückt iſt. Und wenn ein Eremit geſtorben iſt, nimmt ſeinen Platz ein anderer ein, der vielleicht jung iſt, wenn er der Welt entſagt und ſein ganzes Leben der Betrachtung weiht. Unbewohnt iſt die Inſel ſeit Menſchengedenken nicht geweſen."

Trotz des Mondſcheins verſuchte Tſangpo vergebens das blauſchwarze Dunkel zu durchdringen und die Inſel zu erkennen.

„Seltſam," ſagte er, „daß in dieſem Augenblick Menſchen dort in ihren Höhlen ſchlafen, ohne die Möglichkeit zu haben, ihresgleichen zu treffen und Hilfe zu erhalten, wenn ſie erkranken! Du ſagſt, daß ihre Anzahl wechſelt, Häuptling. Wie viele ſind es jetzt?"

Der alte Mongole runzelte die Augenbrauen und ließ einen fragenden traurigen Blick über den See ſchweifen. Dann ſagte er mit ernſter Stimme:

„Niemand weiß, wie viele es dort ſind. Vorigen Winter, als die letzten Hirten ſie beſuchten, waren es ihrer vier. Als die Käite nachzulaſſen anfing, ereignete ſich auf der Inſel ein Unglück, und wir wiſſen nur, daß einer von den Eremiten am Leben geblieben iſt. Die Nachricht von dem, was geſchehen iſt, erweckte rings um den Blauen See das Mitgefühl der Stämme. Das iſt nun ſchon volle acht Monate her.

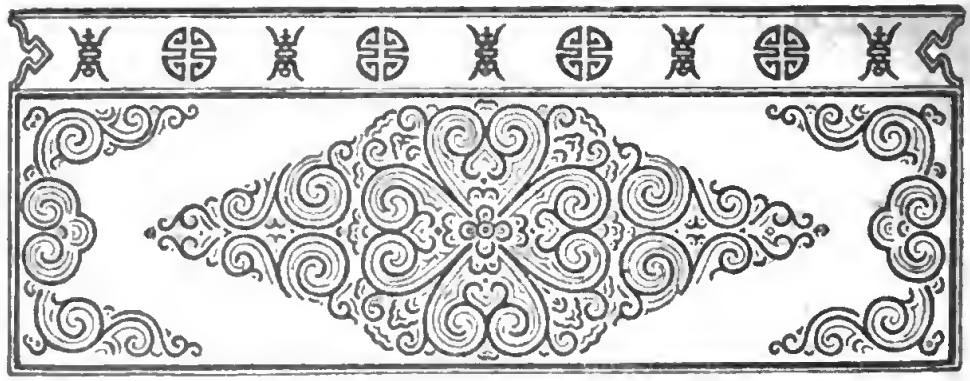
„Leicht vergeſſen die Menſchen das Unglück anderer.

Jetzt ſpricht man kaum noch von den Eremiten und ihrem Schickſal. Aber einer von ihnen, Namgjal Dortſche, ein Tangute aus Labrang, der auf wunderbare Weiſe gerettet wurde, kann erzählen, wie es zugegangen iſt."

„Was iſt denn geſchehen? Ein Erdbeben, eine Sturmflut, ein Überfall?"

„Nein, nichts dergleichen. Räuber wagen nicht, die Heiligen zu ſtören. Was könnten ſie auch auf der Inſel ſtehlen? Die Schafe und die Ziegen? Die ſind auf dem Feſtland bequemer zu haben."

„Erzähle! Erzähle doch!" rief Tſangpo Lama ungeduldig.



Der Häuptling vom Delta des Stroms der Jakstiere faßte einen tüchtigen Armvoll Zweige und Reisig und warf ihn ins Feuer, daß es hell aufloderte, dann hüllte er sich in seinen Pelz und begann zu erzählen. Gespannt lauschte Tsangpo Lama dem Berichte des Häuptlings:

Etwa in der Mitte des Winters, also vor neun Monaten, als die Kälte am schärfsten und das Eis am dicksten war, gingen einige Hirten mit den üblichen Lebensmitteln von Süden her nach der Insel hinüber. Zu dieser Zeit waren die Eremiten reichlich mit allem versehen, dessen sie bedurften. Sie besaßen etwa hundert Schafe und Ziegen, die ihnen nach und nach von Nomaden geschenkt waren und die ihnen Milch lieferten. Sie waren im ganzen vier: die drei Tibeter Tsembe, Angdu und Ngurbu Tanduk, und der Tangute Namgial Dortsche. Dieser, der jüngste, war ein Fünfziger. Ngurbu Tanduk war ein Achtziger, der fünfundvierzig Jahre auf der Insel verweilt

und in dieser Zeit niemals das Festland betreten hatte. Tsembe und Angdu waren Siebziger.

Eine Woche nach dem letzten Besuch der Hirten raste ein Sturm, der das Eis aufbrach; damit waren die Eremiten bis zum nächsten Winter, also dem, der jetzt vor der Tür steht, abgeschnitten.

Inzwischen folgte eine Zeit stiller Witterung und schneidender Kälte, und der See fror wieder zu. Das Eis wurde aber nicht wieder so dick wie das erstemal, und selbst bei mäßigem Sturm konnte es jeden Tag aufbrechen. Die Nomaden wagten sich daher nicht hinaus. Die neue Eisdecke mochte ja nur eine List des Drachen sein. Die Eremiten erwarteten auch keine Gäste. Sie wußten, daß sie zehn oder elf Monate keinen Menschen sehen würden. Aber, wie gesagt, sie litten keine Not.

Eines Nachts, bei schwachem Nordwestwind, kamen zwei Wölfe auf die Insel. Vermutlich hatten sie, am Südostufer des Sees herumstreifend, die Schafe gewittert. Das Eis war uneben und mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt. Wölfe können lange Strecken schneller zurücklegen als Menschen. Ihr Instinkt warnt sie auch, wenn Sturm im Anzug ist. Und auch wenn das Unwetter losgebrochen wäre, während sie auf der Insel waren, hätten sie Zeit gehabt, über das Eis zurückzugelangen, bevor es aufgebrochen wäre.

Wölfe sind, wie du besser weißt als sonst jemand, kluge, mutige und listige Tiere. Man kann sich daher

denken, daß sie sich in der Nacht genau orientierten. Offenbar haben sie ausfindig gemacht, daß die Schafe und Ziegen in einer großen Höhle eingesperrt waren, die eine Steinmauer abschloß, und vermutlich haben sie auch in Erfahrung gebracht, daß ein Mensch bei den Tieren schlief. Deshalb haben sie sich nach den unzugänglichen Klippen und Schluchten zurückgezogen und gewartet.

Bei Tagesanbruch hat der Eremit, der in der Hürde schlief, nach seiner Gewohnheit den Zaun geöffnet und die Herde auf die Weide gelassen. Nie hatte bisher den Tieren Gefahr gedroht. Die Weide fanden sie selber. Der Eremit begab sich also zu seinen Kameraden, um das Morgenfeuer zu schüren und die erste Schale Tsamba zu genießen.

Als sie beim Mahl saßen, hörten sie ängstliches, verzweifeltes Blöken, das nach der Südostspitze der Insel zu verhallte. Alle, außer Ngurbu Tanduk, der zu alt war, sprangen auf und eilten in der Richtung, woher die Laute kamen. Nun merkten sie, daß ein scharfer Wind ging, und an den Wolkenformen erkannten sie, daß einer jener plötzlich einsetzenden Winterstürme gerade dabei war, seine Luftgeister loszulassen. Die Wölfe hatten sich diesmal verrechnet. Das Eis knackte und knallte; infolge des Winddrucks öffneten sich Risse und Sprünge.

Binnen wenigen Minuten waren die Eremiten an der Spitze der Insel angelangt und sahen, wie zwei Wölfe in klug berechnetem Abstand voneinander die Schafe und Ziegen aufs Eis hinaustrieben.

Die Wölfe wußten, daß ihr eigenes Leben auf dem Spiel ſtand; denn der Sturm fegte jetzt mit aller Gewalt über den See. Aber der prächtige Fang, der ſie lockte, hatte ſie leichtſinnig gemacht. Die ganze Herde war ſchon unten auf dem Eiſe. Verwirrt und vor Schreck von Sinnen, flohen die Schafe und Ziegen nach verſchiedenen Richtungen. Sobald aber ein Tier nach der Inſel zurückzukehren verſuchte, war ein Wolf hinter ihm her und riß ihm den Hals auf. Schon lagen mehrere Opfer zappelnd in ihrem Blut.

Die Eremiten hatten kaum den Strand erreicht, als ſich ſchon das ganze Eisfeld von der Inſel loslöſte. Ein gewaltiger Spalt, der, ſoweit das Auge reichte, ſich von Norden nach Süden erſtreckte, trennte es von dem Eis, das noch am nordweſtlichen Teil der Inſel feſtlag. Von Mordluſt berauſcht, ſetzten die Wölfe ihre wilde Jagd fort.

Sie merkten nicht, daß neue Riſſe entſtanden. Als der eine Wolf einem Schaf den Hals aufriß und das warme Blut ſchlürfte, wurde er mitſamt ſeinem Opfer auf allen Seiten von Waſſer eingeſchloſſen. Er ſprang von ſeiner Scholle ins Waſſer, um ſchwimmend das Eisfeld zu erreichen, auf dem ſein Kamerad beſchäftigt war. Aber das Eis trieb ſchneller. Die offenen Waſſerflächen erweiterten ſich, und der See ging hoch. Der Wolf ermüdete, bevor er die Eiskante erreichte, und als er endlich ſoweit war, wurde er zwiſchen zwei Eisſchollen feſt-

geklemmt und kam, soviel die Eremiten sehen konnten, nicht wieder hoch. Wo der andere blieb und wie es den Schafen und Ziegen erging, die noch nicht zerrissen waren, erfuhren sie nicht; denn die Entfernung nahm zu, und der Schaum, der von den sturmgepeitschten Wogenkämmen wie ein Nebel aufstieg, verhüllte jede Aussicht. Im Südosten war jetzt nur noch der aufgeregte offene See zu sehen.

Bestürzt und entsetzt sahen sich die Eremiten an.

Der Sturm brach die ganze Eisdecke auf. Der Winter ging dem Ende zu, und es war nicht zu erwarten, daß sich noch einmal tragfähiges Eis bilden würde. Dann kamen der Frühling, der Sommer und der Herbst, und erst im Winter konnten sie wieder mit dem Lande Verbindung bekommen. Was sie an Butter und Tsamba von den letzten Nomaden erhalten hatten, konnte bei sparsamem Verbrauch drei oder vier Monate reichen. Sie mußten also Hungers sterben, sobald die Vorräte erschöpft waren!

Namgjal Dortsche unterbrach das Schweigen:

„Nicht eine einzige Spur von Schafen, Ziegen oder Wölfen wird von unserm Schicksal Kunde ans Ufer des Sees bringen. Und wenn auch die Wellen tote Schafe ans Land treiben, wird niemand sehen, daß sie aus unserer Herde stammen.

„Im übrigen kann jetzt niemand auf die Insel kommen und uns Hilfe bringen. Wir müssen die Vorräte in vier gleich große Teile teilen, und jeder muß für sich

haushalten. Die Tsamba können wir mit Gras strecken. Stirbt einer von uns, bevor sein Anteil aufgebraucht ist, so wird der Rest in drei gleichen Teilen an die Überlebenden verteilt. Aber auch diese sind verurteilt zu sterben, ehe das Eis im nächsten Winter trägt. Wir können ruhig oben neben dem Tempel drei Gräber für uns herrichten. Die ersten Nomaden, die im nächsten Winter die Insel besuchen, werden nur einen einsamen Leichnam in einer der Höhlen finden und werden nie erfahren, was uns zugestoßen ist."

In ihren zerfetzten Mänteln, die Füße mit Tuchstreifen umwickelt, standen Tsembe und Angdu auf ihre Stäbe gestützt. Ihr langes, zottiges Haar flatterte im Winde, und traurig blickten die Augen nach Osten, wo die Sonne aufging und ihren rotgoldenen Schein auf den aufgewühlten See warf. Bei Namgjal Dortsches Worten schüttelten sie langsam den Kopf und boten ein Bild der größten Hilflosigkeit. In ihren gefurchten, runzligen Gesichtszügen stand keine Spur von Hoffnung zu lesen. Seit vierzig Jahren hatten sie Morgen für Morgen die Sonne über dem Blauen See aufgehen sehen. Niemals aber hatte ein neuer Tag so unheilvoll begonnen. Sonst waren sie Jahr für Jahr in aller Sicherheit in ihre Höhlen gegangen, und die Stunden waren ihnen bei ihrer einförmigen Beschäftigung verflogen. Jetzt aber konnten sie berechnen, wie viele Tage sie noch zu leben hatten. Wenn sie unter gewöhnlichen Verhältnissen dem Sonnenaufgang gegenüber

gleichgültig waren, so fühlten sie jetzt das Morgenlicht als eine Erleichterung. Von nun an zählten sie die Sonnenaufgänge.

Der Sturm raste und tobte weiter. Dunkelgrünblaue Wellen klarsten Wassers rollten über den See, brausende Schaumkränze auf den Kämmen; die Tropfen, die der Sturm in die Höhe peitschte, glitzerten im Sonnenschein wie Diamanten. Auf den Bergen ringsum glänzte der Schnee blendend weiß.

So standen sie eine Zeitlang schweigend da. Da beobachtete Namgjal Dortsche, wie im Norden und Süden der Insel eine Eisscholle um die andere nach Südosten trieb. Zuweilen kamen ganze große Eisfelder heran, und der Schnee auf ihrer Oberfläche hob sich scharf von dem dunkeln See ab. Wie aus einem Traum auffahrend, rief er den andern zu:

„Gehen wir zum Tempel hinauf, wo wir nach allen Seiten freie Aussicht haben und der Schaumnebel nicht den Blick beengt."

Tsembe und Angdu folgten ihm. Von der Höhe aus sahen sie deutlich, welche Teile des Sees offenes Wasser waren und welche noch unter schneebedecktem Eise lagen. Die Insel stand nirgends mehr in Verbindung mit den festen Eisfeldern, die übrigens jetzt nur im Nordwesten zu sehen waren. Von dort riß der Sturm Stücke, Schollen und ganze Felder los und trieb sie nach Südosten.

Die Eremiten verfolgten das Schauspiel eine Zeit-

lang. Zuweilen zog das Treibeis unbeschädigt an den Klippen der Insel vorüber, zuweilen aber prasselte ein Feld gegen die Nordwestspitze, und Seegang und Sturm ließen es an den Klippen zerschellen. Von Zeit zu Zeit klang ein Rasseln und Klirren durch das Sturmgebraus zum Tempel hinauf.

Wieder durchzuckte Namgjal Dortsche ein Gedanke. Auf das Treibeis weisend rief er:

„Wenn uns auch niemand zu Hilfe kommt, so haben wir doch eine Möglichkeit, uns selbst zu retten. Wir springen auf eine große Scholle alten dicken Eises und fahren auf ihr über den See. Sie hält nicht eher an, als bis sie mit dem landfesten, vom Wind zusammengepackten Eis oder mit dem Ufer selber in Berührung kommt. Wenn wir soweit gelangt sind, wandern wir zu den Nomaden und kehren im nächsten Winter hierher zurück."

„Wir drei", wandte Tsembe ein, „würden vielleicht ein solches Abenteuer überleben. Für Ngurbu Tanduk aber bedeutete es den Tod. Wir können ihn nicht der Gefahr aussetzen, und ich bin überzeugt, daß er lieber still und ruhig in seiner Höhle Hungers stirbt, als in Kälte, Sturm und Sprühregen auf einer Eisscholle zu sitzen und dann über Eis und Steppe zu wandern und Nomaden zu suchen. Fragen wir ihn!"

Sie gingen in die Höhle und hielten Rat. Der alte Eremit wollte von einer Seefahrt nichts wissen. Er wollte,

wenn die Stunde gekommen sei, in unerschütterlicher Ruhe in seiner Höhle sterben.

„Wie lange können unsere Lebensmittel reichen?“ fragte Namgjal Dortsche.

„Im besten Fall vier Monate“, antwortete Tsembe.

„Oder acht Monate, wenn ich mit einem von euch die Insel verlasse.“

„Jawohl“, antworteten die andern.

„Vom Tempel aus habe ich beobachtet, daß das Treibeis an Ausdehnung abnimmt. Also ist keine Zeit zu verlieren. Wer geht mit mir?“

„Ich“, antwortete Angdu.

Sie nahmen beide ihre Säckchen Tsamba und Butter, ihre Stöcke und Messer, sagten Ngurbu Tanduk und Tsembe Lebewohl und verließen die Höhle. Am Ausgang wandte sich Namgjal Dortsche um und sagte:

„Vergeßt nicht, daß wir nächsten Winter, sobald das Eis trägt, mit frischen Vorräten und mit Schafen und Ziegen zurückkehren, die wir bei den Nomaden zusammenbetteln werden. Erst in zehn Monaten hätten wir Hirtenbesuch erwarten dürfen. Uns könnt ihr in neun Monaten erwarten. Hungern werdet ihr auf alle Fälle eine Zeitlang müssen. Wir werden unser möglichstes tun, um die Zeit abzukürzen. Lebt wohl!“

Sie eilten den nächsten Weg nach der Spitze der Insel. Schon ehe sie dorthin kamen, gerieten sie in den Sprühregen, den der wilde Kampf der Sturzseen mit den Ufer-

klippen hervorrief. Als Angdu ſah, wie hoch der See ſich in entfeſſelter Wut bäumte, wurde ihm angſt und er ſagte:

„Bei dieſem Seegang iſt es nicht leicht, trocknen Fußes auf eine Eisſcholle zu ſpringen. Dir gelingt es wohl; aber ich bin alt.“

„Das wird anders, wenn das Treibeis kommt. Du ſiehſt, wie der Seegang nachläßt und wie die Sonne durch den Sprühregen dringt. Dort kommt ein Eisfeld. Kommt es an die Spitze heran, ſo ſpringen wir hinauf. Wenn nicht, ſo warten wir auf das nächſte.“

Die Wellen wurden immer niedriger, und der Sprühregen hörte allmählich auf. Unter betäubendem Krachen und dem Klirren zerſplitterter Scheiben glasklaren Eiſes prallte eine gewaltige Scholle gegen die Uferklippen. Eine dunkle, klaffende Waſſerrinne bildete ſich in dem Spalt, den der Stoß hervorrief. Die beiden Hälften des Eisfeldes preßten noch weiter gegen die Inſel, und Eisblöcke und Eisſplitter häuften ſich am Strand.

Angdu ſtützend, eilte Namgjal Dortſche über die Eisblöcke und war mit ſeinem Kameraden bald draußen auf dem Eis. Das Eisfeld machte eine langſame Pendelbewegung, indem ſein landfeſter Teil noch ſtill lag, während der äußere ſich drehte und von Wind und Wellen weitergetrieben wurde. Durch die Spannung entſtanden neue Spalten. Große Stücke riſſen ſich los und trieben weiter.

Schließlich löſte ſich auch die Scholle, auf der die

beiden Eremiten ſtanden. Sie war ſo groß, daß ſich hundert Zelte hätten bequem auf ihr aufſchlagen laſſen. Aber ſie wurde raſch kleiner, da ſie im Treiben an mehrere vorſpringende Uferklippen prallte, und als ſie am Südufer der Inſel vorüberkam, hätte ſie nur noch für fünfzig Zelte Raum geboten.

Oben auf der Inſel ſtanden Tſembe und Ngurbu Tanduk und verfolgten die Fahrt ihrer Kameraden, die die beiden Zurückgebliebenen ſehen konnten, ſolange die Inſel in Sicht war. Aber die Eisſcholle trieb raſch an der Südoſtſpitze vorüber, und bald verſchwand die Inſel im Nebel. Dann war ringsum nichts als der aufgeregte See, und die beiden Eremiten fuhren über blauſchwarze Tiefen.

An den Rändern der Scholle erhoben ſich ganze Wälle von Eisblöcken und -ſplittern, Zeugen der Zuſammenſtöße, die ſie überſtanden hatte. Um ſich gegen den ſchneidenden Wind und den Schaumſprühregen zu ſchützen, der ihre dürftigen Mäntel mit einem Eispanzer zu bedecken begann, bauten die beiden Männer in der Mitte der Scholle eine kleine kreisförmige Eismauer, wobei ſie Eisſtaub als Mörtel benutzten. Sie fror bald zu einem feſten Block zuſammen. Auf ihrer windgeſchützten Seite legten ſie ihre Stöcke und Tſambabündel nieder und ſchmiegten ſich dicht aneinander, um die Kälte fernzuhalten.

Es war noch früh am Tag. Der Himmel bewölkte ſich; er kündigte ſchlechtes Wetter an. Sie fürchteten, der Sturm, der ringsum heulte und klagte, könnte zum Orkan

werden. Donnernd ſchlugen die Wellen gegen die Scholle und ſpülten über ſie hin. Die Eisplatte war jedoch ſo groß und feſt, daß ſie den beiden Eremiten unbeweglich ſchien.

Das änderte ſich am Nachmittag. Sie hörten einen dumpfen Knall, und dann begann die Scholle auf den Wellen zu ſchaukeln und eine halbe Umdrehung zu machen, ſo daß ſie ſich jetzt an der dem Winde ausgeſetzten Seite der Eismauer befanden. Sie ſtanden auf und ſahen, daß ein neuer Riß die Scholle geſpalten hatte. Nun hätten nur noch zwanzig Zelte darauf Platz gehabt. Sie flüchteten an die windgeſchützte Seite der Mauer hinüber und bauten dieſe ſo zu, daß ſie nach Oſten hohlrund wurde. Die Scholle konnte ſich nun drehen wie ſie wollte; ſie fanden immer Windſchutz. Das ſchlimmſte war, daß jetzt einige Wellen über die ganze Scholle gingen und die Mauer zu unterwaſchen drohten. Um nicht in der Näſſe feſtzufrieren, machten ſich die beiden Eremiten daran, die Fläche innerhalb der Mauer mit kleineren Eisſtücken zu bedecken. Aber der Wall, der eben noch die Scholle eingefaßt hatte, war von der See weggeſpült worden.

Die Stunden vergingen, der Tag neigte ſich ſeinem Ende zu, die Dämmerung brach herein. Die Eremiten fühlten, wie ihre Glieder ſteif wurden. Wenn ſie ſich bewegten, kniſterten ihre holzhart gefrorenen Lumpen. Sie fürchteten, in der Nacht zu erfrieren. Der See ſah unheimlich aus. Rabenſchwarz gähnte ringsum die Tiefe, und die Sturz-

seen mit ihren weißen Schaumkämmen zogen wie Gespenster vorüber. Die Nacht senkte sich auf den Tso-ngombo herab.

Immer heftiger schaukelte die Scholle, je mehr ihre Ränder von den Wellen angefressen wurden und je mehr die Fläche sich verminderte. Mit ihren Messern bohrten die Eremiten zwei Löcher senkrecht ins Eis. Dorthinein steckten sie ihre Stäbe, damit sie sich an etwas festhalten konnten, wenn sie das Schaukeln in Gefahr brachte, von dem glatten Block ins Meer zu gleiten.

Om mani padme hum murmelten die Unglücklichen immer wieder. Aber das Gebet gefror ihnen auf den Lippen, und sie verfielen der dumpfen Gleichgültigkeit, die bei Erfrierenden der Vorbote des Todes ist.

Noch war die Nacht nicht weit vorgeschritten, als wieder eine Veränderung eintrat. Namgjal Dortsche erwachte aus seinem Schlummer davon, daß es ringsum ganz still geworden war. Der Wind hatte plötzlich aufgehört, und es war klarer Himmel. Auf schwarzem Grund schimmerten die Sterne weißblau. Der Seegang dauerte jedoch die ganze Nacht an, wenn auch immer schwächer und ohne Sturzwellen. Kam eine Schlagwelle, so ging sie nicht mehr über die ganze Scholle. In der ruhigen Luft, die nach Mitternacht herrschte, konnten die Bedrängten sich eher warmhalten als bisher.

Doch nun schoß Namgjal Dortsche ein Gedanke durchs Gehirn und machte ihm das Blut in den Adern erstarren. Die Scholle lag still, und wenn die Ruhe andauerte,

kamen sie niemals ans Land! Die rauschenden Sturzseen glätteten sich immer mehr und trieben die Scholle nicht weiter. Gewiß war das ein Vorteil, daß sie allmählich zu runden Wellen wurden, die die Schollenränder nicht angriffen.

Aber es brauchten nicht viel sonnige Tage zu kommen, um das Eis so mürbe zu machen, daß die Scholle schmolz und von selbst zerfiel. War ihr Tsambavorrat dann noch nicht aufgezehrt, und waren sie nicht schon vor Kälte und Hunger gestorben, so ertranken sie in der blauen Tiefe, und der Drache schloß sie in seine Arme. Namgjal ließ seinen Kameraden nichts von seinen Befürchtungen hören, rollte sich, so gut es ging, zusammen und schlummerte wieder ein.

Als er erwachte, hatte die Sonne schon ein beträchtliches Stück ihres Wegs zurückgelegt, und ihre Lichtfluten flößten ihm neue Hoffnung ein. Er sah sich um. Kein Wölkchen am Himmel! Der See sah bald hellgrün aus wie Malachit, bald dunkelblau wie Lapislazuli, je nachdem man der Sonne entgegensah oder von ihr weg. Die Wellen gingen in flachen, langen, blanken Wölbungen. An mehreren Stellen erschienen schwimmende Eisfelder und Schollen, die meisten in weiter Ferne. Doch kein landfestes Eis war zu sehen und kein Ufer. Unbeweglich lag die Scholle auf dem See. Wenn die Sonne höher stieg und wärmende Kraft erhielt, mußte die Zerstörung beginnen.

Namgjal Dortſche ging auf und ab, um das Blut in Umlauf zu bringen. Dann weckte er Angdu. Der alte Eremit ſtarrte ihn fragend an und fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, wie um ſeine Gedanken zu klären. Er richtete ſich auf, erhob ſich und ſchaute mit verwirrten Blicken in die Runde.

Dann riß er ſeinen Stock aus dem Eis, ballte die Hände, ſtreckte die Arme über den See hinaus und verfluchte die verräteriſchen Wogen. Mit Aufgebot ſeiner ganzen Lungenkraft ſchrie er:

„Verflucht ſollſt du ſein, Tſo-ngombo! Fluch dir, du falſches, heimtückiſches Gewäſſer! Habe ich nicht vierzig Jahre in deiner Mitte auf Knien dem Geſang deiner Wellen und dem Heulen deiner Stürme gelauſcht, ohne müde zu werden! Habe ich je geklagt, wenn du, um meine Ruhe zu ſtören, der Winterkälte den Weg in meine elende Höhle wieſeſt oder wenn du dem Schneegeſtöber geboteſt, ihren Zugang mit weißen Schleiern zu ſchließen, um mir die Erquickung zu rauben, dem Blick der treuen Sonne zu begegnen! Bin ich nicht Jahr für Jahr zum Tempel hinaufgewandert, um die Lampe vor Buddhas Antlitz und vor Tſongkapas Schwert brennend zu erhalten, damit der Glanz ihrer Augen wie ein Strom des Segens ſich ergießen ſollte auf dein verräteriſches Waſſer, in dem der Drache wohnt, und auf deine Ufer, an denen die Nomaden ihr ſchweres, freudeleeres Leben dahinſchleppen! Winter für Winter haſt du Eisbrücken von der Tempelinſel nach

deinem Ufer geſchlagen, um mich wegzulocken, um mich in Verſuchung zu führen, meine Pflicht zu vergeſſen, in der Hoffnung, daß Buddhas Lampe erlöſche und der Drache in Ruhe gelaſſen werde! Aber ich bin treu geblieben!

„Und dies iſt deine Rache! Du ſtellſt mich vor die Wahl, zu erfrieren, zu verhungern oder zu ertrinken. Fluch dir und deinem ganzen Anhang! — Höre das Schreien der Fiſchadler! Habe ich ſie jemals geſtört, wenn ſie ihre Beute auf den Uferklippen verzehrten? Sieh die königlichen Geier an, die in der Luft ſchweben, ohne ihre Schwingen zu rühren! Habe ich ihnen je die Ruhe auf dem Tempeldach über den Gräbern der alten Eremiten verwehrt, trotzdem ich wußte, daß ihnen danach verlangte, mir die Eingeweide aus dem Leibe zu reißen? Erinnerſt du dich der Wildgänſe, die Frühling für Frühling auf Kuiſu ihre Eier in den warmen Sand zwiſchen den Steinblöcken legten? Du hörteſt ſie der Wut des Drachen ſpotten! Sahſt du mich aber je ihre Neſter plündern oder ihre gelben, hilfloſen Jungen beunruhigen? Und wenn die Federn der jungen Gänſe ausgewachſen und ſtark genug geworden waren, die gefiederten Pilger der Luft über Berg und Tal nach den warmen Ländern des Südens zu tragen, haſt du mich dann unter den am Strande lauernden Füchſen geſehen, bereit, einen vergifteten Pfeil auf meine Armbruſt zu legen? Siehe, iſt mein Haar in dieſen Jahren nicht grau und weiß geworden? Iſt mein

Gesicht nicht wie ein Acker vom Pflug der Zeit gefurcht worden? Ist mein Rücken nicht krumm geworden in den Tagen, die ich über das Pergament gebeugt gesessen habe, auf das meine Hand geduldig die Worte der Wahrheit schrieb, damit sie wie ein Sonnenaufgang über fernen Ländern leuchteten? Den Wölfen, den Aposteln der Vernichtung und Bosheit, bautest du eine Brücke nach unserer Insel, um ihrem grimmen Blutdurst die Schafe und Ziegen auszuliefern, die in Unschuld auf unsern Wiesen weideten! Als aber die alten Eremiten ihres Lebensunterhalts beraubt waren, zerbrachst du die Eisdecke, um sie einem qualvollen Tode preiszugeben! Vergiß nicht, daß Buddha schließlich siegen und daß die Stunde des Drachens schlagen wird!"

Plötzlich brach er seine Strafpredigt ab und stieß ein schneidendes Hohngelächter aus, das mit den Schreien der Fischadler und Möwen über die schaukelnden Wellen schallte.

Dann wandte er sich um. Sein Blick fiel auf Namgjal Dortsche. Die Augen weit aufgerissen, mit den Zähnen knirschend, krümmte er sich wie ein Panther zum Sprung und stürzte sich voller Haß und Wut auf den Kameraden.

Doch ehe er ihn erreichte, stolperte er, fiel und schlug sich die Schläfe auf dem Eise blutig. Schäumend vor Wut stand er wieder auf, hob in der Haltung eines Speerwerfers seinen Stab und schleuderte ihn mit über-

menſchlicher Kraft gegen Namgjal. Blitzſchnell wich dieſer aus, und klatſchend fiel der Stab in den See.

Durch ſeine Ohnmacht erſt recht gereizt, wollte er ſich auf Namgjal werfen und ihn in Stücke reißen. Der jüngere Eremit erkannte, daß Angdus Verzweiflung zu hellem Wahnſinn geworden war und daß es um ſein Leben ging, da er auf der kleinen Eisſcholle mit einem wilden Tier zuſammen war und keine Möglichkeit hatte, zu entkommen. Wiederum wich er ſchnell aus und ſuchte hinter der Eismauer Schutz. Angdu aber ſchwang ſich über die Mauer und ſetzte mit flammenden Augen und keuchendem Atem die Verfolgung rings um die Scholle herum fort, bis es ihm endlich gelang, Namgjal auf einen ſpitzen Vorſprung hinauszudrängen und ihn bei den Mantelfetzen am Halſe zu faſſen.

Der Angegriffene nahm ſeine ganze Kraft zuſammen und ſuchte den Körper des Wahnſinnigen feſt zu packen, um ihn nach der Mitte der Scholle zu drängen. Ein wildes verzweifeltes Ringen begann. Der Irrſinnige hatte übermenſchliche Kräfte und er ſchob Namgjal Schritt für Schritt immer näher an den hellgrün ſchimmernden Eisrand heran, der wie ein Dachgeſims über der dunkelblauen, unergründlichen Tiefe des Sees zu ſchweben ſchien. Die Spannkraft der Muskeln Namgjals nahm aber in demſelben Maße zu, als ihm die Gefahr näher auf den Leib rückte.

Es war nur noch ein Schritt bis zur gähnenden

Tiefe, als es ihm endlich gelang, Angdu zwei Schritte zurückzudrängen. Er ſchlang die Arme um den Alten, entſchloſſen, ihn mit zum Drachen hinabzureißen, wenn er beſiegt würde. Während des wilden Ringens ſtöhnte der Irrſinnige:

„Du Teufel in Menſchengeſtalt! Du Wolf in den Kleidern des frommen Eremiten! Nein, die Wölfe zerriſſen nur die ſeelenloſen Schafe, du aber wollteſt in der trügeriſchen Geſtalt des Retters uns alle ins Verderben locken. Geſegnet ſeien Tſembe und Ngurbu Tanduk, die dir nicht in die Falle gingen.“

Namgjal ſtolperte und fiel auf die Knie. Sein einer Fuß hing bereits über den Rand ins Waſſer hinab. Ein heftiger Stoß Angdus hätte genügt, ihn rücklings in den See zu werfen. Mit Aufgebot all ſeiner Kraft zog er ſeinen Gegner zu Boden.

Sie rangen auf den Knien weiter. Die Sonne ſtand in Mittagshöhe. Der Tag war blendend hell und warm. Der Frühling war im Anzug!

Angdu röchelte:

„Du Schurke aus dem Raubneſt der ſchwarzen Tanguten! Hatte ich nicht ſchon achtundzwanzig lange Jahre in Ruhe und Frieden gelebt, als du eines Tages auf die Inſel kamſt, um mein und der beiden andern Daſein zu vergiften? Du kamſt wie ein Wolf über das Eis geſchlichen, entſchloſſen, unſere friedlichen Höhlen nicht eher zu verlaſſen, als bis du geſehen, wie unſere Leiber von den

Geiern verzehrt wurden oder im Schoß des Drachen landeten."

Durch eine geschickte Bewegung gelang es Namgjal, seinen Gegner gegen das Eis zu drücken. Im nächsten Augenblick warf er sich selbst auf ihn und schob ihn an den Rand der Scholle.

„Soll ich meine Überlegenheit ausnutzen?" dachte er. „Das Eis ist glatt wie die polierte Bronze des Buddhabildes im Tempel. Ich brauche ihn nur wie auf einem Amboß festzuhalten, bis er ermattet, und einmal muß er ermatten. Dann erschlafft sein Griff, und ich schiebe ihn mit einem Stoß über die Eiskante.

„Aber nein! Das darf nicht sein! Du sollst kein Leben auslöschen, du sollst nicht töten, ist das erste Gebot im Gesetzbuch des ewigen Buddha."

„Ich schwöre bei Tsongkapas Schwert," heulte Angdu, „daß die Sonne, die jetzt von seinem Himmel aus deine Bosheit erblickt, nicht eher im Westen untergehen soll, als bis sie auch deinen Leib und deine Lumpen langsam in das klare Wasser hat sinken sehen! Deine Seele soll wandern und in dem Ungeheuer Wohnung nehmen, das davon lebt, das Blut eines Schurken und Mörders zu schlürfen! Du bist schuld an meiner Lage, du hast mich auf den See hinausgelockt. Ich weiß, in dem Augenblick, wo ich dich über die Eiskante stoße, wird der Drache versöhnt sein, und die beruhigten Wellen wird ein Wind kräuseln, der mich freundlich schnell ans Ufer bringt, wo

Hirten ihre Schafe weiden und fromme Männer mir den Weg zu heiligen Klosterhöfen zeigen."

„Angdu, Angdu!" rief Namgjal Dortsche flehentlich. „Besinne dich! Wir sind beide in der gleichen Verdammnis, und du bist aus freien Stücken mit aufs Eisfeld hinausgegangen! Niemand als du selbst trägt Schuld an der Gefahr, die dir jetzt droht. Beruhige dich, iß Tsamba und Butter und schlafe nach deinem unnützen Kampf. Wenn du, vom Schlafe gestärkt, erwachst, wirst du höhergehende Wellen am Rande der Eisscholle plätschern hören, die der Wind treibt, von dem du sprachst, der Wind, der uns beide ans Ufer tragen wird."

„Aha, du willst mich zum Schlafen verführen! Ich durchschaue deine teuflischen Berechnungen! Nein, ich werde bis zu dem Augenblick wachen, wo deine Augenlider sich vor Müdigkeit schließen. Wir wollen sehen, wer sich am längsten wach zu halten vermag."

Der Alte merkte nicht, wie erschöpft er selbst war, und wie der Griff, mit dem er den Mantel des Gegners hielt, nachließ. Seine Knöchel, die eben noch auf dem Handrücken wie weiße Flecke hervorgetreten waren, erschlafften, und er sank der Länge lang aufs Eis. Wie ein Fieberkranker schlief er mit leichten, schnellen Atemzügen.

Leise und vorsichtig schlich Namgjal an den Unglücklichen heran. Er lag auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt, die Außenseite der schwieligen, braunen Hände auf dem Eise. Seit dem Ringkampf war sein Mantel noch mehr

zerriſſen, und die rote Binde, die er um den Kopf trug, hatte ſich gelöſt. Er lag der Eiskante ſo nahe, daß ſeine rechte Hand von dem Waſſer benetzt wurde, das andringende Wellen auf die Scholle ſpritzten. Aber er war gefühllos gegen die Berührung mit dem eiskalten Waſſer, und in der ruhigen Luft wärmte die Sonne wie an einem Frühlingstag.

Namgjal war dem Weinen nahe, als er ſeinen Kameraden betrachtete. Über zwölf Jahre hatten ſie in einer Höhle auf der Inſel zuſammen gehauſt. Sie hatten ihre Tſamba und ihre Butter an demſelben Feuer gegeſſen. Sie waren mit den Schafen auf die Wieſe gegangen und hatten zuſammen die Ziegen gemolken. An ſtürmiſchen Tagen hatten ſie über ihr Pergament gebeugt dageſeſſen und die Worte der heiligen Bücher abgeſchrieben. Tag für Tag hatten ſie ſich im Tempeldienſt abgelöſt. Niemals war ein hartes oder unfreundliches Wort über ihre Lippen gekommen. Freiwillig hatten ſie ihr Leben der Einſamkeit und Beſchaulichkeit gewidmet und aller Freude entſagt, die die Welt zu bieten hatte. Mit Recht waren ſie in weitem Umkreis wegen ihrer Frömmigkeit berühmt. Die Nomaden rechneten es ſich zur Ehre an, ſie zu beſuchen und durch ihre Geſchenke zu ihrem Lebensunterhalt beizutragen.

Zwölf Jahre lang hatten ſie in derſelben Ecke zuſammengekauert geſchlafen, waren zu den Schneeſtürmen, den Regenſchauern, dem Sonnenſchein eines neuen Tages

erwacht, zwölf Jahre hatten sie demselben Wogengebraus an den Uferklippen gelauscht. Über die kurzen, flüchtigen Stunden des Lebens, über die Eitelkeit irdischer Freuden hatten sie unter der rußgeschwärzten Wölbung der Höhle Gespräche geführt. Den Tod hatten sie nie gefürchtet. Oben auf der Höhe wollten sie einmal nebeneinander ruhen und sie hatten selbst ihre Grabstellen bezeichnet. Ob aber ihre irdische Hülle in Frieden ruhen oder von Geiern zerfleischt werden würde, hatte sie nicht im geringsten bekümmert. Denn der Leib bedeutete nichts. Der Geist war alles.

Durch ein langes Leben voller Geduld wollten sie es sich verdienen, in neuer, verschönter Gestalt zu einem lichteren Dasein wiederaufzuerstehen, als es die schweren Jahre auf der Insel ihnen hatten bieten können. Ja, wenn sie nur in Treue und Wahrheit Buddhas Gesetz auch im kleinsten befolgten, so wurden sie würdig, in die Ruhe des Nirwana einzutreten, die keine Grenzen und kein Ende kennt!

Die Daumen im Leibgürtel stand Namgjal über den Kameraden gebeugt. Haß, Rachgier, Grausamkeit war aus dessen Gesichtszügen geschwunden. An ihre Stelle waren Kummer, Leiden und eine unendliche Müdigkeit getreten. Tränen, die nicht getrocknet waren, schimmerten in seinen Wimpern, und von den äußeren Augenwinkeln zogen sich nach den Schläfen zu tiefe Furchen, die von der Entsagung und Armut eines ganzen Lebens Zeugnis ablegten. Die

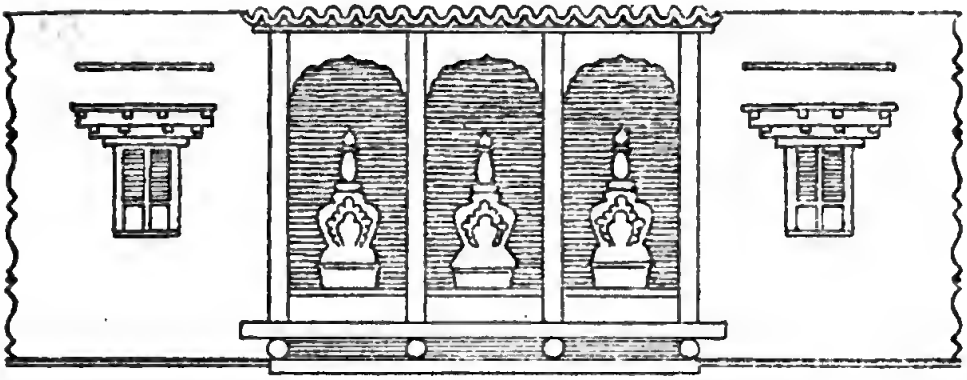
Augen waren tief eingesunken und lagen im Schatten, die Umrisse der Stirnbeinbogen darüber waren scharf gezogen. Der spärliche, struppige Bart vermochte nicht die von den Nasenflügeln ausgehenden scharfen Falten zu verdecken, auch nicht den halb offenen Mund mit den harten, vertrockneten Lippen. Am Hals lag die Haut in zahllosen Falten, und das Schlüsselbein hob sich scharf von der Brust ab.

Voller Mitleid und Trauer konnte Namgjal den Blick nicht von dem Alten abwenden. Hätte es in seiner Macht gestanden, er hätte ihn gern auf seinen Händen in ein ruhiges, geschütztes Lager getragen und ihn behutsam auf ein weiches Schaffell neben einem freundlich brennenden Feuer niedergelegt.

Der Unglückliche hatte die mächtigen Götter des Tsongombo gelästert. Er hatte den Drachen und die Seegeister gehöhnt. Er hatte den Blauen See mit Worten verflucht, die von den Luftgeistern über die Wellen dahingetragen worden waren. Stürbe er jetzt, ohne durch Buße seinen hoffärtigen Hohn wieder gutgemacht zu haben und seine ohnmächtigen Herausforderungen der Geister, die in der Luft, im Wasser und auf dem Lande herrschten, sollten dann die Flüche, die er ausgestoßen, ihn auf den dunkeln Pfaden der Seelenwanderung verfolgen, sollten sie seine Kasteiung in der Höhle wertlos und sein Leben eitel machen, und sollte er zur Strafe in ein Dunkel zurückgestoßen werden, aus dem er sich erst nach einer langen

Reihe von Wiedergeburten von neuem zu dem hohen Platz emporschwingen könnte, den er durch sein Einsiedlerleben auf der Insel errungen hatte?

Nein! Namgjal nahm ihn in Schutz. So grausam konnte Buddhas Weltordnung nicht sein! Angdus Seele hatte bereits die Wanderung nach höheren Gefilden angetreten. Der Greis, der dort auf dem Eis lag und mit dem Tod rang, war nicht mehr der edle Eremit. Es war ein armer Irrsinniger, ein beklagenswertes, ein hilfloses Geschöpf, das nicht wußte, was es tat und sagte. Er hatte seinem Glauben Leben und Verstand geopfert, und seine Seele war auf dem Wege zur Verklärung.



12

Der Tod eines Wahnsinnigen

*

Während Namgjal seinen Gedanken nachhing, erwachten die Luftgeister aus ihrem Schlummer, und eine schwache Brise kräuselte die runden Wellen des Sees. Wieder schlugen sie plätschernd gegen die Eiskante, und die Scholle trieb von neuem langsam weiter. Jetzt aber kam der Wind aus Südosten, und die Fahrt ging daher rückwärts auf die Insel zu. Wie langsam auch die beiden Unglücksgenossen über die Tiefe dahinglitten, so fuhren sie doch schneller als alle Eisfelder und Schollen, die in der Ferne sichtbar waren; denn die Eismauer und sie selber boten dem Wind Angriffspunkte.

In Namgjal erwachte eine Hoffnung. Sein Plan, sich und die andern dadurch zu retten, daß er mit Angdu die Insel verließ, war fehlgeschlagen. Aber daran dachte er jetzt nicht.

Jetzt wollte er nur Angdu retten. Wenn der Wind stärker wurde, mußten sie noch vor Ende der Nacht bei

der Insel anlangen, und Angdu konnte in seiner Höhle Ruhe und Pflege finden und für eine kurze Spanne Zeit ins Leben zurückkehren. Wenn er dann seinen Wahnsinn und seine Flüche vergessen hatte, durfte man wegen seines ewigen Heils beruhigt sein; dann war er von den bösen Geistern befreit, die seine Seele ein paar Tage arg gequält hatten.

Der Wind, der eingesetzt hatte, konnte auch zum Sturm werden und den See zu denselben riesigen Sturzwellen aufpeitschen wie vor kurzem. Dann konnte die zusammengeschrumpfte Scholle, deren Oberfläche der Sonnenschein tagsüber zerfressen und zermürbt hatte, nicht standhalten; sie mußte in kleine Stücke zerbersten, die hilflos auf den Wellen tanzten. Von Wasser überspült, mußte die Scholle bald so glatt und schlüpfrig werden, daß es unmöglich würde, sich auf ihr zu halten. Namgjal selbst wie der Kranke wurden hinweggespült, und beide ertranken, bevor sie die Insel erreicht hatten.

Aber der Wind nahm nicht zu, und das Plätschern der Wellen wurde nicht lauter. Die Scholle trieb kaum merkbar langsam weiter. In höchster Spannung betrachtete Namgjal die Insel, die im Nordwesten in weiter Ferne wie ein kleiner, heller, runder Hügel zu sehen war. Der Himmel war ganz klar, und keine Wolke kündigte starken Wind an.

Die Stunden vergingen. Bei Sonnenuntergang war doch zu merken, daß die beiden der Insel nähergekommen

waren. Nach Einbruch der Dämmerung verſchwand ſie in leichtem Nebel. Die Nacht wurde bitter kalt, und der Nebel zerſtreute ſich wieder. Im Mondſchein trat die Inſel deutlich hervor. Der Wind hielt an, und im Verlauf der Nacht wurde die Inſel nach und nach größer und größer.

Angdu ſprach in unruhigen Fieberträumen. Er warf ſich von der einen Seite auf die andere. Namgjal faßte ihn bei den Füßen und ſchleppte ihn nach der Mitte der Scholle, da er ſonſt hätte über den Rand herabgleiten können.

Er band dem Kranken die Binde feſter um den Kopf und hüllte ihn in den Mantel. Trotz ſeiner Müdigkeit konnte Namgjal nicht ſchlafen. Er ſetzte ſich mit dem Rücken gegen die Eismauer, ſo daß er die Inſel und Angdu ſehen konnte. Gegen Ende der Nacht ſchlummerte er ein. Als er erwachte, war die Sonne bereits aufgegangen, und der Wind ging ziemlich friſch. Angdu rührte ſich nicht. Bei der ſcharfen Beleuchtung ſchien die Inſel ganz nahe zu ſein. Zu ſeiner Beſtürzung bemerkte Namgjal aber, daß der Kurs in geringem Abſtand parallel mit dem Norduſer der länglichen Inſel ging. Wenn die Scholle nicht gegen den Strand prallte, kamen ſie niemals ans Land.

Schon waren ſie an der Südoſtſpitze vorüber und trieben langſam das Ufer entlang. Jede Klippe, jeder Stein war ein guter Bekannter. Die Sonne ſtieg höher

und wärmte. Man hörte das Klatſchen der ſchmelzenden Eisfläche. Bis zum Strande waren es nur ein paar Steinwürfe. Um die Mittagszeit trieben ſie an den Uferhöhlen vorüber.

So laut er vermochte, rief Namgjal Tſembes und Ngurbu Tanduks Namen. Die beiden Eremiten traten aus ihrer Höhle heraus, in der ſie geſchrieben hatten, und waren erſtaunt, ihre Kameraden auf der Eisſcholle zu ſehen. Namgjal berichtete über ihre Fahrt und fügte hinzu, daß ſie nur noch für einen Tag Tſamba hätten.

„Weshalb rührt ſich Angdu nicht? Schläft er?“ fragte Tſembe.

„Ja, ich hoffe es“, antwortete Namgjal. „Unſere Fahrt über den See ging über ſeine Kräfte. Er hat den Verſtand verloren.“

„Ihr müßt wieder ans Land kommen. Das Schickſal will es offenbar, daß wir zuſammen Hungers ſterben.“

„Du ſiehſt, daß die Entfernung zu groß iſt. Wir haben keine Möglichkeit, zu euch zu kommen.“

„Nur ein Steinwurf trennt uns! Ich werde den Strick aus der Schafhöhle holen.“

Er kam ſofort mit einem Strick zurück, den er auf ſeinem Arm aufrollte. Nachdem er an dem einen Ende einen Stein befeſtigt hatte, warf er ihn nach der Eisſcholle. Aber er warf zu kurz. Der Stein fiel ſchon ins Waſſer, als er noch nicht das Drittel der Entfernung überflogen hatte.

„Es geht nicht, es ist zu weit", jammerte Namgjal.

Die Stunden des Tages verstrichen. Langsam trieb die Scholle an der Insel vorüber. Die beiden zurückgebliebenen Eremiten begleiteten sie den Strand entlang. Bei jeder vorspringenden Klippe und Landzunge machte Tsembe mit dem Stricke einen neuen Versuch, er kam aber nie über die Hälfte des Abstands hinaus.

„Wenn der Wind sich nur ein wenig nach Osten oder nach Norden drehte, wäret ihr in ein paar Minuten hier", meinte Tsembe.

„Der Drache gibt Angdu nicht frei", antwortete Namgjal. „Sein Leib soll in die Tiefe hinab; sein Grab auf der Insel soll leerstehen. Wie ihr seht, dreht sich der Wind nach Süden, und die Entfernung von der Insel nimmt zu. Wenn dieser Wind sich hält, können wir uns sehen, solange die Sonne am Himmel steht. Flaut er ab, sind wir auch morgen noch in Sehweite. Dann ist unsere Tsamba zu Ende, und der Hunger beginnt. Wenn ihr in einer Woche zum Tempel hinaufgeht und nach uns Ausschau haltet, sind wir tot. Und wenn der Wind sich später dreht und die Scholle noch vor Sonne und Wellen standhält, seht ihr sie vielleicht abermals an euer Ufer treiben — mit zwei Leichen an Bord. Vielleicht leisten uns dann Geier Gesellschaft. Auf jeden Fall sind dann unsere Seelen auf der Wanderung nach einem andern Ufer."

Jetzt erwachte Angdu. Er richtete sich auf und sah sich mit irren Blicken um. Als er die Eremiten das Ufer

entlang gehen sah, streckte er die Hände nach ihnen aus und rief:

„Ach, Tsembe und Ngurbu Tanduk! Also sollte ich doch schließlich noch zurückkehren, um bei euch zu sterben?“

Den Blick unverwandt auf sie gerichtet, sprang er über die Scholle, ohne auf die Eiskante zu achten, in der wahnsinnigen Absicht, auf dem Wasser weiterzulaufen. Namgjal stürzte hinter ihm drein, packte ihn bei den Schultern und riß ihn am Rande ihres schwimmenden Gefängnisses zu Boden.

„Du Tor! Siehst du nicht den gähnenden Abgrund vor deinen Füßen? Begreifst du nicht, daß du ertrinken mußt, wenn du noch einen Schritt weitergehst?“

Heiser vor Wut zischte Angdu:

„Laß mich los, du Drachenbrut! Wie kannst du mich hindern wollen, in den Winkel meiner Höhle zurückzukehren!“

Damit nahm er alle seine Kraft zusammen, um sich Namgjals Fäusten zu entwinden, in den See zu springen und ans Ufer zu gelangen. Kniend rangen sie miteinander. Namgjal bot seine ganze Kraft auf, um ihn festzuhalten. Angdu war rasend, er schlug um sich und biß dem Kameraden in Hände und Finger, um loszukommen. Beim Anblick des Kampfes auf Leben und Tod fühlten die beiden erschütterten, bekümmerten Eremiten am Strande ihre eigene Hilflosigkeit. Die Entfernung von der Insel nahm zu, die Scholle ließ die Nordwestspitze hinter sich und

trieb auf die große offene Wasserfläche hinaus, die sich zwischen dem Delta des Bokain-gol und der Insel Kuisu ausbreitet.

„Nun ist dir's gelungen, du Frevler, du hast mich gehindert, ans Land zu kommen. Die Rettung war so nahe. Wir konnten uns die Hand geben. Nun ist es zu spät. Das sollst du mit deinem Leben büßen!"

„Siehst du nicht, daß wir rasch nach Nordwesten treiben? Dort liegt das Seeufer mit den Nomaden und den weidenden Herden. Dort landen wir morgen und sind gerettet!"

„Elender, du lügst. Nun gibt es keine Rettung mehr."

Wieder waren seine Kräfte erschöpft. Er sank auf dem Eise zusammen und lag da wie tot. Müde und matt ging Namgjal nach der Eismauer, legte sich dort nieder und schlief ein.

Die Sonne war untergegangen. Kein Wölkchen hatte in den Flammen des Abendrots geglüht. Die Insel schrumpfte hinter ihnen langsam zusammen, und auch nach Mondaufgang blieben ihre Umrisse undeutlich, da ihre Wölbung mit dem Gebirge im Südosten verschmolz. Es wurde grimmig kalt. Nach Mitternacht flaute der Wind ab, und völlige Windstille trat ein. Kein Laut unterbrach das Schweigen ringsum. Hin und wieder war in der Ferne der Laut eines Nachtvogels zu hören oder das Plätschern eines Fisches, der an die Oberfläche des Wassers kam.

Da erwachte Namgjal plötzlich von einem Scharren in seiner unmittelbaren Nähe. Er fuhr zusammen und hob den Kopf. Ein dunkles Gespenst kam wie eine Katze auf ihn zugeschlichen.

Es war Angdu. In der rechten Hand hielt er sein Messer; die Klinge blinkte im Mondschein. Pfeilgeschwind stand Namgjal auf, gerade in dem Augenblick, als der Wahnsinnige die Hand gegen ihn zum tödlichen Stoße hob. Ehe er zustoßen konnte, packte ihn der Angegriffene beim Handgelenk und warf ihn über den Haufen. Nun ging es auf Leben und Tod. Mit Aufgebot seiner ganzen Kraft gelang es Namgjal, das Handgelenk des Irren mit der Rückseite gegen das Eis zu pressen. Angdu wurde gezwungen, die Finger zu öffnen, und das Messer entsank seiner Hand. Für ihn galt es, die Mordwaffe wiederzubekommen.

Hart rangen sie miteinander, bald liegend, bald kniend, bald stehend. Der letzte Rest ihrer Kraft wurde verbraucht. Schließlich bot sich Namgjal die ersehnte Gelegenheit, dem Messer einen kräftigen Fußtritt zu versetzen. Klirrend flog es über das höckrige Eis und fiel ins Wasser.

Da richtete der Wahnsinnige seine von unversöhnlichem Haß erfüllten Augen durchbohrend auf den Gegner und ließ ihn los. Dann lief er auf der Scholle soweit als möglich von ihm weg und sank plötzlich zusammen. Ganz von Kräften fiel Namgjal neben der Mauer nieder. Die

Aufregung ließ ihn nicht ſchlafen. Er konnte den Blick nicht von dem Kranken wenden, der wie ein ſchwarzes Bündel auf dem mondbeſchienenen Eis lag.

Zum Verzweifeln langſam ging die Nacht vorüber. Endlich wurde es wieder Tag, und die Sonne ſtieg auf in einem Meer ſtrahlenden Lichts. Von dem hellen Hintergrund hob ſich der Schattenriß der Inſel wie ein kleiner ſchwarzer Punkt ab. Eine wunderliche Stille herrſchte auf dem See und in der Luft. Angdu rührte ſich nicht; er lag noch immer ſo, wie er niedergeſtürzt war. Namgjal glaubte ſich daher ſicher fühlen zu können. Das Schweigen ringsum wirkte anſteckend. Namgjal ſchloß die Augen. —

Als er erwachte, ſah er zu ſeinem Erſtaunen, daß die Sonne in Mittagshöhe ſtand. Der neue Tag hatte ſchon die Hälfte ſeines Laufs vollbracht. Schlaftrunken und ſchwerfällig rieb er ſich die Augen und ließ die Blicke über den öden See ſchweifen. Die Stille wirkte beklemmend. Es war die Stille des Grabes. In der grimmigen Kälte war die ganze Umgebung wie in Todesſchlaf erſtarrt. Kein Hauch rührte ſich in der Luft. Vereinzelt klang aus der Ferne der Schrei einer Möwe oder eines Fiſchadlers. Die Scholle, auf der höchſtens noch zehn Zelte Platz gehabt hätten, lag vollkommen regungslos, als wäre ſie auf Grund geſtoßen oder am Ufer gelandet. Die flache, glatte Dünung, die ſonſt auch an ruhigen Tagen auf dem Blauen See zu beobachten iſt und die bisher immer die

Scholle leiſe geſchaukelt hatte, hatte aufgehört. Ein Pfeifen erklang über den Tſo-ngombo, wie wenn man eine Peitſchenſchnur raſch durch die Luft ſauſen läßt.

Namgjal erhob ſich, um den See zu betrachten. Er war gefroren!

Das Pfeifen war durch die Spannung der Eisdecke entſtanden, die ſich während des ſtillen, flimmernden Nachtfroſtes gebildet hatte. Das Eis war ſpiegelblank und durchſichtig wie das reinſte Glas. Seine Oberfläche war der des ruhigen Waſſers ſo täuſchend ähnlich, daß man ſie unwillkürlich mit der Hand berührte, um ſich zu vergewiſſern.

Kleine Zitterwellen, die ſonſt auf dem Waſſerſpiegel entſtanden waren, wenn man auf der Scholle hin und her ging, waren jetzt nicht mehr zu beobachten. Eine Nacht altes Eis, das ſich, ſoweit das Auge reichte, nach allen Seiten zu erſtrecken ſchien, hatte das gebrechliche Fahrzeug der Eremiten eingefangen und es gezwungen, ſeine langſame Fahrt nach dem Lande einzuſtellen.

Da begriff Namgjal, daß ihr Schickſal beſiegelt war. Die Kälteperiode, die vor ein paar Tagen begonnen hatte, konnte nicht lange anhalten. Und auch wenn ſie noch ſo lange dauerte, konnte das Eis erſt dann ſtark genug werden, um ihr Gewicht zu tragen, wenn ſie bereits erfroren oder verhungert waren. Die Luft war ganz ruhig. Eine Briſe, die ſo ſchwach war wie jene der letzten Tage, die ſie an der Inſel vorübergetrieben hatte, vermochte die

Eisdecke nicht zu erschüttern, und ihre Scholle mußte regungslos liegenbleiben, als wäre sie auf dem Grunde des Sees verankert. Nur warme Frühlingstage vermochten die Eisdecke zu schmelzen, und nur ein kräftiger Wind konnte ihre Brücke zerstören.

„Wenn die Kälte drei Tage anhält," dachte Namgjal, „können wir die Wanderung über das Eis wagen. Im Nordwesten kann es bis zum Delta des Bokain-gol höchstens zwei Stunden sein. Man erkennt ja die schwarze Linie am Horizont, die ihr Gebüsch andeutet. Aber die Kälte wird nicht anhalten. Es ist ja schon warm wie im Frühling. Was die Eisdecke nachts zunimmt, geht tagsüber verloren. Nur ein starker Südostwind kann uns retten. Ein Nordweststurm, der das Eis aufbricht, wäre für uns der Tod. Unsere Eisscholle ist zu sehr zusammengeschrumpft und von der Sonne zu sehr aufgeweicht, um noch einmal Sturmwogen standhalten zu können."

Er zog sein Messer heraus, trat an den Rand der Scholle und stieß die Klinge in die frisch gebildete Eisdecke. Sie war nicht dicker, als der Nagel des kleinen Fingers breit war.

„Die Ebene, auf der die Herden weiden, kann nicht unbewegter sein als der Tso-ngombo, der sonst so oft in wahnsinniger Aufregung rast. Der Drache ist mächtig. Da er uns mit Hilfe des Sturms nicht das Leben nehmen konnte, bedient er sich nun der Windstille. Immer sind wir in seiner Gewalt."

Nun erinnerte er ſich Angdus auf der andern Seite der Scholle am Rande des Eiſes. Vorſichtig trat er an den Alten heran, der immer noch auf dem Rücken lag, die Arme ausgeſtreckt, die Fäuſte geballt und die Augen weit offenſtehend. Den Blick hielt er unverwandt auf die Sonne gerichtet. Namgjal befühlte ſeine Stirn — ſie war eiskalt. Er berührte ſeine Arme und Hände — ſie waren ſteif und hart wie Holz. Angdu war tot.

Namgjal war wohl von einem Wahnſinnigen befreit, der ihm nach dem Leben getrachtet hatte, aber doch befiel ihn das Gefühl hoffnungsloſeſter Vereinſamung! Er fühlte ſich von Göttern und Menſchen verlaſſen und bekam faſt Angſt vor ſich ſelber. Würde er angeſteckt von Angdus Wahnſinn? Wie ſollte er es die nächſten Tage und Nächte auf dieſer elenden Scholle aushalten, die ihn noch geſtern vor die Augen der zurückgebliebenen Eremiten und in die Nähe des rettenden Ufers getragen hatte, die heute aber in dünnen Eisfeſſeln lag? Hätte der Wind angehalten, ſo wäre er in der Nacht am Delta angelangt. Hier draußen auf dem See mußte er verhungern. Dann ſchmolz das Eis in der Frühlingsſonne, und er ſank in dem klaren Waſſer unter.

„Vielleicht werden die Geier dem Drachen die Beute ſtreitig machen? — Nein, der Drache iſt ſtärker als ſie! Wenn ich tot bin, beraubt er die Raubvögel ihrer Beute, indem er einen raſenden Orkan über den See jagt. Dann

wird mein Leib auf donnernden Wogen der Vergänglichkeit entgegenschaukeln."

Namgjal setzte sich mit übereinandergeschlagenen Beinen neben den Entschlafenen und verrichtete mit eintönig singender Stimme die Totengebete. Sobald er mit ihnen zu Ende war, kam ihm in den Sinn, daß niemand da war, der ihm den letzten Dienst erweisen konnte. Nur die Frühlingsstürme würden die Grabeslieder singen, wenn er seine Fahrt beendete.

Er stand auf und ging auf der Scholle hin und her. Sie glänzte weiß wie Schnee, seitdem das Eis in der Sonne körnig und porös geworden war. Ringsum gähnte die grundlose Tiefe des Tso-ngombo genau so blauschwarz, als wenn keine Eisdecke darüberläge.

Dann ging er zu dem Toten zurück. Er konnte sich nicht dazu entschließen, ihm seine Lumpen auszuziehen, um sich mit ihnen selbst gegen die Nachtkälte zu schützen. Auf seinem Leib wollte er auch nicht einen Faden tragen, der dem Wahnsinnigen gehört hatte. Das einzige, was er behielt, war Angdus Bündel mit Tsamba und Butter. Damit konnte er sein Leben noch um einen Tag verlängern. Er selbst hatte ungefähr noch ebensoviel übrig und brauchte also erst in drei Tagen zu hungern. Um seinen Durst zu löschen, sog er an kleinen Eisstücken.

„Wäre ich jetzt auf dem Festland," dachte er, „so würde die Leiche verbrannt und die Asche in einer Tschortenpyramide beigesetzt. Hier draußen auf dem See aber kann

kein Feuer ihn verzehren und keine Erde ihn in ihren Schoß aufnehmen. Ich werde wahnsinnig, wenn er hier liegenbleibt mit den stieren, haßerfüllten Augen und den graubleichen, abgezehrten Zügen. Ich muß mich von seinem Anblick befreien und ihn im See versenken. Vielleicht wird der Drache versöhnt, wenn der Alte plötzlich in seinen Saal tritt."

Er ergriff das Messer und den Stock und trat an den Rand der Scholle, wo der Tote lag. Mit dem Messer hackte er ein Loch, soweit er reichen konnte, mit dem Stocke zerschlug er das Eis und holte mit den Händen die losen Eisstücke auf die Scholle herauf. Als das Loch groß genug geworden war, schob er den Toten in die Öffnung hinab. Das Wasser spülte über Angdus Stirn und Augen und in seinen offenen Mund. Die Füße und Beine waren am schwersten, und langsam sank er stehend in die kalte Tiefe. Lange war er in dem klaren Wasser zu sehen mit ausgestreckten Armen und nach oben gerichtetem weißem Haar. Auf dem Eise liegend, verfolgte Namgjal die letzte Reise seines Kameraden. Der weiße Schädel färbte sich allmählich blau, dann immer dunkler. Die Finsternis der unbekannten Tiefe hüllte ihn ein, und endlich entschwand er den Blicken ganz. Nun kehrte Namgjal nach seinem Lager neben der Mauer zurück und überließ sich ganz seinem Kummer.

„Du wirst verrückt," sagte er zu sich selbst, „wenn du müßig dasitzt und das unheimliche Erwarten des Todes

dadurch verlängerst, daß du Tsamba und Butter ißt. Das beste wäre, du stiegst zu Angdu hinunter und machtest dem Elend ein Ende. Aber ich habe kein Recht, den Göttern vorzugreifen und selbst über mein Schicksal zu bestimmen. Ich muß nur etwas tun, was meine Gedanken beschäftigt und meine Vernunft abhält, denselben Weg zu gehen wie Angdu."

Er machte einen Rundgang um die Scholle. Hier und da untersuchte er die Dicke des Eises. Dann begann er mit dem Messer die neue Eisdecke aufzuhauen, in der Absicht, so lange damit fortzufahren, bis die Scholle frei würde.

Wenn er das erreicht hatte, wollte er die Scholle auf der freigewordenen Fläche soweit als möglich nach Nordwesten schieben. Dann wollte er fortfahren, das Eis nach derselben Richtung hin aufzubrechen, und die Scholle mit dem Stocke abermals ein Stück weiterzuschieben. Vor Sonnenuntergang hoffte er so, dem Delta ein kleines Stück näherzukommen. Er dachte hin und her, wie er diese verzweifelte Fahrt beschleunigen könnte. Wäre die Scholle nur halb so groß, würde es doppelt so schnell gehen. Aber es fehlten ihm die Mittel, die fußdicke Eisscholle zu spalten, und wenn ein Sturm losbrach, konnte die Scholle zu seinem Heil nicht groß genug sein.

Mit erwachender Lebenslust ging er eifrig ans Werk. Im Nordwesten am Rande des bereits aufgehauenen Loches beginnend, stieß er mit dem senkrecht gehaltenen

Stock gegen die Eiskante und zerbrach die Eisdecke in große Stücke. Als er den Ring zur Hälfte aufgebrochen hatte, stand die Sonne bereits wie ein goldenes Segel am westlichen Horizont des Tso-ngombo.

Namgjal setzte seine Arbeit auch während der Dämmerung fort. Als die Nacht anbrach, ruhte er neben der Mauer aus und genoß Butter und Tsamba. Die Sterne funkelten. Sobald der Mond aufging, konnte er seine Sehnsucht, die Arbeit fortzusetzen, nicht mehr bezwingen. Rings um seinen Stab krachten und plumpten die Eisstücke, und die offene Rinne näherte sich dem Anfang des offenen Ringes. Je höher der Mond über den Horizont stieg, um so besser konnte er sein Werk überschauen. Er arbeitete sich warm.

Als es nur noch einige Schritte bis zum Anfangspunkt der Rinne waren, hielt Namgjal plötzlich inne. Er schauerte zusammen, fuhr zurück und stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der über das Eis hingellte. Scharf vom Mond beleuchtet, schwamm Angdu unter der glasklaren, dünnen Eisdecke und starrte ihn mit weit aufgerissenen, haßerfüllten Augen an. Den Mund hielt er immer noch geöffnet, als wollte er neue Flüche ausstoßen. Die nach hinten gestreckten Arme und die geballten Fäuste schienen zu einem neuen Angriff bereit. Das lange Haar und die Lumpen der Eremitentracht hingen im Wasser um ihn herum.

Namgjal schlug mit dem Stocke um sich, als hätte

er ein Gespenst vor sich, und zog sich fechtend nach der Mauer zurück, als wäre der Wahnsinnige dicht hinter ihm her.

„Aha," rief er, von seinem eigenen Lachen erschreckt und an allen Gliedern zitternd, „nicht einmal nach deinem Tode läßt du mich in Ruhe. Du warst dort unten nicht willkommen! Du bist zurückgekehrt, um mir in meiner schrecklichen Einsamkeit Gesellschaft zu leisten! Deine Mißgunst konnte es nicht mit ansehen, daß ich mich Tag und Nacht Schritt für Schritt nach dem rettenden Ufer hin vorwärtsarbeite! Aber weshalb kommst du nicht auf das Eis herauf? Wärme kann ich dir zwar nicht bieten — hier brennt kein Lagerfeuer —, aber hier ist es besser als in der kalten verräterischen Tiefe."

Mit dem Rücken gegen die Mauer, die Hände auf ihrem Rand, starrte er auf die Stelle, wo der Tote aufgetaucht war, nachdem Gase seinen Leib aufgetrieben hatten. So blieb er die ganze Nacht stehen, während der Mond seine Bahn vollendete. Er war ein willenloses Opfer der Vorstellung, daß Angdu aus dem See heraufkriechen, sich an ihn heranschleichen und ihn erwürgen werde, sobald er sich umwende. Und nun stand er da und war auf einen letzten Kampf gefaßt.

Er bemerkte nicht, daß die Sterne im Osten verblichen. Als aber im Südosten zwischen den Bergen ein Donner rollte, glaubte er, es sei Angdu, der ihm drohe und im nächsten Augenblick seinen Kopf mit den bösen,

vergrämten Zügen über das Eis emporheben und wie eine Katze an die Mauer heranschleichen würde. Immer mehr Sterne verschwanden. Nach einer Weile war der ganze Himmel wolkenüberzogen, und vom Mond war kein Schimmer mehr zu erblicken. Es herrschte die schwärzeste Nacht. Von Zeit zu Zeit flammten Blitze über den See. Bei ihrem Schein trat alles blendend scharf und klar hervor wie bei Tageslicht; Namgjal aber sah nichts als den Toten, der seinen Blick unverwandt auf ihn gerichtet hielt. Unruhig flogen die Möwen über ihn hin und warnten ihre Genossen mit durchdringenden Schreien. Sie fühlten, daß ein Sturm im Anzug war. Namgjal brachte das Unwetter, das sich rings um ihn zusammenzog, mit Angdus Rückkehr in Zusammenhang. Die Rache des Toten flammte am Himmel. Aus der Tiefe hatte er die Gewalt über die Naturgeister mit heraufgebracht. Er löschte Mond und Sterne aus, um seinen Kameraden im Dunkeln niederschlagen zu können. Weshalb aber wollte er sich rächen? Ach, er war ja den Tod eines Wahnsinnigen gestorben und war in dem Glauben geschieden, Namgjal habe ihn böswillig auf die Eisscholle gelockt.

Der Tag brach an. Im Osten wurde es hell. Hinter bleischweren Wolken ging die Sonne auf. Die Berge rings um den See waren nicht mehr zu sehen, auch die Insel war verschwunden. Aber keine Wolkenmauer ist so dicht, daß die Sonne den Tag nicht schließlich doch zum Siege führte. In seinem gedämpften Licht gewann Namgjal

wieder die Herrschaft über sich selbst. Dort lag ja der Tote ebenso regungslos wie im Mondschein, und die Eisdecke über ihm war nicht einmal geborsten. Namgjal faßte neuen Mut und trat näher heran. Um ihn nicht mehr sehen zu müssen, zerschlug er das Eis und schob die Leiche mit dem Stock unter die dicke Eisscholle. Dann fühlte er sich wieder sicher.

Seine Aufmerksamkeit wurde in eine andere Richtung gelenkt. Er musterte Himmel und Horizont. Hoch über ihm jagte eine Wolke die andere; auf der Oberfläche des Sees aber herrschte noch Ruhe.

„Es gibt Sturm", murmelte er. „Bald werde ich meinen letzten Kampf mit dem See ausfechten. Der letzte muß es sein, da die Scholle einen Sturm nicht zu überdauern vermag. Dazu brauche ich Kraft und Stärke. Es nützt nichts, mit Tsamba und Butter zu sparen."

Er setzte sich, aß sich satt und ließ so gut wie nichts übrig. Dann gedachte er, müde von der durchwachten Nacht, auszuruhen. Als er aber das Ohr aufs Eis legte, war's ihm, als hörte er das ferne Donnern brausender Wellen. Da begriff er, daß das Unwetter im Osten bereits die weite Wasserfläche des Sees erreicht, die Eisdecke aufgebrochen und die Wellen aufzupeitschen begonnen hatte. Es verging ihm alle Lust zu schlafen. Wenn je, so hatte er jetzt alle seine Geistesgegenwart nötig.

Die Blitze jagten sich so schnell, daß die Wolken zu brennen schienen. Die Donner krachten, als stürzten riesige

Tempelbauten zusammen. Das gleichmäßige, ununterbrochene Wogenrollen wurde von Minute zu Minute stärker. Die ersten Windstöße kräuselten das offene Wasser in der Öffnung, die Namgjal mit so vieler Mühe rings um die Scholle aufgehackt hatte, und trieben sie nach Westen. Unter ihrem Druck sprang die dünne Eisdecke wie Glas.

Der Wind wurde heftiger. Die Scholle schwamm schneller und preßte das neue Eis immer stärker. Die durchsichtigen Eisplatten stießen klirrend und rasselnd gegen die Kanten der Scholle und schichteten sich über- und untereinander. Von Osten her erklang betäubendes Krachen. Das waren die ersten Sturzseen, die über das dünne Eis dahinrollten und es zersplitterten. Noch waren sie nicht an die Scholle herangelangt, die, vom Kielwasser abgesehen, überall von Eis umgeben war. Aber die Öffnung an der dem Wind ausgesetzten Seite wurde immer größer. Dort lag Angdus Leiche und starrte, nachdem die Eisscholle über sie weggeglitten war.

„Ich verstehe, du willst meine Niederlage sehen", rief Namgjal. „Willkommen, Bruder!"

Im Osten sah man die ersten Sturzseen. Schneeweiß hoben sie sich von den bleischweren Wolkenmassen hinter und über ihnen ab. Wenn die Blitze flammten, leuchteten ihre Schaumränder und die kenternden Eisplatten, die sie emporwarfen, wie gewaltige Diamantendiademe.

Der Wind war zu Sturm geworden. Zwischen den

Blitzen lag der Tso-ngombo in Halbdunkel. Binnen wenigen Minuten mußte die erste Sturzsee die Eisscholle emporheben. In aller Eile bedachte Namgjal, wie er am besten dem Ansturm der Wogen begegnen könnte.

„Dort, wo die Eismauer gestanden und den darunterliegenden Teil der Scholle gestützt und durch ihren Schatten das Schmelzen aufgehalten hat, ist das Eis am dicksten. Also wäre es gut, im Schutz der Mauer Stellung zu nehmen! Aber sie kann auch von den Wellen losgerissen werden, und dann bekomme ich sie über mich und werde über Bord geschleudert. Es ist sicherer, ein Stück von der Mauer entfernt stehenzubleiben."

Mit seinem Messer bohrte er wie am ersten Tage ein senkrechtes Loch in das Eis und stieß seinen Stock hinein. Dann kniete er nieder und hielt sich am Stocke fest.

In demselben Augenblick war die Welle da. Sie erhob sich mannshoch. Ihre Gewalt war furchtbar. Namgjal umklammerte den Stock fester. Er sah die Welle wie einen schäumenden, donnernden Wasserfall kommen. Er sah voraus, daß der Schaum der Sturzsee sich auf den dem Winde ausgesetzten Teil der Scholle stürzen und ihn zerbrechen würde.

Jetzt kam die Welle! Krachend zerschmetterte sie die Scholle in mehrere Teile, die sie beim Vorwärtsdringen emporhob, während der Schaumkamm, der die Außenseite der Scholle getroffen und niedergedrückt hatte, kochend über die verschiedenen Eisstücke hinwegspülte.

Namgjal wurde auf eine unerhörte Probe geſtellt. Er wurde naß bis auf die Haut und wäre von der Welle fortgeſpült worden, wenn er nicht den Stock gehabt hätte. Ihn ließ er nicht los! Der Block, auf dem er ſich befand, hätte nur noch für zwei Zelte Platz geboten. Blauſchwarze Spalten, die ſich ſchnell erweiterten, trennten ihn von den nächſten Teilen der Scholle. In nächſter Nähe links ſah Namgjal die Eismauer; ſie war von der Welle zerriſſen; nur noch Reſte waren übriggeblieben.

Angdus Leiche, die im Kielwaſſer der Scholle geſchwommen war, wurde vom erſten Wellenkamm emporgehoben und dicht neben Namgjal geſchleudert. In aufrechter Stellung mit hocherhobenem Kopf, offenen Augen und geballten Fäuſten wurde der Tote auf das Eis geworfen und dann auf den See hinausgeſpült. Es war das letztemal, daß Namgjal ſeinen unglücklichen Kameraden ſah, der nun in der Tiefe verſchwand.

Das Waſſer ſchäumte und donnerte. Der Sturm heulte und preßte. Namgjal merkte, daß er mit unwiderſtehlicher Gewalt über den See getrieben wurde. Als der Block ins Schaukeln gekommen war, ſtieg das weichere Eis mit auf die Wellenkämme hinauf und in die Wellentäler hinab. Die andern Bruchſtücke der Scholle blieben zurück. Das Stück, auf dem ſich Namgjal befand, trieb ſchneller, da er dem Wind einen Angriffspunkt bot. Ihm ſchwindelte, wenn er in dieſe blauſchwarzen Grüfte ſiedenden Waſſers hinabſank und aus der Tiefe durch den nächſten Wellen-

kamm hindurch, der grün wie Malachit war und wie ein Wasserfall schäumte, das Tageslicht schaute.

Nachdem er einige dieser furchtbaren Schwingungen überstanden hatte, von denen ihn jede mit eiskaltem Salzwasser übergoß, hielt er vom nächsten Wellenkamm aus Umschau. Er sah weder Berge noch Ufer. Überall Sturmnebel und windgepeitschte Schaumstreifen. Die Entfernung von den übrigen Teilen der Scholle wurde immer größer, und schließlich verschwanden sie im Nebel. Ihm war, als hätte er eine Gesellschaft verloren. Ja, er vermißte sogar die Leiche Angdus, der die ganze Zeit, lebend und tot, sein Kamerad im Unglück gewesen war. So einsam wie jetzt war er noch nie gewesen. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, als er durch das Wasser hindurch, das ihm die Stirn hinabfloß und sein Gesicht peitschte, seinen einsamen, hellgrünen, blankgespülten Eisblock sah, der auf allen Seiten von dem tiefschwarzen See und dem rollenden, schneeweißen Schaum der Wellenkämme umgeben war.

Gerade wurde er auf den Gipfel einer Welle emporgehoben, als er spürte, daß der Stock aus dem Loche herausglitt, das sich infolge der beständigen Überspülungen erweitert hatte und auch weniger tief geworden war, da jede Welle etwas von der Oberfläche des Blocks wegfraß. Im letzten Augenblick gelang es noch dem Unglücklichen, sein Messer zu zücken und es ins Eis zu stoßen, während der Stock ein Raub der Wellen wurde. Wie lange konnte

es nun noch dauern, bis der ganze Block vom Waſſer aufgelöſt war?

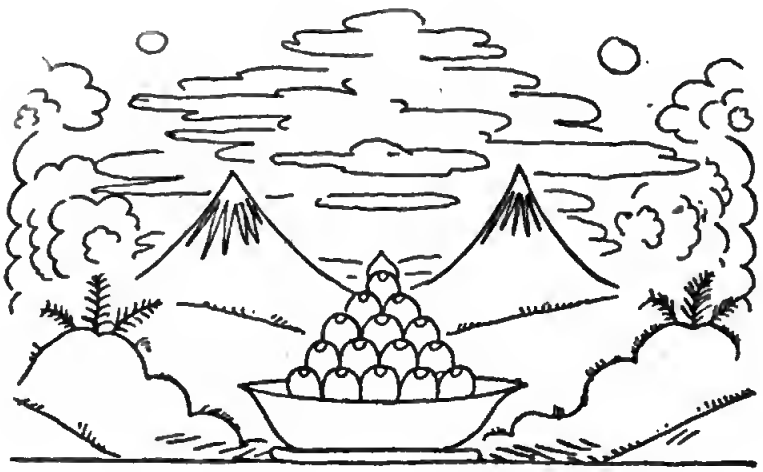
Namgjal ſchloß mit dem Leben ab, als der Block von neuem mit furchtbarer Gewalt in die Höhe gehoben wurde und krachend zerbarſt. Hätte man die Pflöcke am Rande feſtgemacht, ſo hätte auf dem Reſt der Eisſcholle jetzt nur noch ein einziges Zelt Platz gehabt.

Er lag Wind und Wellen zugekehrt, um ihnen Trotz zu bieten und die Muskeln anzuſpannen, wenn die Sturzſeen anſtürmten. Aber bald fühlte er, wie ihm die Kräfte ſchwanden. Der Griff um den Meſſerſchaft wurde matter und matter. Das eiskalte Waſſer, das immer wieder über ihn hinwegſpülte, ließ ſeine Glieder erſtarren. Die Hände wurden ſteif. Er verlor das Gefühl und ſpürte nicht mehr das Meſſerheft in der Hand. Nun kam gewiß der Augenblick, wo er auf rauſchenden Wellen in die Ewigkeit hinüberſchaukelte!

Sein Bewußtſein war an der Grenze angelangt. Jenſeits lag das Dunkel. Noch hörte er das Donnern ſtürzender Sturmwellen und das Pfeifen waſſergetränkter Winde. Er vernahm auch betäubendes Donnern hinter ſich und hörte, wie es an Stärke zunahm, bis es das Rauſchen rollender Wellen übertönte. Das war die Brandung am langſam abflachenden Strand vor dem Delta des Bokain-gol!

Er ſpürte, wie die kleine, zuſammenſchrumpfende Eisſcholle, als ſie noch einmal in ein Wellental hinabſank,

heftig aufstieß und ein paar Sekunden vollkommen ruhig liegenblieb. Er merkte auch, wie sie wieder von einer Welle emporgehoben und auf den Strand geworfen und von einer dritten Brandungssee nur eine kurze Strecke weit fortgerissen wurde. Dann hatte er noch so viel Lebenskraft, daß er sich am Strande durch das wirbelnde Wasser hindurch so weit das Land hinaufschleppen konnte, daß ihn die Wellen nicht mehr erreichten. Weiter kam er nicht, er wurde ohnmächtig und fiel nieder. Das Bewußtsein kehrte ihm erst zurück, als er Menschenstimmen um sich flüstern hörte und wohlige Wärme von einem Feuer über sein Gesicht strömen fühlte. Als er die Augen aufschlug, sah er das Innere eines Mongolenzeltes, das sich über seinem Lager aus weichen, trockenen Schafpelzen wölbte.



13
Namgjals Rettung

Mitternacht war auf dem Weg nach Westen bereits am Delta des Stroms der Jakstiere angelangt, als der Häuptling seine Erzählung beendete. Das Feuer war niedergebrannt, aber die Sterne funkelten in glitzerndem Glanz, und der Mond leuchtete wie ein silberner Schild. Vergebens versuchte Tsangpo die Insel wieder zu entdecken. Nur bei Tageslicht war die gewölbte Linie ihres Umrisses in der Ferne zu erkennen.

Nachdem das Lagerfeuer wieder angefacht war, rief Tsangpo:

„Ob sie auf der Insel wohl die Flammen sehen?"

„Sie schlafen jetzt, wenn sie noch am Leben sind", antwortete der Häuptling. „Im übrigen ist die Entfernung zu groß für ihre schwachen Augen."

„Du hast deine Erzählung noch nicht zu Ende geführt, Häuptling. Wie ist es Namgjal weiter ergangen? Wie kam es, daß er am Ufer nicht erfror?"

So höre denn! Mein Zeltlager ſtand hier, an derſelben Stelle wie jetzt. Meine Herden weideten im Delta. Niemand dachte an die Eremiten. Die letzten Nomaden waren bei ihnen geweſen. Nach dem Sturm, der bald darauf das Eis aufbrach, war jede Verbindung mit der Inſel unterbrochen. Der nächſte Beſuch konnte den Einſiedlern erſt im Winter darauf abgeſtattet werden — alſo in dem, der jetzt ſeinen Einzug hält.

Eines Tages ſtreifte einer meiner Hirten den Strand entlang. Er ſuchte ein Schaf, das in der Herde fehlte, für die er verantwortlich war. Der heftigſte Sturm, den wir ſeit langer Zeit erlebt hatten, raſte auf dem See, und die Brandung donnerte. Der Boden zitterte unter ihrer Gewalt.

Plötzlich ſah der Hirt zu ſeinem Schrecken aus dem Wogenſchaum einen Mann auftauchen. Das Waſſer rann von den Fetzen herab, die er am Leibe trug. Er taumelte zum nächſten Raſenfleck hinauf. Dort brach er zuſammen und blieb liegen.

„Ein Menſch, der bei ſolchem Sturm aus dem See auftaucht! Ein Geſpenſt!“ dachte der Hirt. Zum Glück war er ein tapferer Jüngling, der ſich ſchon mit Wölfen und Wegelagerern herumgeſchlagen hatte. Er unterſuchte, ob ſein Säbel locker in der Scheide ſaß, und ſchlich ſich mit geſenktem Spieß an den Fremden heran. Dieſer lag auf dem Geſicht und gab auf Anruf keine Antwort. Das Waſſer in ſeinen Kleidern war in

Wind und Kälte bereits zu Eis gefroren, und er lag da wie tot.

Nachdem sich der Hirt davon überzeugt hatte, daß der Verunglückte ein Mensch von Fleisch und Blut war, schleppte er ihn nach einem ausgetrockneten Flußarm an eine windgeschützte Stelle. Hier machte er ein Feuer an, an dem er den Mann trocknete. Dann eilte er in das nächste Lager, um Hilfe zu holen. Einige Männer trugen den Verunglückten in eins unserer Zelte. Dort wurde Namgjal Dortsche, der Eremit, der zwölf Jahre auf der Insel gelebt hatte, sofort erkannt. Bald erwachten auch seine Lebensgeister wieder, und das Bewußtsein kehrte zurück.

Aber mit dem, was er anfangs zu erzählen wußte, war nicht viel anzufangen. Er bemühte sich offenbar, über den Verlauf einer Handlung Klarheit zu gewinnen, die in seiner Erinnerung nur ein verwickelter Knäuel war. Niemand von uns hatte noch eine Ahnung von dem, was geschehen war. Daß es etwas Unheimliches war, konnte man dem Kranken anmerken, der zuweilen mit den Armen herumfuchtelte, als sähe er Gespenster. Die ihn zuletzt auf der Insel gesehen hatten, hatten ihn als einen kräftigen, jugendlichen Mann in der Erinnerung. Nun war er ein verbrauchter Greis mit zerfurchten Gesichtszügen.

Nach und nach kam er wieder zu Kräften. Eines Abends bat er mich um eine Unterredung und fragte:

„Wie viele Monate ist es her, daß ihr mich gefunden habt? Es ist kalt. Der neue Winter hat wohl begonnen?“

„Vor zehn Tagen haben wir dich am Ufer gefunden.“

„Gelobt sei Buddha! Ist der See wieder gefroren?“

„Nein, dieses Jahr gibt es kein Eis wieder. Die Frühjahrswinde wehen über das Hochgebirge. Die Wildgänse haben ihre Streifzüge begonnen. Erst in neun Monaten gibt es wieder Eis, und in zehn Monaten wird es vielleicht tragen.“

„Tsembe und Ngurbu Tanduk haben, wenn sie so knapp wie möglich leben, für acht Monate Lebensmittel. Sobald der Herbst kommt, müssen sie verhungern.“

„Wenn nächsten Winter das Eis trägt, wollen wir mit Lebensmitteln zu ihnen hinübergehen.“

„Dann ist es zu spät!“

„Vielleicht auch nicht. Aber weshalb erwähnst du nur zwei Eremiten? Wo ist Angdu? Erzähle nun endlich, was geschehen ist.“

Mit betrübter Miene starrte Namgjal ins Feuer und berichtete alles, was ich über das Schicksal der Eremiten bereits mitgeteilt habe. Als er ans Ende kam, zu dem Augenblick, als ihn die Brandung ans Ufer geworfen hatte, wurde es draußen Tag. Namgjal sah das Licht durch den Rauchfang hereindringen und fragte: „Ihr habt also Angdus Leichnam nicht gefunden?“

„Nein. Aber aus deinem eignen Bericht geht ja hervor, daß du weit vom Lande entfernt warst, als du ihn aus dem Gesicht verlorst.“

„Als ich Angdu das letztemal sah, hatte er angefangen

unterzusinken. Aber er kann später ans Land getrieben sein. Sucht ihn! Er verdient es, in Kumbum seine Grabpyramide zu erhalten. Er hat mehr gelitten als irgendeiner von uns. Ich möchte ihn auf dem Scheiterhaufen verbrennen sehen. Ich möchte sehen, wie das Seewasser in seinen Lumpen verdampft und sein ausgemergelter Körper zu Asche verwandelt wird. Ich möchte, eine Almosenschale in der einen Hand und eine Urne mit seiner Asche in der andern, zu Fuß den langen Weg nach Kumbum gehen und mich von Zelt zu Zelt weiterbetteln."

Ich bot so viele Leute auf, als wir in der Nähe des Lagers hatten, und wir suchten den ganzen Tag am Strande. Aber Angdus Leichnam wurde nicht gefunden. Am Abend kehrte ich zu Namgial zurück und sagte ihm, sein Kamerad sei und bleibe verschwunden.

„Dann ist es also doch vielleicht wahr," antwortete Namgial, „was ich neulich nachts träumte. Ich träumte, Angdus Geist käme in mein Zelt zu Besuch und sagte:

‚Traure nicht um mein Geschick, Bruder! Ich hatte einen harten Kampf zu bestehen, bis ich endlich frei wurde. Als ich auf deine Eisscholle hinaufgeschleudert wurde, war meine Seele noch an meinen Leib gefesselt. Dann sank ich in die Tiefe. Ich sah dich über mir auf den Wellen schaukeln, als segeltest du auf einer Wolke, die der Wind entführte.

‚Das grüne Wasser wurde um mich herum immer dunkler. Plötzlich kam ein Wunderwesen auf mich zu-

geſchwommen. Ich begriff, daß es der Drache war. Sein Leib war mit grünen Schuppen bedeckt, er hatte gewaltige Klauen, und der Schlag ſeines Schwanzes wirbelte das Waſſer auf. Sein Geſicht entſetzte mich. Er ergriff mich mit den Klauen und ſchleppte mich in ſeine Burg, da, wo der See am tiefſten iſt. Die Türen ſtanden offen, und blendendes Licht ſtrömte aus ihren Sälen heraus. Der Drache ſchwamm mit ſeiner Beute hinein, und die Türen ſchlugen zu. Zu beiden Seiten ſtanden Säulen aus Saphir und Türkis, der Boden aber und die Decke waren aus durchſichtigem Gold, von dem das Licht auszuſtrahlen ſchien.

‚Der Drache ſtieß einen ziſchenden Laut aus, und eine Menge Seegeiſter mit Untierköpfen, menſchlichen Oberkörpern und Delphinenſchwänzen ſchwammen zwiſchen den Säulen hervor. Auf ein Zeichen des Drachens brachten ſie mich an eine Felswand, an deren malachitfarbenen Abhang ſie mich mit Klammern und Ketten aus Gold feſtſchmiedeten, als wollten ſie mein Elend und meine Armut verhöhnen.

‚Die ſchiefen Augen des Drachens funkelten, er öffnete ſeinen blutroten Rachen und brüllte:

‚Hab ich dich nun endlich, den Lumpen, der meine Macht verhöhnt hat! Der Tempel auf der Inſel ärgert mich, aber an Felſen, die die Sonne beſtrahlt, kann ich nicht heran. Nur unter dem Waſſer iſt mein Reich. Du haſt meinen Werkzeugen, den Wellen, getrotzt, du haſt

meinen Tummelplatz, den See, verflucht. Nun sollst du den Lohn für deine Vermessenheit ernten. In alle Ewigkeit sollst du an den Felsen festgeschmiedet sein. Deine menschlichen Sinne sollst du behalten. Sie sollen dein Leiden verstärken. Eine ewige verzehrende Sehnsucht soll dich quälen. Du sollst fühlen, wie dich das Wasser umfließt, wenn die Tore sich auftun. Kein Sonnenstrahl soll dich erreichen, und vom Sternenschein hast du für immer Abschied genommen. Hier unten gibt es keinen Wechsel von Tag und Nacht, deine Augen aber sollen von dem ewigen Licht ermüden, und du sollst nicht einmal in der Blindheit Trost finden. Ich und mein Volk, die Seegeister, werden mit Freuden deine Qualen genießen.'

‚Darauf antwortete ich in dem Gefühl, daß für meine Seele die Trennungsstunde geschlagen hatte:

‚Blähe dich in feigem Übermut, verfluchter Fürst des Abgrunds! Die Grenzen deines Pfuhls sind eng. In den lichten Gefilden außerhalb deiner Grenzen bist du machtlos. Ich gönne dir die Freude, Zeuge des Verfaulens meines elenden Körpers zu sein. Dieser Anblick ist deiner würdig. Über meine Seele aber vermagst du nichts.'

‚Das rasende Untier wand sich vor Zorn und nahte sich mir mit Schlangenbewegungen. Ich aber sah nichts mehr; denn jetzt befreite sich meine Seele und trat endlich ihre Wanderung an.

‚Nun bin ich unterwegs nach dem nächsten, viel-

leicht dem letzten Glied in der Kette der Seelenwanderung. Traure daher nicht um mich, denn ich bin glücklicher als du.'

* * *

Einige Tage darauf kam Namgjal an mein Zelt und sagte:

„Ich verlasse dich jetzt, Häuptling. Du hast mir eine Freistatt in deinem Lager gewährt. Die Götter mögen dich dafür belohnen. Möge auf deinen Wiesen das Gras üppig wachsen! Mögen deine Herden gedeihen und sich vermehren! Mögen keine Wölfe deine Schafe und Ziegen zerreißen, keine Wegelagerer deine Ruhe stören! Wenn der Herbst kommt, verschmachten meine Brüder auf der Insel. Denk an ihr einsames Leben an den langen Tagen mit den dunkeln Abenden, an ihre Sehnsucht in kalten Nächten! Wenn das erste Eis gefroren ist, gehe ich hinüber, ihnen zu helfen. Du kannst mich zu Anfang des Winters zurückerwarten."

Hier schaltete der Häuptling für Tsangpo Lama die Bemerkung ein:

„Der Winter, von dem er sprach, steht nun vor der Tür. Er kann jeden Tag kommen — wenn er nicht gestorben ist." Dann fuhr der Häuptling fort:

„Ich gehe nun nach Labrang", erklärte Namgjal.

„Das übersteigt deine Kräfte", antwortete ich. „Ich werde dir Begleiter und Pferde stellen."

„Ein Büßer, ein Eremit, geht nur zu Fuß. Ich wandere einsam von Zelt zu Zelt. In dem Kloster von Labrang verbleibe ich die warme Jahreszeit. Wenn ich nicht hier bin, sobald der See zufriert, kannst du annehmen, daß ich tot bin. Dann ist meine Bitte, daß du schleunigst den armen Eremiten Hilfe bringst."

„Du weißt, daß du uns nicht darum zu bitten brauchst."

Er nahm von uns Abschied, ergriff Wanderstab und Almosenschale und verschwand auf dem Weg, der nach Labrang im südlichen Amdo führt.

Hier unterbrach Tsangpo Lama den Häuptling mit der Frage:

„Hast du nichts von Namgjal gehört, seit er vor acht Monaten von deinem Zelt aufbrach?"

„Kein Wort."

„Und er kann jeden Tag hier erwartet werden?"

„Noch ist es zu früh. Es dauert mindestens noch einen Monat, bis das Eis trägt. Aber er kommt rechtzeitig."

„In diesem Monat verhungern die beiden Eremiten. Jetzt muß ihnen Hilfe gebracht werden."

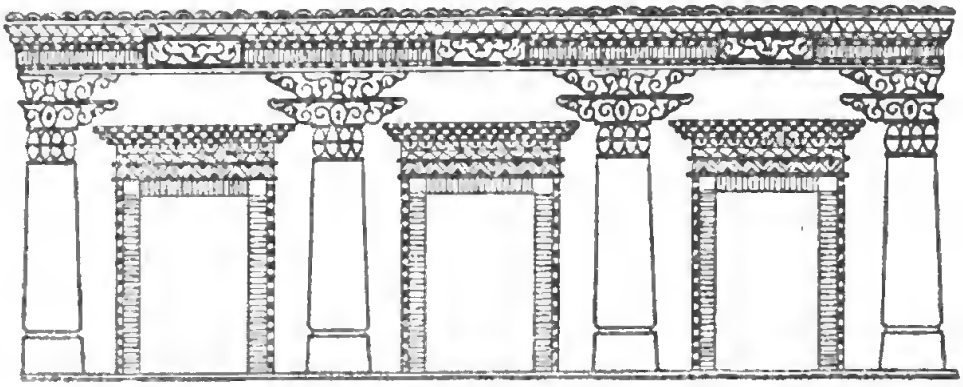
„Auf dem Blauen See gibt es kein Boot und hat es nie eins gegeben. Aber der See kann eher zufrieren als sonst. Alles deutet auf einen kalten, frühen Winter. Hinter Dulan-kitt sind in diesem Herbst die Bären früher als sonst aus dem Gebirge herabgekommen, um Beeren zu fressen. Die Wildgänse sind nicht so lange geblieben

wie ſonſt. Der See kann vielleicht in einer Woche zufrieren. Die Nomaden glauben jedoch allgemein, daß die Einſiedler bereits geſtorben ſind."

„So wahr Buddha lebt, ich werde ihnen helfen!" rief Tſangpo Lama aufſpringend.

„Das iſt unmöglich", erwiderte der Häuptling. „Du hörſt die nächtliche Brandung gegen das Ufer rauſchen."

„Ich werde ſie retten! Namgjal kann geſtorben ſein. Aber nun wollen wir erſt einige Stunden ſchlafen. Die Nacht geht zu Ende."



Kaum hatte die Sonne die Schneefelder an den Südabhängen des Nan-schan hellrot gefärbt wie die wilden Rosen des Graslandes, als Tsangpo Lama schon zum Prior eilte. Der Alte billigte seinen Plan. Eine Wallfahrt nach den tibetischen Klöstern wäre nutzlos gewesen, wenn man nicht die Gelegenheit benutzt hätte, den heiligen Eremiten in ihrer Not Hilfe zu bringen. Wie aber konnte das geschehen?

Auf die Frage des Priors antwortete Tsangpo:

„Vorigen Winter ist Namgjal fünf Tage lang auf einer Eisscholle herumgefahren. Es kommt nur darauf an, etwas zu finden, was im Wasser schwimmt und mich und die Lebensmittel tragen kann, die die Unglücklichen brauchen, bis das Eis trägt und die Nomaden wieder zu ihnen hinübergehen können."

„Die Entfernung ist groß, und wie willst du die Insel erreichen?"

„Auf dem Meer vor Schanheikuan gehen Dschunken unter Segel. Wir haben Zelttuch und Zeltstangen."

„Du kannst von einem Sturm überrascht werden."

„Mein Fahrzeug aus Ziegenhäuten und Stangen schaukelt auf den Wellen, sinkt aber nicht. Für mich besteht keine Gefahr. Ein Sturm kann mich an der Insel vorübertreiben, aber schließlich werde ich immer irgendwo ans Land geworfen."

„Du weißt, die Chinesen warten voller Ungeduld darauf, binnen zehn Tagen aufzubrechen."

„Mehr Zeit brauche ich nicht."

Tsangpo Lama ging sofort an die Ausführung seines Plans. Man sammelte Ziegenschläuche, die zum Wassertransport in der Wüste verwendet worden waren. Der und jener spendete entbehrliche Zeltstangen und Dachsparren. Aus ihnen wurden zwei Gitter zusammengesetzt und dazwischen die mit Luft gefüllten Ziegenschläuche festgebunden. Im Vorderteil wurde eine Zeltstange aufgerichtet, und das Segel erhielt dieselbe Gestalt wie an den Dschunken. Der Proviant bestand aus ein paar Säcken Tsamba, einigen mit Butter gefüllten Schafmagen, ein paar Stücken Ziegeltee und vier lebenden Ziegen.

In der Dämmerung wurde das Fahrzeug fertig. Die Nacht war schneidend kalt, und am andern Morgen war der ganze See mit einer dünnen Eisdecke überzogen. Wenn Frost und Windstille anhielten, war das Eis binnen wenigen Tagen stark genug, um Fußgänger zu tragen.

Am Abend traten ein paar bewaffnete Tanguten in das Zelt des Häuptlings vom Bokain-gol, als Tsangpo Lama gerade bei ihm zu Besuch war. Sie brachten Botschaft vom Eremiten Namgjal, der tags zuvor von Labrang aus in ihrem Lager am Südufer des Sees angelangt war.

Zum Lohn für ihre gute Nachricht wurden die Tanguten bewirtet. Sie streiften dann zwischen den Zelten der Pilger umher und unterrichteten sich genau über den Plan zur Rettung der Eremiten. Sie erfuhren auch, daß derjenige, der das gebrechliche Fahrzeug nach der Insel hinüber und von dort aus nach irgendeinem Teil des Seeufers, vielleicht in die Nähe ihrer eignen Lagerplätze, steuern wollte, der Sohn eines reichen Fürsten war. Nachdem sie genug gehört hatten, gingen sie ihrer Wege.

Im Verlauf des nächsten Tages kam Namgjal angewandert. Er freute sich über Tsangpos Plan; dieser könne jedoch nicht ausgeführt werden, wenn der Frost anhielt. Es sei sicherer, sich dem Eise anzuvertrauen, als auf den tückischen Wellen zu treiben.

In der Nacht kam ein scharfer Nordwestwind auf, und vor Sonnenaufgang war das noch dünne Eis bereits aufgebrochen und nach Südosten außer Sehweite getrieben.

Im Nu faßte Tsangpo den Entschluß zum Abmarsch. Namgjal trug kein Bedenken, ihn zu begleiten. Der Proviant wurde an Bord geschafft und verstaut, dazu ein Haufen Brennholz aus derben Tamariskenästen. Am hintern Ende des Fahrzeugs wurde ein Steuerruder von

der Art angebracht, wie Tsangpo es bei den Chinesen gesehen hatte. Dann nahmen sie Abschied, und das Floß trieb vor dem Winde auf den See hinaus. Unter den Zuschauern befanden sich einige Tanguten; niemand wußte, woher sie gekommen waren.

Über den richtigen Kurs hatte sich Tsangpo dadurch vergewissert, daß er der Richtung des von einem Feuer aufsteigenden Rauches folgte. Mit Hilfe des Segels trieb denn auch das Floß geradewegs auf die Insel zu. Die Wellen gingen höher und wurden zu schäumenden Hügeln. Das Gitterwerk des Floßes stöhnte und knackte. Das Floß schaukelte auf und ab und bog sich fügsam nach den Formen der Wellen. Das Ufer verschwand; ringsum breitete sich die weite Wasserfläche. Infolge der beträchtlichen Belastung sickerte Luft aus den Ziegenhäuten, das Floß ging immer tiefer, und das Wasser spritzte zwischen den Latten wie Springbrunnen empor. Die beiden Männer waren sich ihrer Machtlosigkeit bewußt. Die Ziegen, deren Füße zusammengebunden waren, meckerten kläglich und zappelten, um loszukommen.

Tsangpo versäumte nicht, den Kurs einzuhalten. Die Insel wurde größer, und schließlich erhob sie sich ganz in der Nähe wie ein runder Berg, auf dessen Scheitel das vergilbte Gras im Wind wehte. Das Floß trieb am Nordufer entlang, und Tsangpo steuerte es mit aller Kraft hinter eine Klippe, wo es vor dem Wind geschützt war. Sie landeten in einer kleinen Bucht mit sandigem Strand.

Das Segel wurde geborgen, der Proviant ans Land geschafft, die Ziegen auf dem nächsten Weideplatz angepflockt, das Floß an den Strand heraufgezogen und fest vertäut.

„Das Floß darf nicht davonschwimmen, während ich auf der Insel bin", sagte Tsangpo. „Denn dann müßte ich warten, bis der See zugefroren ist, und unterdessen würde die Karawane aufbrechen. Dir könnte das freilich gleichgültig sein; du willst ja für immer hierbleiben."

Weder Tsembe noch Ngurbu Tanduk waren zu sehen. Namgjal und Tsangpo machten sich eiligst nach den nächsten Höhlen auf den Weg. Sie gingen in die erste hinein. Sie war leer.

„Sie sind schon verhungert", klagte Namgjal. „In Zukunft werde ich mit den vier Ziegen allein sein. Aber wir müssen doch die Leichen finden."

In der Höhle lagen ein paar Haufen Pergamentblätter. Namgjal las die letzten und sah, daß viel geschrieben worden war, seitdem er die Insel verlassen hatte. Die Asche eines längst erloschenen Feuers war noch vorhanden. Im Hintergrunde der Höhle, da, wo die Einsiedler auf Schaffellen und Lumpen zu schlafen pflegten, war weder ein Lebender noch ein Toter aufzufinden. Irgendwelche Lebensmittel oder Gefäße für Butter und Tsamba waren nicht zu entdecken. Die Höhle mit der vorgebauten Mauer, die als Schafhürde diente, war gleichfalls leer.

Dann stieg Namgjal mit Tsangpo hinauf, um den kleinen Tempel zu besuchen. Sie erreichten den Friedhof, auf dem die Eremiten seit Jahrhunderten ihre verstorbenen Brüder bestattet hatten. Jedes Grab deckte ein flacher Stein mit der Inschrift „Om mani padme hum". Hier blieb Namgjal stehen und zeigte auf ein ganz frisches Grab.

„Dies", sagte er, „war noch nicht da, als ich die Insel verließ! Hier ruht entweder Ngurbu Tanduk oder Tsembe. Der Überlebende von den beiden muß noch auf Erden sein, wenn er sich nicht in den See gestürzt hat oder von den Geiern zerfleischt und fortgeschleppt ist."

Kaum hatte er diese Vermutung ausgesprochen, als sich die niedrige Holztür des Tempels knarrend öffnete und Tsembe über die Steinschwelle trat. Der siebzigjährige Einsiedler, der vierzig Jahre auf der Insel zugebracht, der sie nie auch nur einen Tag verlassen und ebensowenig zu ungesetzmäßiger Zeit Gäste empfangen hatte, erschien; er war nicht übermäßig erstaunt. Aber er stützte sich mit der einen Hand auf den Stock und hielt mit der andern die Tür fest. Stehenbleibend, betrachtete er die Ankömmlinge mit freundlichem Lächeln und sah dann auf den See hinaus, als wollte er sich davon überzeugen, daß er nicht zugefroren war. Trotzdem er schaumgekrönte Wellen über die dunkle Wasserfläche wandern sah, fragte er nicht danach, wie sie hergekommen seien, sondern sagte ruhig:

„Du bist also am Leben, Namgjal. Ich glaubte, du wärst in den grünen Grotten auf dem Seegrunde beim

Drachen zu Gaste. Wer ist der junge Mann, den du mitbringst? Hat er die Absicht, die Einsamkeit mit uns zu teilen?"

„Nein, er verläßt uns morgen oder in den nächsten Tagen. Er heißt Tsangpo Lama und ist ein mongolischer Pilger auf der Wanderung nach den heiligen Stätten Tibets. Als er von deiner und Ngurbu Tanduks Not erfuhr, baute er ein Floß, um euch Lebensmittel zu bringen."

„Die Götter mögen ihn segnen!"

„Wir fürchteten schon, zu spät zu kommen, aber ich begreife, daß eure Vorräte länger gereicht haben als berechnet, da Ngurbu Tanduk gestorben ist. Denn das Grab hier kann doch nur seinen Leib bergen."

„Du hast recht. Im Frühjahr, als die ersten Wildgänse zurückkehrten, ist Ngurbu Tanduk nach kurzem Hinsiechen gestorben — zwei Monate, nachdem du und Angdu auf eurer Eisscholle vorübergeschwommen waret."

Jetzt unterbrach Tsangpo Lama das Gespräch.

„Vater, der Tag geht zu Ende", sagte er. „Wir wollen noch vor Sonnenuntergang unsere Gaben in deine Höhle schaffen und dann beim Abendfeuer deinen Bericht hören."

Sie kehrten alle drei zum Floß zurück, das sicher verwahrt in seiner Bucht am Ufer lag — um so sicherer, als Wind und Wellen ganz nachgelassen hatten. Tsembe lächelte, als er die wohlgenährten Ziegen erblickte, die im Umkreis ihrer Pflöcke grasten. Tsangpo nahm den Sack

mit Tſamba auf den Rücken, Namgjal den Buttervorrat und Tſembe den Ziegeltee, und nachdem ſie ihre Laſten in die eine Höhle getragen hatten, kehrten ſie zurück, um das Feuerholz und die Ziegen zu holen, die bis zum Einbruch der Dämmerung in der Nähe weiden durften. Dann wurden ſie in die Hürde geſperrt.

Während Namgjal aus einem Regenwaſſertümpel Eis holte, machte Tſangpo in der Höhle des Eremiten Feuer. Draußen wurde es finſter. Das Rauſchen der Wellen verklang in dem erſterbenden Winde. Rotgelbe Flammen erhellten das rußige Gewölbe der Höhle. Die Eisſtücke wurden zerſchlagen und in eine kupferne Teekanne geſchüttet, die ans Feuer geſtellt wurde. Dann wurde ein Stück Ziegeltee ins kochende Waſſer geworfen. In den herbeigeſchafften Holzſchalen wurde Tſamba mit Butter geknetet.

„Wir müſſen mit dem Holz ſparſam umgehen", ſagte Tſangpo. „Es kann lange dauern, bis ihr wieder welches bekommt. Heute abend aber wollen wir das Ende deiner Wartezeit feiern, Tſembe. Nun biſt du ſieben Monate mutterſeelenallein auf der Inſel geweſen!"

„Das geſegnete Brennholz, das du mitgebracht haſt, wird lange genug reichen, und dann haben wir ja auch den Ziegenmiſt zur Verfügung."

Nach einer Pauſe fragte er: „Wo iſt Angdu?"

Namgjal erzählte ausführlich, was er durchgemacht, und als er geendet hatte, ſagte er: „Aber laß uns nun hören, was du ſeit unſerer Trennung erlebt haſt."

„Unsere Tage", begann Tsembe, „gingen in derselben Weise hin wie in der Zeit, als du und Angdu bei uns wart. Wir sahen euch auf eurer Eisscholle nach Südosten verschwinden. Als der Wind sich drehte, konnten wir uns denken, daß ihr nicht das Ufer erreichen, sondern auf den See zurückgetrieben werden würdet. Aber erstaunt waren wir doch, als wir ein paar Tage später deine Stimme draußen auf dem Wasser hörten. Wie aufgeregt und traurig wir wurden, als wir erfuhren, daß Angdu den Verstand verloren hatte, kannst du dir denken. Dich hielten wir für verloren, nachdem wir euch nach Nordwesten hatten treiben sehen. Und nachdem der See wieder zugefroren war und bald darauf vom heftigsten Sturm aufgepeitscht wurde, betrauerten wir euch beide als Tote.

„An dem Abend, an dem wir euch zum letztenmal gesehen zu haben glaubten, sprachen wir nicht viel. Mit dem bißchen Brennstoff, der noch vorhanden war und nicht erneuert werden konnte, da wir der Schafe und Ziegen beraubt waren, gingen wir möglichst sparsam um. Wir machten abends kein Feuer, sondern kauerten uns frühzeitig in unsern Ecken in der Höhle zusammen. Dunkel war es nicht. Der See lag im Mondschein. Du kannst dir mein Entsetzen denken, als mich mitten in der Nacht Wolfsgeheul weckte. Ich rüttelte Ngurbu Tanduk aus dem Schlafe. Keiner von uns wagte hinauszugehen. Unheimlich und verzweifelt drangen die langgezogenen Laute durch die Stille der Nacht. Sie kamen von dem See draußen,

und ich konnte mir nur denken, daß es der eine von den Wölfen war, die unſere Schafe und Ziegen aufs Eis getrieben und die meiſten zerriſſen hatten. Auf ſeiner Eisſcholle iſt er wie du und Angdu von demſelben Wind nach Nordweſten getrieben worden. Wir faßten Mut und gingen ins Freie. Richtig! Wir ſahen den Wolf auf einer Eisſcholle in ſo weiter Entfernung vom Ufer, daß er ſich wohl nicht getraute, ans Land zu ſchwimmen. Er trieb bei der ſchwachen Briſe vorüber, und wir hörten ſein Klagegeheul, bis es in der Ferne verklang. Als der See in der folgenden Nacht zufror, fürchteten wir, der Wolf könnte zu uns herüberkommen. Die erſten Tage gingen wir nie allein zum Tempel hinauf. Als ſich aber kein Wolf auf der Inſel ſehen ließ und der Sturm dann das Eis aufbrach, beruhigten wir uns.

„Bereits an demſelben Tage, an dem ihr uns verließt, unterſuchten wir den Vorrat von Tſamba und Butter, den wir von den letzten Hirten erhalten hatten. Ein paar Krüge ſaure Milch war alles, was von unſerer eignen Herde noch vorhanden war. Schale für Schale ſchütteten wir das Gerſtenmehl aus einem Sack in einen andern, und da jeder von uns zwei der kleinſten Schalen brauchte, um das Leben einen Tag zu friſten, ſo berechneten wir, daß der Vorrat vier Monate reichen werde, bei äußerſter Sparſamkeit noch etwas länger. Ihr hattet euch verrechnet, als ihr annahmt, wir hätten Lebensmittel für acht Monate.

„Indeſſen ſahen wir der Entwicklung der Dinge mit Ruhe entgegen. Sobald die Tage hell wurden und die Sommerwärme in die Höhle hereinſtrömte, mußten wir Hungers ſterben. Wir machten neben dem Tempel ein Grab fertig, waren aber der Meinung, der Überlebende werde, wenn ihn der andere verließ, ſchon ſo ſchwach ſein, daß er den Toten nicht beſtatten konnte.

„Zu Anfang des Frühjahrs wurde Ngurbu kränklich und klagte über Schmerzen in der Bruſt und im Rücken. Gebückt unternahm er mit ſchweren Schritten ſeine Wanderungen zum Tempel hinauf. Eines Tages, als die erſten Wildgänſe ſich in ihren alten Neſtern im Sande niedergelaſſen hatten, ſagte er:

‚Heute mußt du meinen Teil des Tempeldienſtes mit übernehmen. Ich kann nicht mehr hinaufgehen.‘

„Ich übernahm ſeinen Dienſt zu dem meinen und ſaß im übrigen den ganzen Tag an ſeinem Lager. Er verloſch langſam wie eine Lampe ohne Öl. In einer dunkeln, bewölkten Nacht ohne Mond und Sterne ging er von mir. In der Höhle war es finſter wie in einem Sack. Der Nordwind heulte draußen in den Klippen, und einige Schritte von uns entfernt donnerten die Wogen gegen das Ufer. Ich konnte ihn nicht ſehen, nur fühlen. Seit Einbruch der Dämmerung hatte ich in einem fort Gebete geſprochen, die ihm Troſt ſpenden konnten. Als ich merkte, daß der Tod nahe war, richtete ich ſeinen Oberkörper in die Höhe, indem ich die Hände gegen ſeinen Rücken ſtemmte.

„Als ich so darauf wartete, daß seine Seele sich emporschwingen werde, wurde das Innere der Höhle plötzlich von blendendem Licht erhellt. In seinem Schein sah ich Ngurbu, die Augen offen, das Gesicht verklärt, die Hände heben. ‚Endlich!' rief er, ‚nun geht es ins Nirwana!' Darauf sank er zusammen und war tot. Dann wurde es in der Höhle finsterer und kälter denn je zuvor.

„Ein rasendes Unwetter brach los. Sturmregen peitschte die Klippen. Ich mußte so tief wie möglich in die Höhle hineinkriechen. Die Wogen donnerten gegen die Felsen am Ufer, die unter ihrer Wucht erzitterten, und flammende Blitze kreuzten sich. Nie hab ich eine solche Nacht erlebt — höchstens noch vor dreißig Jahren, als der alte Eremit Senge hier in der Höhle starb. Ich fühlte mich ganz einsam und verlassen. Ich beneidete Ngurbu, daß er sein saures, schweres Leben auf der Insel abgeschlossen hatte, die so lange sein freiwilliges Gefängnis gewesen war. Daß sein Tod mein eignes Leben um zwei oder drei Monate verlängerte, erfüllte mich durchaus nicht mit einem Gefühl der Dankbarkeit, eher mit Trauer. Noch nie war ich so einsam gewesen. Mit Ngurbu hatte ich über vierzig Jahre zusammengelebt. Immer hatten zwei oder mehrere Eremiten gleichzeitig mit mir hier gehaust. Aber nun war ich mutterseelenallein.

„Die Nacht, die ich mit dem toten Ngurbu zubrachte, schien kein Ende nehmen zu wollen. Der Sturm fegte gerade in den Höhleneingang herein, und der Regen

strömte. Von Zeit zu Zeit flammte ein Blitz; sein greller Schein, der durch zahllose Tropfen rieselnden Regens hindurchgegangen war, färbte das Innere der Höhle hellblau. In seinem weißen Haar, seinem schmutzigen roten Mantel und seinen nackten Füßen sah der alte Ngurbu wahrhaftig wie ein Heiliger aus. Trotzdem ein feiner Regennebel in die Höhle hereindrang, war er noch kaum erkaltet. Ich glaubte, die Anwesenheit freundlicher, guter Geister zu spüren, die seine Seele zu holen gekommen waren. Denn ich war davon überzeugt, daß ein Mann, der Ngurbus Leben der Entsagung, Geduld und Selbstzucht geführt, seine letzte Wiedergeburt hinter sich hatte und auf Erden nicht länger geplagt und geläutert zu werden brauchte. Er war reif für die lichte, stille Vernichtung in Nirwana. Deshalb gewann die Höhle für mich eine größere Bedeutung als zuvor, und ich hatte das Gefühl, mich an geweihter Stätte zu befinden.

„Endlich kam der Tag! Das Unwetter dauerte mit der gleichen Heftigkeit an. Nur die Wildgänse waren draußen; ich hörte sie schreien, wenn sie am Höhleneingang vorüberflogen. Das matte Tageslicht beleuchtete Ngurbus Gesicht. Es hatte einen Zug des Friedens und der Verklärung, aber er sah aus wie ein Wanderer, der sich unendlich müde zur Ruhe gelegt hatte.

„Wie du weißt, sind die Eremiten davon befreit, nach dem Tode die achtzackige Krone zu tragen, da sie in ihren öden Höhlen, fern von menschlichen Wohnungen, nicht die

Ausrüstung anschaffen können, die dazu nötig ist. Aber meine Verehrung für Ngurbu war so groß, daß ich eine Krone auf seinem Scheitel sehen wollte. Das frische Gras war herausgekommen; aus seinen feinen weichen Halmen flocht ich ein achtzackiges Diadem, das ich, gleichfalls mit dünnen Grasflechten, an dem Kopfe des Alten befestigte.

„Ihr wißt, daß nach den Klosterregeln die entschlummerten Mönche von hohem Rang drei Tage lang in ihren Wohnungen verbleiben müssen, bis sie dem Feuer oder der Erde übergeben werden, und daß die ganze Zeit, Tag und Nacht, Ordensbrüder bei ihnen die Totengebete verrichten, während vor ihnen Lampen brennen. Wie sollte ich, der Einsame, alle diese Gebräuche beobachten! Doch wollte ich mein Bestes tun, um Ngurbu zu ehren. Unser Fettvorrat mußte bis zum nächsten Winter reichen, aber die Lampe, die damit gespeist wurde, hatte ihren Platz oben im Tempel vor Buddhas Bild, und ich konnte sie dort wegnehmen. Es wäre auch unmöglich gewesen, sie bei Sturm und Regen in der Höhle brennend zu erhalten.

„Ich beschloß daher, Ngurbus Leiche in den Tempel hinaufzuschaffen und selber dort bis zum Begräbnistag die Nächte zu verbringen. Schwer war der Alte nicht! Er war vor Alter und Entbehrungen eingetrocknet. Aber für meine schwachen Kräfte war er doch eine gehörige Last. Mit Mühe gelang es mir, ihn auf die rechte Schulter zu heben, und dann tappte ich langsam und vorsichtig den steilen, schlüpfrigen Pfad hinan, der mir jetzt endlos lang

vorkam. Der Sturm peitſchte mir den Gußregen gegen den Rücken. Von dem herabhängenden Kopf und den Füßen Ngurbus troff das Waſſer herab, und ich und der Tote waren patſchnaß, als wir oben ankamen. Immer wieder mußte ich ſtehenbleiben, um Atem zu ſchöpfen. Mir wurde ſchwarz vor den Augen, und ich mußte meine ganze Kraft zuſammennehmen, um nicht in dem heftigen Sturm zu fallen.

„Endlich war ich auf der flachen Anhöhe angelangt und hatte nun einen einigermaßen ebenen Weg bis zur Tür des Heiligtums. Ich öffnete ſie und betrat mit meiner Bürde unſere kleine dunkle Tempelhalle, die ſchon mehr eine Höhle oder ein Loch iſt. Dort legte ich den Toten vorſichtig auf den Boden. Ein kleiner Regenwaſſerſee bildete ſich vor dem Altar. Dieſem ſchräg gegenüber, neben der Tür, ſetzte ich Ngurbu an die Wand; der Schein von Buddhas Lampe beleuchtete ſchwach ſein Geſicht. Am Fuß des Altars nahm ich Platz, rückte die Graskrone auf Ngurbus Kopfe zurecht und begann die Totengebete zu verrichten, während das Regenwaſſer mir von den Kleidern herablief. Den Oberkörper hin und her wiegend, ſprach ich ſie laut, wiederholte ſie immer wieder und bewegte jedesmal eine Kugel meines Roſenkranzes. Die Tür knackte und knarrte, es pfiff durch die Mauerluke, und die alten moderigen Tempelflaggen hinter dem Buddha flatterten im Zugwind. Die Lampen flackerten, aber der Fettdocht brannte weiter.

„Gegen Mittag hörte der Regen auf, die Wolken zerstreuten sich, und die Sonne brach durch. Es wurde wieder warm, und ich ging hinaus, um meine Kleider in dem abflauenden Wind zu trocknen. Nachdem ich Regenwasser aus einem Felsspalt getrunken hatte, ging ich in die Höhle und aß Tsamba und Butter. Hier ruhte ich bis zur Dämmerung, um in der Nacht die Leichenwache im Tempel halten zu können. Bei Einbruch der Dunkelheit begab ich mich mit meinen Schaffellen ins Heiligtum, wo ich mir auf dem Boden mein Lager richtete. Dann begann ich wieder zu beten und fuhr damit mit kurzen Unterbrechungen die ganze Nacht fort. Nur kurze Zeit ruhte ich.

„Am Morgen hörte ich schwere Flügelschläge über dem Tempel, und als ich bei Sonnenaufgang hinaustrat, sah ich vier Geier auf dem Dache sitzen. Weniger aus Furcht vor mir als durch das Knarren der Tür erschreckt, flogen sie lässig nach einem nahegelegenen Hügel hinüber. Offenbar warteten sie auf Ngurbu.

„Drei Tage lang tat ich meine Pflicht, soweit meine Kräfte reichten. Die Nächte wachte und betete ich, am Tage schlief ich und nahm meine Mahlzeit. Das Wetter war warm und schön. Ngurbus Leichnam löste sich immer mehr auf. Sein Kopf fiel vornüber und lag schließlich auf der Brust. Das lange weiße Haar verdeckte das Gesicht. Damit er nicht ganz zusammensinken und auf die Seite fallen sollte, stützte ich ihn mit Steinen.

„Am letzten Tag räumte ich das zusammengeregnete

Grab auf, das wir seit zwei Monaten bereit hielten. Am nächsten Morgen trug ich ihn bei Sonnenaufgang hinaus und legte ihn ins Grab, das Gesicht nach Südwesten den heiligen Stätten im südlichen Tibet zugekehrt. Die Geier kamen in vermehrter Zahl und umkreisten mit unbewegten Flügeln den Platz. Allmählich wurden sie so kühn, daß ich mit dem Stocke um mich schlagen mußte, während ich das Grab zuschüttete und flache Steine darauflegte. Ich nahm so schwere, als ich nur zu tragen vermochte, damit die Raubvögel nicht an ihn herankommen und seinen Frieden nicht stören konnten.

„Einen großen Teil des Sommers verwandte ich darauf, mit einem harten spitzen Stein in die flachen Steinplatten, die ihr schon auf dem Grab gesehen habt, die heiligen sechs Silben einzugraben. Länger als ein halbes Jahr bin ich nun einsam gewesen. Die Zeit wurde mir nicht lang. Ich hatte ja auch den üblichen Tempeldienst zu verrichten und die heiligen Schriften abzuschreiben. Vor einem Monat merkte ich, daß die Tsamba allzu schnell zur Neige ging und daß sie nur noch ein paar Wochen reichen konnte. Die Butter war schon aufgezehrt.

„Trotzdem es nach den Vorschriften der Eremiten nicht erlaubt ist, Vogelnester zu plündern, meinte ich doch, keine ernstere Sünde zu begehen, wenn ich mir jeden Tag ein Gänseei nahm und es mit Tsamba zusammenrührte. Jeden Herbst, wenn die Wildgänse nach Süden ziehen, pflegen mehrere hundert unbebrütete Eier liegenzubleiben. Die

meiſten ſind verdorben, aber dies und jenes, das der Sonne weniger ausgeſetzt geweſen, iſt friſch. Niemals hatte ich die langen Jahre, die ich auf der Inſel war, dieſen Ausweg einſchlagen müſſen, um mich am Leben zu erhalten. Jetzt aber zwang mich die Not dazu. Und wenn ihr auch jetzt nicht gekommen wäret — einen Monat früher, als ich Beſuch erwartete —, ſo hätte ich doch nicht zu verhungern brauchen. Ihr könnt euch denken, wie froh ich bin, daß ich kein Ei mehr anzurühren brauche."

Nachdem Tſembe ſeine Erzählung beendet hatte, ſaß Tſangpo Lama eine Weile in Gedanken verſunken da. Dann ſagte er:

„Wäre ich Eremit und freiwillig dazu verurteilt, mein Leben auf dieſer Inſel zu verbringen, dann würde ich ganz ſicher einen großen Teil meiner Zeit darauf verwenden, den See zu betrachten und ſein veränderliches, ewig wechſelndes Ausſehen zu beobachten."

„Ja," antwortete Tſembe, „in den erſten Jahren! Wenn du aber erſt zwanzig, dreißig, vierzig Jahre hier gewohnt hätteſt, würdeſt du dich nicht mehr ſoviel darum kümmern. Ich will jedoch gerne zugeſtehen, daß mein Intereſſe für den See und ſeine unberechenbaren Launen zugenommen hat, nachdem Namgjal, Angdu und Ngurbu mich verlaſſen hatten. Daran war aber weniger der See ſelber ſchuld als ſeine Macht, mich von dem Verkehr mit andern Menſchen fernzuhalten. Nachdem Ngurbu geſtorben war, habe ich ja ein halbes Jahr keine menſchliche Stimme

gehört. Deshalb lauschte ich den eintönigen Gesängen des Tso-ngombo aufmerksamer als früher. Solange ich mit den andern Eremiten sprechen konnte, kümmerte ich mich nicht darum, auf das zu hören, was Wellen und Winde zu sagen hatten. Nach Ngurbus Begräbnis aber wurde das anders. Bei heftigem Sturm ging ich gern an den Strand hinunter und betrachtete die Wellen, wenn sie zelthoch gegen die Klippen rollten und zischend und schäumend an ihnen zerschellten. Bei ruhigem Wetter hörte ich gern die Brandung auf den Steinen plätschern und versuchte die Botschaft zu deuten, die sie von den Ufern des Sees herüberbrachten, wo unsere Freunde, die Hirten, wohnen. Täglich begrüßte ich die Wiederkehr der Sonne und nahm von ihr Abschied, wenn sie im Westen in den Wogen versank.

„Im Herbst sah ich mit Freuden, daß zeitiger als in andern Jahren die Wildgänse fortzogen und die Feldmäuse ihre Löcher aufsuchten; das verhieß ja, daß der Winter früher kommen und kälter werden würde als gewöhnlich. Ich konnte also frühzeitig Hirtenbesuch erhoffen. Gleichzeitig hatte ich ein Gefühl der Verlassenheit, als ich eines Morgens die Wildgänse aufbrechen sah. Es war eine Unterhaltung für mich gewesen, ihr Geschnatter in der Luft, am Strande und in den Nestern zu hören. Von alters her wußten sie, daß die Eremiten ihnen nichts zuleide tun, und ich konnte mich daher zwischen ihren Nestern bewegen, ohne daß sie aufflogen.

„Sie legten ihre Eier und bebrüteten sie. Tag für Tag suchte ich ihr Lager am Strande auf, um zu sehen, wie die kleinen gelben Gänschen heranwuchsen und wie sie von ihren Müttern ans Wasser geführt wurden, um an seichten Stellen zu tauchen und im Schlick zu wühlen. Da die älteren Gänse nicht die geringste Furcht vor uns zeigten, wurden die jungen fast zahm, und ich, der ihnen früher keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, fand nun ein Vergnügen daran, ihre immer länger werdenden Ausflüge zu beobachten.

„Der Sommer ging, und dann kam der Tag, an dem die Mütter ihren ausgewachsenen, grau gekleideten Jungen das Fliegen lehrten. Die ältesten flatterten über den Seespiegel hin, daß das Wasser um sie schäumte, und die jüngeren machten es ihnen nach.

„Bei der nächsten Übung erhob sich die Mutter etwas über das Wasser; die Jungen versuchten vergebens, ihrem Beispiel zu folgen. Nach einigen Proben vermochten aber die Flügel sie eine Zeitlang zu tragen, und allmählich dehnten sich die Übungen immer weiter aus. Eines Tags im Spätsommer sah ich eine Schar nach der andern unter lebhaftem Geschnatter die ganze Insel umkreisen. Einige Tage später flogen sie über den See, verschwanden in der Ferne und kehrten erst am Abend zurück. Sie waren vermutlich am Festlandufer gewesen, wo sie bessere Weideplätze im Schlick und am Uferſaum in der Nähe der Süßwasserquellen fanden. Schließlich flogen die Jungen ebenso

ſicher und andauernd wie die Alten und zeigten ſich vollkommen mit den Plätzen vertraut, die ſie in der pfeilförmigen Flugordnung einzunehmen hatten.

„Die Sommerwärme ſchwand, die Tage wurden kürzer, das Wetter immer unfreundlicher. Oft gab es Sturm und hohen Wellengang. Bei meinen täglichen Ausflügen nach dem Gänſeſtrand konnte ich in den verſchiedenen Gemeinſchaften eine gewiſſe Unruhe bemerken. Sie ſchnatterten und ſchnarrten mit abwechſelnden Stimmen in verſchiedenem Tonfall, als beſprächen und erörterten ſie die bevorſtehende Reiſe nach dem Süden. Sie unternahmen in beträchtlicher Höhe Erkundungsflüge nach Süden.

„Eines Abends war die Geſchäftigkeit der Gänſe ſo groß und die Beratung ſo laut, daß der Aufbruch offenbar unmittelbar bevorſtand. Da unternahm ich etwas, was mir in den langen Jahren, die ich auf der Inſel zugebracht hatte, noch nie eingefallen war. Nachdem ich mir eine Schale Tſamba und ein Schaffell geholt hatte, blieb ich, hinter einem Steinblock geborgen, die Nacht bei den Gänſen. Nach einiger Zeit ſtießen die Leitgänſe grelle Schreie aus und mahnten zu Sammlung und Aufbruch. Als die Sonne über den Horizont heraufſtieg, flogen alle auf. Sie waren noch nicht weit auf den See hinausgekommen, als die Flugordnung ſchon fertig war. In drei regelmäßigen Pfeilſpitzen verſchwanden ſie im Süden wie dünne feine Striche.

„Wie öde war der Strand, nachdem ſie ſich entfernt

hatten! Ich wanderte zwiſchen den leeren Neſtern umher, in denen Federn verſtreut lagen und hier und da auch ein unbebrütetes Ei zurückgeblieben war. Als ich mich der Südoſtſpitze näherte, hörte ich gelles Gänſegeſchrei und fand eine arme Verlaſſene, die flatternd am Ufer ſtand und ſehnſuchtsvoll den Kameraden nachblickte, die eben am Himmel verſchwunden waren. Sie ſchrie in einem fort und fühlte ſich offenbar höchſt unglücklich und verlaſſen. Ich ging langſam zu ihr hin. Sie hatte nicht die geringſte Furcht, eher ſchien es ihr ein Troſt zu ſein, einen Genoſſen im Unglück zu haben. Sie blieb ruhig ſtehen, und ſchließlich konnte ich ihr mit der Hand den Rücken ſtreicheln. Wir werden uns Geſellſchaft leiſten, dachte ich, und in den kalten Herbſt- und Winternächten ſoll ſie bei mir in der Höhle eine Freiſtatt haben.

„Nachdem ſie es ſatt bekommen hatte, nach den andern zu rufen, die ſie ſo grauſam verlaſſen hatten, ſchien ſie ſich zu beruhigen und fing an im Schlick zu wühlen. Dann aber kam es ihr wieder in den Sinn, daß ſie einſam war, und ſie begann von neuem, nach den fliegenden Pilgern zu ſchreien. Nach einer Weile erſcholl aus der Luft eine Antwort. Aber ſie kam nicht von ihren Verwandten, ſondern von andern Genoſſenſchaften, die, aus nördlicheren Gegenden kommend, den See nur überflogen. Im beweglichſten Tonfall bat ſie dieſe, ſie zu ſich hinauf und mit nach Süden zu nehmen. Sie hätten keine Zeit, antworteten ſie, und könnten ihr nicht helfen; ſie müſſe für ſich ſelber

sorgen. Vergebens flatterte sie mit den Flügeln, die sie nicht tragen konnten, denn der eine war in ihrer frühesten Jugend bei irgendeinem Unglücksfalle gebrochen.

„Schließlich nahm ich sie behutsam unter den Arm und kehrte in die Höhle zurück. Ich trug sie dorthin, um ihr ihre neue Freistatt zu zeigen. Aber sie kehrte schleunigst an den Strand zurück. Unterdessen rupfte ich einen Armvoll Gras, um der Wildgans in der Höhle ein weiches Lager zu bereiten. Als ich zurückkam, war sie fort. Da ging ich den Strand entlang und fand sie an der Südostspitze, wo sie ihr Heim gehabt hatte. Es war leicht zu verstehen, daß sie der schwerste Kummer getroffen hatte, der einer Wildgans widerfahren konnte. Am Abend aber forderte die Natur ihr Recht. Sie zog den Hals ein und verfiel in Schlaf. Da trug ich sie wieder in die Höhle und legte sie auf das weiche Gras.

„In der Morgendämmerung begab sie sich an den Strand und schwamm nach der Südostspitze. Nach dem Tempeldienst suchte ich sie dort auf. Wie ich war sie für immer an die Insel gefesselt. Aber sie konnte sich nur an dem Teil des Strandes wohlfühlen, wo sie mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern gewohnt hatte und wohin, wie ihr ihr Instinkt sagte, ihre Verwandten im Frühjahr zurückkehren würden. Sie tat mir leid. Nachdem die andern weggeflogen waren, war ihr ganzes Leben ein einziger großer Kummer.

„Als ich an den Platz hinunterkam, mit dem ihre Er-

innerung und ihr Kummer verknüpft waren, war sie nicht mehr da. Ich suchte sie überall. Wohin hatte sie sich begeben? Die Wellen, die am Strande rollten, sprachen davon, aber ich konnte ihre Sprache nicht verstehen. Schließlich sah ich sie weit draußen auf dem See geradewegs nach Süden schwimmen, vielleicht in dem Glauben, der Tso-ngombo erstrecke sich bis zu den neuen Wohnplätzen ihrer Verwandten. Sie hatte ja bisher immer nur von der Insel aus Umschau gehalten und wußte nichts von der unermeßlichen Welt, die sich ringsum ausbreitete. Wiederum hatte ich einen Kameraden verloren, und die Herbsttage und -nächte wurden mir länger und schwerer als bisher.

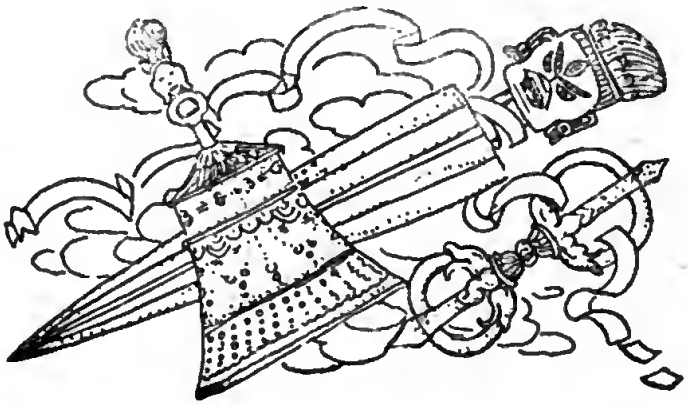
„Der erste Schneesturm kam in diesem Jahre frühzeitig, und seitdem hielten sich die Feldmäuse meistens unter der Erde auf. Ein Gedanke quälte mich sehr: Wenn ich vor dem Winter stürbe, würde ich niemand bei mir haben, der mir helfen könnte, im Sitzen zu sterben. Daher freute ich mich über den zunehmenden Frost, der das Zufrieren des Sees beschleunigen mußte. Deshalb versöhnte ich mich auch mit der schneidenden Kälte, die in die Höhle drang und meinen Schlaf störte. Einige Male zündete ich auch am Eingang der Höhle kleine Heuhaufen an und freute mich des Feuerscheins und der Wärme. Aber die Freude dauerte nur einige Minuten; dann kehrte die Kälte zurück.

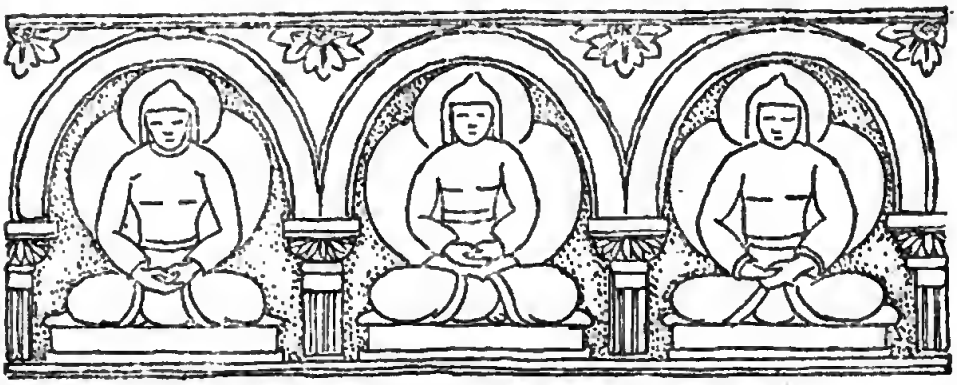
„Eines Nachts überzog sich der ganze See mit dünnem

Eis, das ein paar Tage liegenblieb. Ich unterſuchte es und ſtellte feſt, daß es dicker wurde. Da erwachten wieder Hoffnung und Lebensluſt. Wenn das ruhige Wetter anhielt, konnte die Inſel mit dem Feſtland in Verbindung kommen. Aber der Sturm brach das Eis wieder auf.

„Entmutigt trat ich heute meinen gewohnten Gang nach dem Tempel an. Da hörte ich bei den Gräbern menſchliche Stimmen. Ich ging hinaus und ſah euch bei Ngurbus letzter Ruheſtätte ſtehen.“

„Heute nacht ſollſt du nicht mehr frieren“, ſagte Tſangpo Lama, brach einen Tamariskenaſt entzwei und warf ihn ins Feuer. „Aber nun müſſen wir ſchlafen. Wenn ſich der Morgenwind erhebt, gleichgültig aus welcher Richtung er kommt, ſchaukle ich auf den See hinaus und überlaſſe euch für immer eurer Einſamkeit.“





15
Tsangpo Lamas Abenteuer

Sobald es Tag wurde, trat Tsangpo Lama aus der Höhle. Kein Windstoß kräuselte den See, und auf der Wasserfläche regten sich nur ersterbende Wellen. Bei klarer Luft herrschte scharfer Frost.

„Ich muß mich mit Geduld wappnen", sagte Tsangpo zu den Eremiten, die sich gerade von ihrem Lager erhoben. „Der Wellengang hat keine Kraft, und früher oder später würde ich festfrieren wie Namgjal auf seiner Eisscholle."

Den ganzen Tag über war Windstille, und es wurde wieder Abend. Sie lagerten sich um das Feuer in der Höhle und legten sich wieder schlafen. Als Tsangpo am nächsten Morgen ins Freie trat, war der See zugefroren, und überall herrschte tiefste Stille. Er weckte Namgjal.

„In vier Tagen", sagte er, „brechen die Pilger am Bokain-gol auf. Bekommen wir nicht heute oder morgen Wind, der das Eis sprengt und mein Floß nach einem Punkt am Festlandufer bringt, so muß ich hier warten,

bis das Eis trägt. Und das geschieht nicht in vier Tagen."

„Sag lieber acht", sagte Namgjal.

„Das hat nichts zu bedeuten. Der Häuptling am Bokain-gol hat Pferde, und ich werde die andern bald eingeholt haben."

„Das sicherste für dich ist, du gehst auf dem Eise geradewegs nach dem Delta zurück. Wenn du weiter nach Südosten gehst, um dich dann allein zu Fuß und ohne Waffen nach dem Lager der Pilger zu begeben, besteht die Gefahr, daß du den Räubern vom Stamme der schwarzen Tanguten in die Hände fällst, die sich am Süd- und Südostufer des Tso-ngombo aufhalten."

„Bei Nordwestwind und offenem Wasser mache ich mich ohne Bedenken auf die Reise."

„Ich fürchte, jetzt müßte ein gehöriger Sturm kommen, um das Eis aufzubrechen."

„Kann man im Wasser segeln, so kann man es auch auf dem Eise. Wo die schwache Eisdecke nicht einen Menschen trägt, trägt sie doch mein Floß. Vielleicht nicht heute, aber morgen oder in ein paar Tagen! Komm, wir wollen das Floß ans Land ziehen, damit es nicht festfriert! Es muß auch leichter gemacht werden."

Sie gingen sofort ans Werk. Die Holzgitter wurden gelassen wie sie waren, aber alle Ziegenschläuche, bis auf etwa dreißig an den Ecken und in der Mitte, wurden entfernt. Als das neue Floß fertig war, wurde es aufs Eis

geſchoben, und Tſangpo ging an Bord. Die Eisdecke knackte; ſie war noch zu ſchwach, und auf dem See draußen mußte ſie noch dünner ſein.

Wieder ging ein Tag zu Ende, und die Stärke des Eiſes nahm zu. Tags darauf war unter dem Floß kein Knacken mehr zu hören. Kein Lüftchen regte ſich.

„Übermorgen zieht die Karawane weiter", ſagte Tſangpo.

Am folgenden Morgen wehte der Wind aus Nordweſt. Tſangpo und die Eremiten gingen zum Tempel hinauf, um Umſchau zu halten. Kein Spalt war im Eis des Sees zu ſehen, kein Loch.

„Lebt wohl!" rief Tſangpo und eilte an den Strand hinunter. Er machte das Segel klar, band die Taue los und ſchob das Floß aufs Eis. Es lief leicht auf der ſpiegelblanken Fläche, durch deren Glasdecke hindurch man tief unten auf dem Grunde Steine und Blöcke erkennen konnte. Als er abſtieß, kam Namgjal mit einem Bündel angelaufen und rief:

„Hier haſt du für fünf Tage Tſamba. Buddha ſegne deine Fahrt!"

„Buddha ſegne dich!" rief Tſembe.

Es ging jedoch nicht ſo leicht, wie Tſangpo gehofft hatte. Stand das Segel geſpannt und gab er dem Floß einen Stoß, ſo glitt es ein Stück vorwärts; nahm er aber ſelbſt darauf Platz, ſo blieb es ſtehen. Alſo band er hinten ein paar kurze Zeltſtangen ſenkrecht feſt und ſchob das

Fahrzeug vor sich her. Es gegen den Wind vorwärtszutreiben, wäre unmöglich gewesen, und es im Stich zu lassen und zu Fuß nach dem Delta zu wandern, wäre allzu gewagt gewesen, da das Eis über den großen Tiefen wahrscheinlich nicht trug. Hatte er das Floß mit, so konnte er sich immer retten.

Als er ein gutes Stück über die Südostspitze der Insel hinausgekommen war, fing die Eisdecke unter seinem und des Floßes Gewicht an, in langen, flachen Wellen zu gehen. Aber ruhig setzte er die Fahrt über die offenen Eisflächen fort und sah die Insel hinter sich zusammenschrumpfen.

Der Wind nahm zu, und immer längere Strecken wurde das seltsame Fahrzeug über das blanke Eis und die schwarzblauen Tiefen hinweggetrieben. Tsangpo sprang auf die Latten des untern Gitterwerks hinauf wie auf ein paar Kufen und glitt dahin wie auf gläsernem Boden. Die Sonne erreichte den Höhepunkt, keine Wolke war zu sehen.

Am Nachmittag wurde der Wind schwächer, und der kühne Pilger mußte zu Fuß gehen und sein Fahrzeug vor sich herschieben. Als die Dämmerung hereinbrach, war die Insel noch mehr zusammengeschrumpft, aber von dem südöstlichen Festlandufer war nichts zu sehen. So weit das Auge reichte, war ringsum alles Eis, nur die schneebedeckten Gebirgskämme ragten darüber empor.

Dann wurde es dunkel. Aber die Sterne gingen auf, und ihre Spiegelbilder auf dem welligen Eis waren ebenso

scharf wie die Himmelslichter selber. Tsangpo gab auf sie acht, um nicht den Kurs zu verlieren. Der Wind flaute ab und hörte auf. Nun brauchte Tsangpo nicht mehr nach Südosten zu fahren, sondern ging in genau südlicher Richtung, in der nach seiner Meinung das Ufer auf kürzestem Weg zu erreichen sein mußte. Wieder richtete er sich nach den Sternen, war aber noch nicht weit gekommen, als das Eis von neuem zu knacken anfing. Da schlug er wieder die frühere Richtung ein. Aber das Knacken hörte nicht auf; er befand sich offenbar über den großen Tiefen, wo das Eis am schwächsten war. Plötzlich brach er ein, und das Wasser spritzte hoch. Glücklicherweise hielt er sich an den Stangen fest und schwang sich auf das Floß. Nun stieß er das Fahrzeug mit seinem Speer über das Eis vorwärts, um aus dem Loch und von dem heraufdringenden Wasser fortzukommen, in dem er sonst festfrieren konnte.

Es war bitter kalt.

„Ich bleibe hier über Nacht", dachte Tsangpo Lama. „Unterdessen wird das Eis stärker. Wenn das Dunkel dem Morgenlicht weicht, kann ich besser sehen, wo das Land liegt. — Dort sehe ich im Süden und Südosten Feuer glimmen. Sie müssen vor dem Zeltlager der schwarzen Tanguten brennen. Vielleicht laufe ich den Räuberhorden, von denen Namgjal sprach, geradewegs in die Arme? Nach der Anzahl der Feuer zu urteilen, sind es viele. Sie haben festen Boden unter den Füßen, haben Pferde und

Feuerwaffen und ſind in ihrem eigenen Lande zu Hauſe. Täuſche ich mich aber nicht, ſo haben ſie des Drachen wegen Furcht vor dem See, bevor das Eis tragfähig iſt. In den nächſten Tagen werden ſie ſich ſicher nicht herauswagen. Nach Verlauf der Nacht, die jetzt begonnen hat, wird das Eis einen Menſchen tragen. Mit einem einzelnen Tanguten werde ich leicht fertig. Kommen mehrere auf einmal, ſo bricht das Eis, und ſie ſinken ein. Und ich habe immer am Floß einen Stützpunkt. Zu Lande wäre ich ihnen eine leichte Beute. Aber ich kehre nicht eher um, als bis ich ermittelt habe, was ſie im Schilde führen."

Tſangpo hatte recht. Durch ihre Spione im Lager der Pilger am Bokain-gol hatten die Tanguten von ſeinem Plane, bei Nordweſtwind über den See zu fahren, Kenntnis erhalten. Da dieſer Wind im Winter vorherrſchte, hatten ſie allen Grund, zu vermuten, daß Tſangpo unbedingt weiter nach Südoſten getrieben werden würde. Ein Räuberſtamm aus den nächſten Bergen hatte daher ſeine Zelte am Südoſtufer und im Süden aufgeſchlagen. Sie hatten Schafe und Jake bei ſich, um ſich für Hirten ausgeben zu können, wenn die Mongolen etwa berittene Patrouillen am See herumſchickten. Da der Froſt anhielt und der See früher zufror als ſonſt, glaubten die Tanguten, ihre Beute könnte ihnen entwiſchen. Doch beſchloſſen ſie, zu bleiben, da das Eis noch ſo ſchwach war, daß es von einem ſchärferen Wind aufgebrochen werden konnte. Die Mon-

golen ihrerseits glaubten, Tsangpo werde auf der Eisdecke zu Fuß über den See zurückwandern. Deshalb dachten sie nicht daran, Reiter auszuschicken.

Die Tanguten wußten, daß Tsangpo Lama, wenn er überhaupt auf ihren Strand zusteuerte, mit leeren Händen kommen würde. Sie lauerten ihm auch nicht auf, um durch Plünderung einen Gewinn zu machen; es geschah seiner Person wegen. Sie wußten, daß sein Vater sehr reich und daß er selbst bei den Pilgern hoch angesehen war. Konnten sie ihn lebend fangen und in ihre Berge im Süden verschleppen, so konnten sie ein beträchtliches Lösegeld erpressen. Sie hatten erst gedacht, mit der Ausführung ihres Plans zu warten, bis die Pilger nach Hochtibet gekommen waren. Nachdem sie aber von Tsangpo Lamas Seefahrt gehört hatten, wollten sie die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Gelang es, so ersparten sie sich meilenweite Ritte und allerhand Gefahren. Mißlang es, so wollten sie die Mongolen nicht einen Tag aus den Augen verlieren.

Tsangpo Lama saß mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem Schaffell, das er über sein Fahrzeug ausgebreitet hatte, und hing beim Sternenschein seinen Gedanken nach, während im Südosten die rätselhaften Feuer wie kleine gelbe Punkte schimmerten. Der Frost schnitt ihm durch Mark und Bein.

„Hier sitze ich und friere", dachte er, „und habe die ganze Nacht vor mir. Und doch habe ich Feuerstahl mit

Zubehör, habe Brennholz, wenn ich einen Teil des Floßes opfere, und ein Meſſer, um Späne von einer Zeltſtange zu ſchneiden! Aber hier draußen Feuer zu machen, hieße, mich den Tanguten zu verraten. Sie würden mich vom Ufer aus umringen und mich wieder auf den See hinaustreiben. Das Floß gegen den Wind vorwärtszuſtoßen, iſt zu ſchwer, und ohne Floß dem See zu trotzen, würde den Tod bedeuten, wenn heftiger Wind das Eis aufbräche."

Mit ſteifgefrorenen Fingern machte er ſich eine Schale Tſamba zurecht und aß. Dann zog er den Maſt und das Segel ein, hüllte ſich in ſeinen Schafpelz und verſuchte zu ſchlafen. Im Verlauf der Nacht wachte er einmal auf und ſah, daß die Feuer der Tanguten erloſchen waren.

Gegen Morgen nahm die Kälte noch zu. Tſangpo ſehnte den Tag herbei. Er kam, im Oſten wurde es hell, die Sterne verblichen, klar und ſtrahlend ging die Sonne auf und warf ihren Purpurſchein auf den zugefrorenen See und das froſterſtarrte Land. Vorſichtig ſtieg Tſangpo wieder aufs Eis. Jetzt hielt es. Er ergriff ſeinen Speer und ſtieß ihn mit aller Kraft ſenkrecht durch die Eisdecke. Die Eisdecke war nur daumendick, aber dank der Kälte zäh, und trug Tſangpo, ohne zu krachen, als er ſein Fahrzeug eiligſt gerade nach Süden weiterſchob.

Bald hatte er ſich warm gelaufen. Das Floß war ſchwer zu ſchieben, da ihm der Wind nicht half. Aber unmittelbar nach Sonnenaufgang ſetzte der übliche Nordweſtwind ein, und nun brauchte er ſich nicht länger an-

zuſtrengen. Er änderte den Kurs nach der Windrichtung und lief gerade auf den Strand zu, an dem er am Abend die Feuer der Tanguten hatte brennen ſehen. Das Wetter war ſchlecht und winterlich rauh, und die Sonne verlor ihren Glanz infolge des feinen Staubs, den der Wind in die Höhe trieb. Die Stunden vergingen. Er hatte noch eine endloſe Strecke zu gehen, bis er die Zelte der Tanguten im Gelände erkennen konnte. Die Windſtärke nahm im Lauf des Nachmittags zu, und Tſangpo fürchtete, das Eis könnte aufbrechen. Sein Rückzugsplan über das Eis wäre dann vernichtet worden, und es wäre ihm nichts anderes übriggeblieben, als ſich den Tanguten geradewegs in die Arme treiben zu laſſen.

Aber das Eis hielt, und er ſetzte ſeinen Weg fort. Der Umriß des Strandes trat immer deutlicher hervor. Schließlich ſah er Pferde, Jake und Schafe weiden und bei den Zelten erblickte er Menſchen.

Plötzlich entſtand im Lager Leben und Bewegung. Die Männer eilten zu ihren Pferden und ſattelten ſie. Eine Schar von etwa zehn Reitern ritt weſtwärts das Ufer entlang, eine andere, gleichfalls am zugefrorenen See, nordoſtwärts. In der Verlängerung ſeines Kurſes ſah Tſangpo dagegen kein lebendes Weſen am Strande, nur vereinzelte Reiter weiter hinten auf den Abhängen.

„Aha," dachte er, „die Abſicht iſt, mir entweder am Nord- oder Südufer den Rückzug abzuſchneiden und es mir unmöglich zu machen, durchzubrechen und auf

Umwegen im Gebirge zum Delta zurückzukehren. Noch ist nicht alles verloren! Noch hält das Eis!"

Als er dem Ufer so nahe gekommen war, daß ein Flintenschuß zu hören gewesen wäre, schlugen die Hunde der Tanguten an; die mutigsten liefen aufs Eis hinaus, blieben aber in gehöriger Entfernung von dem merkwürdigen Ungeheuer stehen, das über das Eis dahinglitt. Drei oder vier Reiter und einige Fußgänger eilten nach dem Teil des Strandes hinab, wo Tsangpo landen mußte, wenn er weiterhin in der Windrichtung folgte. Er bemerkte, daß sie nur Lanzen und Säbel trugen, aber keine Flinten. Offenbar lag es also nicht in ihrem Interesse, ihn ums Leben zu bringen. Aber er hatte keine Lust, den festlichen Pilgerzug mit düsterer Gefangenschaft zu vertauschen, und er wollte all seinen Scharfsinn aufbieten, um sie zu überlisten.

Als er so nahe gekommen war, daß Menschenstimmen zu hören waren, blieb er stehen, stieß seinen Speer ins Eis und erkannte, daß es ebenso dünn war wie bisher. Dann band er das Floß fest, um nicht vom Wind ans Land getrieben zu werden, setzte sich ruhig darauf und aß seine Tsamba. Die Männer am Strande wagten sich nicht auf das Eis hinaus, die Hunde aber kamen bis ans Floß heran und bellten sich dort heiser.

Der Himmel umzog sich, und schwere Wolken kamen über den See gezogen. In der Dämmerung begann es zu schneien, und weiße Streifen feinen, trockenen Schnees

wirbelten über den See. Die Tanguten, die etwa zwanzig Mann ſtark waren, zündeten ein Feuer an. Als Tſangpo die Flammen ſah und den Rauch, der landeinwärts zog, ging er an die Durchführung ſeiner Kriegsliſt. Er hieb drei Kerben ins Eis, in denen drei kurze Zeltſtangen feſtſtehen konnten, über die er das Segel deckte. Darauf zerlegte er das Floß, baute eine Unterlage von mit Luft gefüllten Ziegenſchläuchen und legte darauf alle Stangen und Latten. Einige übrigbleibende Schläuche warf er den Hunden zu. Sie würden vom Wind erfaßt und über den zugefrorenen See geſchleift werden, und die Hunde würden ihre Wut an ihnen auslaſſen.

Die Tanguten beobachteten alle ſeine Bewegungen. Von der Kühnheit der Hunde ermuntert, gingen ein paar von ihnen aufs Eis. Während ſie ſich berieten und die Dicke des Eiſes prüften, machte Tſangpo Feuer und zündete im Schutz des kleinen Zeltes einige Späne an, die er an den Scheiterhaufen legte, den er bereits aufgeſtapelt hatte. Der Wind ſchürte das Feuer, und der ſtöbernde Schnee ziſchte in dem brennenden Holze. Die Tanguten wurden immer kühner, als ſie ſahen, daß das Eis ein Feuer ertrug und daß der Mongole es ſich neben ihm im Zelte bequem machen wollte wie in einem gewöhnlichen Lager.

Die erſten Kundſchafter ſchienen die andern beruhigt zu haben; denn nun gingen alle in einer zerſtreuten Linie vor, offenbar in der Abſicht, die wertvolle Beute, die nicht mehr entkommen konnte, zu umzingeln. Um die Laſt zu

verteilen, krochen die Männer und ließen ihre Lanzen über das Eis gleiten. Von Zeit zu Zeit verschwanden sie in immer dichterem Schneegestöber. Zuweilen blieben sie stehen, um darauf zu achten, daß der Ring gleichmäßig geschlossen wurde. Das trockene Holz prasselte und knallte, und hinter den Flammen schmolz allmählich das Eis. Mit dumpfem Knall sprangen die Ziegenschläuche, und es zischte und dampfte, wenn Feuerbrände in das Wasser fielen, das infolge der Hitze entstanden war. Noch bildete die Schar der Angreifer einen Halbkreis, der sich von Süden her auf fünfzig Schritt Entfernung näherte.

Da sprang der Anführer auf und stieß ein gellendes Kampfgeheul aus. Alle andern kamen der Aufforderung nach und stürmten mit gefällten Lanzen gegen den einsamen Pilger. In demselben Augenblick trieb ein heftiger Windstoß undurchdringliche Wolken von Wirbelschnee über die Stelle. Tsangpo sah, daß jetzt der rechte Augenblick für ihn gekommen war. Geschmeidig wie ein Aal schlüpfte er aus dem kleinen flatternden Zelte heraus und schlängelte sich, so schnell er vermochte, durch das Schneegestöber nach Norden. Hinter sich hörte er das Krachen berstenden Eises und wildes Heulen und Fluchen. Er hatte das Gefühl, außer aller Gefahr zu sein. Im Schein des erlöschenden Feuers sah er, daß die Tanguten sich auf sein Zelt gestürzt und es leer gefunden hatten; ein paar von ihnen waren eingebrochen, da das Eis hinter dem Feuer von der Wärme angegriffen worden war. Die andern

zogen sich eiligst ans Land zurück, nachdem sie ihre Lanzen den Eingebrochenen zugeworfen hatten, um es ihnen leichter zu machen, wieder aufs Eis hinaufzukommen. Tsangpo dachte gerade daran, ihnen zu helfen, als er den einen sich auf das Eis hinaufarbeiten und dann, auf einen Spieß gestützt, dem Kameraden die Hand reichen sah. Steifgefroren und tropfnaß eilten sie dem Strande zu wie die andern.

„Nun haben sie vom See genug bekommen", dachte Tsangpo und setzte dem Wind und Schneegestöber entgegen seine gefährliche Wanderung über das Eis westwärts fort. Seinen Speer hatte er als Stab mitgenommen und stemmte sich mit ihm gegen die heftigsten Windstöße. Er wollte in einiger Entfernung vom Strand auf dem Eise weitergehen. Ans Land zu gehen, hätte bedeutet, sich von der Reiterschar einfangen zu lassen, die er nach Westen hatte ziehen sehen.

Nachdem er ein paar Stunden gegangen war, hörte er im Süden Hundegebell und schloß daraus, daß es nicht mehr weit bis zum Lande war. Er bog deshalb etwas weiter auf den See hinaus. Im Dunkel und Schneegestöber war es unmöglich, die Umgebung zu erkennen. Nun hörte er ein Donnern wie von Wogengang und spürte zugleich, wie sich das Eis unter ihm bog wie eine Brandung.

Lauschend blieb er stehen. Das Donnern kam näher. Also hatte der hartnäckige Wind auf der Westhälfte des Sees das Eis aufgebrochen, und die Sturmwogen rollten nun nach Osten und zerschlugen und zerschmetterten auf

ihrem Wege alles, was sich ihnen entgegenstellte. Er kehrte um und eilte nach Osten. Nun hatte er den Wind im Rücken und kam schnell vorwärts. Als er so weit gekommen war, daß er nicht mehr hörte, wie die Brandung gegen die Eiskante schlug, bog er nach dem Lande ab und war bald auf dem Trockenen.

Den Uferſaum entlang ſtemmte er ſich dem ſaugenden Sturm, der das Schneegeſtöber wegfegte, mit Anſpannung aller Muskelkraft gerade entgegen. Nach einiger Zeit bemerkte er am Boden ein Bündel weiße Punkte, die ausſahen wie Roſenkranzkugeln, und fand, daß es Schnee war, der ſich in den Löchern angeſammelt hatte, die Pferdehufe getreten hatten. Soweit das Dunkel es zuließ, unterſuchte er die offenbar noch ganz friſche Spur. Sie mußte von der Reiterſchar herrühren, die er nach Weſten hatte ziehen ſehen. Eine Zeitlang verfolgte er die Spur und überzeugte ſich davon, daß ſie in der Nähe des Strandes verlief.

„Früher oder ſpäter muß ich haltmachen," dachte er, „wenn ich nicht der Räuberbande in die Arme laufen will. Aber eins habe ich voraus; ich gehe gegen den Wind und muß ſie daher hören, ehe ſie mich bemerken. Bei der jetzigen Geſchwindigkeit muß ich morgen mittag das Delta erreichen."

Seine Augen brannten, da ihm der Sturm den Schnee ins Geſicht trieb. Aber er ſah ein, daß er verſuchen mußte, durch das Dunkel hindurchzudringen, um nicht un-

vermutet in die Klauen seiner Verfolger zu geraten. Plötzlich blieb er wieder stehen, da er einige Schritte vor sich im Dunkel ein Pferd auftauchen sah. Ehe er selbst wußte, wie es geschah, hatte er es beim Zügel gepackt und sich in den Sattel geschwungen. Ein Schatten schlich sich durch das Schneegestöber heran — der Besitzer des einsamen Pferdes, einer der Tanguten. Er war wohl zurückgeblieben, um eine bestimmte Strecke des Strandes im Auge zu behalten, und war abgesessen, um im Schutze eines Hohlweges seine steifgefrorenen Glieder aufzutauen. Als ihm klar wurde, daß der nächtliche Wanderer nicht einer von seinen Genossen war, sondern der mongolische Pilger sein mußte, dem sie nachspürten, stieß er einen gellenden Ruf aus und eilte herbei. Tsangpo aber stemmte dem Pferd die Hacken in die Seiten, kehrte sich im Sattel um und rief:

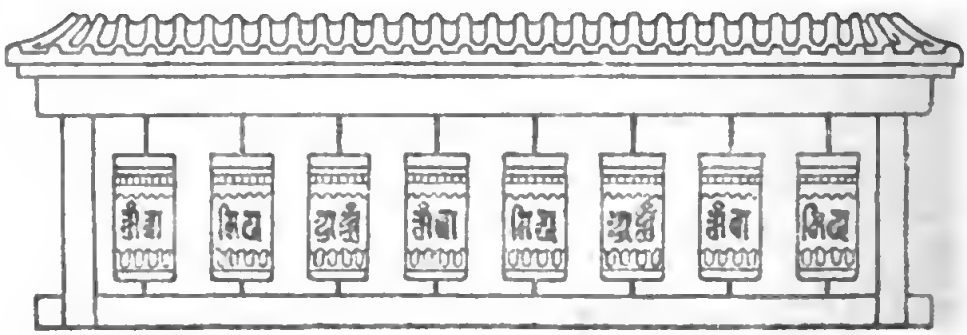
„Leb wohl, Bruder! Grüß deine Freunde und sag ihnen, daß Tsangpo Lama nun nach seinem Zelt reitet!"

Er ritt in scharfem Trab. Er sah gerade noch die Spur, aber das Pferd, das sich nach seinen Kameraden sehnte, half ihm. Ein Stück weiter nach dem Strande zu spitzte es die Ohren und wieherte hell. Die Reiterschar konnte nicht weit entfernt sein. Tsangpo ritt langsamer und lauschte. Er machte eine Weile halt und wartete. Da sah er hinter sich drei Gestalten auftauchen. Das mußten die Kundschafter von dem Teil des Strandes sein, wo er sein Feuer auf dem Eise zurückgelassen hatte; sie

mußten unterwegs, als sie der ersten Reiterschar nacheilten, von dem Mann Aufklärungen erhalten haben, dessen Pferd er bestiegen hatte.

Er trieb sein Pferd an und ritt pfeilgeschwind zwischen den Hügeln im Süden hinan. Er ritt auf Leben und Tod. Die Verfolger verloren seine Spur. Der ersten Schar entkam er durch eine Umgehungsbewegung. Als er sich wieder nach dem Strande hinunterwagte, konnte er keine frische Spur entdecken. Der Wind flaute ab, und das Schneegestöber hörte auf. Als er sich in der Morgendämmerung umwandte, sah er keinen Reiter. Da der Strand immer mehr nach Norden abbog und die Entfernung vom Delta nicht mehr groß sein konnte und da er auch kein lebendes Wesen hinter sich sah, sprang er vom Pferd und setzte seine Flucht zu Fuß fort. Das Pferd drehte er um und gab ihm mit dem Lanzenschaft einen Hieb, damit es zu den Seinen zurückkehren sollte.

Der Tag hatte seine Mittagshöhe erreicht, als er müde und schläfrig über die Schwelle des Häuptlingszeltes der Tscharen trat.



16
Des Priors letzte Fahrt

Während Tsangpo Lama sein Abenteuer auf dem See bestanden hatte, war innerhalb der Pilgerkarawane eine große Veränderung vor sich gegangen. Die Mandarine und die tibetischen Gesandten hatten beschlossen, den Aufenthalt im Delta des Stroms der Jakstiere abzukürzen. Deshalb waren vier Fünftel der Karawane schon vor einigen Tagen nach Tibet aufgebrochen, und nur die Tscharen und die Sunjut- und Barinmongolen waren zurückgeblieben, die ersteren, um die Rückkehr ihres Stammesgenossen abzuwarten, die letzteren, weil sie damit beschäftigt waren, Jake gegen Kamele einzutauschen. Jetzt wurden die führenden Häuptlinge und Mönche zusammengerufen und beschlossen, bereits am folgenden Tag aufzubrechen und den Spuren der Hauptkarawane zu folgen.

Wieder herrschte in dem eben noch so ruhigen Lager lebhafte Geschäftigkeit. Alle Lasten wurden abgewogen und bereitgestellt und am Abend die Tiere von den

Weideplätzen heimgetrieben. Wohl ſtand Mittwinter bevor, die Zeit der ſcharfen Kälte, und es war keine Ausſicht vorhanden, bis zum Neujahrsfeſt ans Ziel zu gelangen. Aber alle ſehnten ſich danach, den Kampf mit den hohen Bergen aufzunehmen und im Frühling die Pappeln von Lhaſa im Winde rauſchen zu hören.

Als ſie aufbrachen, waren ſie über zweihundert Mann ſtark, wozu noch eine Anzahl Frauen kamen. Die Sonne hatte die ſchneidende Kälte herabgemindert, unter der ſie die letzte Nacht am Delta zu leiden gehabt hatten. Beim Klang der Glocken zogen ſie nach Weſten und Südweſten und erreichten nach drei Wochen den Südrand des Tſaidambeckens, wo ſie faſt täglich Tadſchinurmongolen begegneten und ihren Lebensmittelvorrat ergänzen konnten. Zwei ſichere Führer wurden gemietet. Der Weg, der bisher in ziemlich offenem Gelände leicht zu finden geweſen, führte nun an die Grenze unbewohnten Landes, wo eine Bergkette ſich höher erhob als die andere und wo es immer bergauf ging.

Auf Anraten der Wegkundigen raſtete die Karawane einige Tage am Fuß der erſten Berge. Dort konnten ſich die Schafe, Pferde und Kamele zum letztenmal für zwei Monate ſattfreſſen. Von jetzt ab wurde das Weideland mit jedem Tage ſpärlicher und hörte auf gewiſſen Strecken ganz auf. Nur die Jake, die ſich mit Mooſen und Flechten begnügten, konnten faſt überall genügende Weide finden.

Nach beendeter Raſt zog die Karawane langſam die

Windungen eines Tals hinauf. Seine Wasserläufe waren in den steinigen Betten ganz vereist. An den Seiten fielen steile Felswände, Kulissen gleich, jäh ab, und im Hintergrund erhoben sich, von weißen Wolken umgeben, schneebedeckte, flache Berggipfel. Je weiter man nach Südwesten kam, um so schroffer wurde die Steigung, um so wilder und höher die Berge. Um die Tiere zu schonen, mußte man sich mit kurzen Tagemärschen begnügen; trotzdem war die Anstrengung für einige noch zu groß. Kein Tag verging, ohne daß ein paar oder mehr Tiere stürzten. Hier blieb ein Kamel liegen, da ein Pferd. Sogar die ausdauernden Jake litten in der verdünnten Luft an Atemnot, und mancher mußte getötet werden, nachdem seine Hufe auf dem steinigen Boden zersprungen waren. Der Hauptkarawane war es nicht besser ergangen; das sah man an den Tierkörpern, die an ihrem Weg lagen.

Beim Eintritt in diese Gebirgswelt wurde manchen Pilgern unheimlich zumute. Sie hatten das Nan-schan-Gebirge gesehen, aber was waren seine Kämme im Vergleich mit diesen! Hier fühlte man sich hilflos. Verzagt umzukehren, wurde von Tag zu Tag unmöglicher. Man mußte vorwärts und aufwärts. Wohin man das Auge richtete, sah man nur Berge! Und oft tauchten die gewaltigsten Gipfel wie Inseln aus Wolkenmassen auf, die sich wie Dampf und Rauch am Boden hinzogen.

Wohl hatten die Mongolen in ihrer Steppenheimat erfahren, was Kälte zu bedeuten hat, aber einen lähmen-

deren Frost als diesen in den Tälern von Burchan Buddha hatten sie nie erlebt. In der Steppe hatte man Brennstoff in Fülle und man konnte jederzeit einen verdorrten Busch anzünden. Hier war sogar der Jakdung selten — das einzige Brennbare, das es gab —, und man war froh, wenn man sich am Abend Tee und Fleisch kochen konnte. Aber das schlimmste war der anhaltende Westwind, der in den Tälern klagte und heulte und durch Mark und Bein ging, wenn man über die runden Pässe zwischen ihnen ritt. Das Schneetreiben peitschte die erfrorenen Wangen der Pilger und hüllte Pferde und Kamele in wirbelnde Wolken. Oft verschwand die ganze Landschaft in undurchdringlichem Nebel, und man konnte kaum seinen nächsten Nachbar erkennen. Man hörte das ersterbende Jammern eines Kamels, das nicht weiterkonnte, und ein gestürztes Pferd, das die Schneewehen in dem weißesten, weichsten Bett begruben, mahnte an die Vergänglichkeit alles Daseins.

Tsangpo Lama, die wegkundigen Tadschinurmongolen und die Pilger, die den Weg über das Gebirge nicht zum erstenmal zurücklegten, trösteten die Kleinmütigen; sie sagten ihnen, alle Wallfahrer, die im Winter reisten, müßten dieselbe Prüfung bestehen, um an den heiligen Orten Trost zu finden. Wenn der Tagemarsch beendet war und die Zelte und Jurten in einem geschützten Tal oder auf einer von Bergen umschlossenen Ebene mit magerer Weide aufgeschlagen wurden, sahen die Wanderer das Leben in hellerem Licht und freuten sich bei dem Ge-

danken, ihrem Ziel um einen Tag nähergekommen zu sein. Da schürten sie das Feuer aus Jakdung und hüllten sich dichter in ihre Schafpelze. Draußen aber in der Nacht brüllte der Wind, und oft heulten dazu hungrige Wölfe.

Eines Tages zog die Karawane schwerfällig und langsam durch ein breites Tal. Der Himmel war dunkel von Wolken. Obwohl zeitweilig Schneegestöber herrschte, wurde der Boden nicht weiß, da der Sturm ihn rein fegte. In einiger Entfernung im Süden entdeckten die Führer, links vom Wege, eine Schar schwarze Reiter.

„Was für Leute sind das?" fragte Tsangpo Lama.

„Tanguten!" antworteten die Tadschinur ernst. „Von jetzt ab darf niemand mit müden Pferden und Kamelen zurückbleiben. Wir müssen zusammenhalten und immer die Flinten in der Nähe haben."

Die Reiterschar war in das Tal zwischen den flachen Bergrücken hinabgeritten und verschwunden. Sie hatte dieselbe Richtung eingeschlagen wie die Pilger, war aber von ihnen durch die Anhöhe getrennt. Nun verstummten alle Gespräche, nur das Klingen der Glocken und der Wind waren zu hören.

Man lagerte an Quellen in einem breiten, offenen Tal, wo man nach allen Seiten Ausschau halten konnte. Solange es taghell war, durften die Tiere frei herumlaufen und ihre kümmerliche Nahrung suchen; in der Dämmerung wurden sie näher ans Lager herangetrieben und von Schützen bewacht. Man lud alle Flinten und

ſtellte Poſten für die Nacht auf. Die Klöppel der Kamelglocken umwickelte man mit Tuchſtreifen. Die Nacht wurde grimmig kalt und ſtill. Man hörte die Pferde in der Ferne wiehern. Tſagan und die übrigen Hunde der Karawane bellten wütend; offenbar ſchlichen tangutiſche Späher nahe ans Lager heran. Die Pilger waren der größten Unruhe preisgegeben und erwarteten jeden Augenblick einen Überfall. Sie befanden ſich nordweſtlich von den Quellen des Gelben Fluſſes, in jener Gegend, die bekannt war als beſonders von Räubern heimgeſucht.

Die Nacht verlief ruhig. Am nächſten Morgen wurde beim Aufbruch auf Anraten der Führer beſchloſſen, die gewöhnliche Wallfahrtsſtraße und die Spur der Hauptkarawane zu verlaſſen und dafür einen weiter weſtlich verlaufenden Weg einzuſchlagen; dieſer führte zwar durch unwegſamere Gebirgsgegenden, es waren auf ihm aber Hinterhalte und Plünderungen weniger zu befürchten.

Die Unruhe der Pilger ließ nicht nach, als ſie ſich von dem vielbenutzten Wege entfernten, auf dem ihre Kameraden vorausgegangen waren, um ſo mehr als ſich die ſchwarzen Reiter immer häufiger, bald hier, bald da in der Umgebung blicken ließen. Alle ihre Bewegungen wurden alſo von dem Feinde beobachtet, der es auf ihre Habe und die Karawanentiere abgeſehen hatte. Da aber ein Tag nach dem andern verging, ohne daß etwas geſchah, kehrte allmählich die Ruhe zurück. Die Pilger fingen wieder an zu ſingen und ſich zu unterhalten und

sie nahmen die Tuchstreifen wieder von den Klöppeln der Glocken herunter.

Als eines Tages eine Schar von etwa zehn Reitern auf einer flachen Erhöhung in der Nähe ein bedrohliches Manöver ausführte, setzte ihnen Tsangpo Lama mit einigen beherzten Leuten aus der Begleitmannschaft der Tscharen nach. Da ließen die Tanguten ihren Pferden die Zügel schießen und verschwanden hinter dem nächsten Gebirgskamm; an diesem Tage ließen sie sich nicht wieder blicken. Die Pilger lachten über ihre Feigheit und kümmerten sich nicht weiter um sie. Am Abend lagerte man an Quellen, deren Wasser inmitten spärlichen Rasens zwischen mächtigen Eisschollen hervorsickerte.

Noch etwas anderes beunruhigte die Pilger auf ihrer Fahrt. Seitdem sie immer tiefer in den schneidenden Gebirgswinter hineingedrungen und ihre Wanderung immer schwerer und mühseliger geworden war, hatten die Kräfte des alten Priors von Tag zu Tag abgenommen, und schließlich fühlte er, daß er mit den andern nicht über das Gebirge hinüberkommen werde, das noch höher war als dieses.

Kaum hatte die Karawane bei den Quellen mit den Eisschollen haltgemacht, als der Prior zusammensank und aus dem Sattel gefallen wäre, wenn nicht Tsangpo Lama und die andern Mönche, die immer in seiner Nähe waren, ihm schleunigst heruntergeholfen hätten. Schnell wurden seine Jurte und sein Schaffellbett in Ordnung gebracht,

und nachdem er der Einwirkung von Wind und Kälte entzogen war, wurde ihm von den Medizinlamas der Tsacharen alle mögliche Pflege zuteil. Diese hausten jetzt mit Schagdur Lama und Tundup Lama in der Tempeljurte, während der Prior mit Tsangpo Lama eine kleinere Jurte bewohnte, die leichter warm zu halten war.

Des Kranken wegen blieb man an den Quellen über einen Tag. Des Priors Zustand besserte sich nicht. Da es ihn aber quälte, die Ursache eines längeren Aufenthalts zu sein, drängte er zum Aufbruch, als am nächsten Tag die Sonne an einem wolkenfreien Himmel heraufstieg. Es war klar, daß er nicht zu Pferde sitzen konnte. Deshalb wurde aus Zeltstangen, Decken und Pelzen eine Sänfte hergerichtet. Vier Mann trugen sie; sobald sie ermüdeten, wurden sie von vier andern abgelöst. Die Reise ging über Berge und Täler weiter nach Westen und Südwesten.

Man machte immer kürzere Tagemärsche. Das Wetter wurde wieder schlechter. Es herrschte schneidender Frost. Scharfer Wind hüllte die Sänfte in Schneegestöber. Der kranke Prior war zeitweilig irre. Er verwechselte sich mit dem Taschi-Lama, der auch durch Tibet getragen worden war. In Gegenden, in denen kein Grashalm wuchs, strengte man sich aufs äußerste an, um rasch vorwärtszukommen. Man mußte an die Pilger und ihre Frauen und an die Karawanentiere denken und mußte zugleich den Prior möglichst zu schonen suchen. Es war notwendig, so schnell als man konnte die kahlen Höhen zu überwinden.

Tsangpo ritt am Tage neben der Sänfte und wachte nachts bei dem Kranken; von Zeit zu Zeit lösten ihn die andern Mönche ab. Tief betrübt wurde er, als der Prior eines Morgens beim Aufbruch auf einen fernen Berg mit drei schneebedeckten Gipfeln wies und sagte:

„Ehe wir an diesem Berge dort vorübergekommen sind, bin ich tot."

Tsangpo versuchte seinen alten Lehrer zu trösten, der nur mit einem freundlichen Lächeln antwortete; aber er fürchtete, daß der Kranke mit seiner Prophezeiung recht haben werde. Seltsam schien der Klang der Kamelglocken zwischen den hohen Bergen. Alle Pilger waren still, es war wie ein Leichenzug. Das ganze Land machte den Eindruck, als sei es die Heimat des Todes. Keine Antilope, kein anderes Tier war zu sehen, nicht eine Spur. Zuweilen konnte man zwei, drei Tage gehen, ohne einen Grashalm zu finden. An die Tanguten dachte man nicht mehr so viel, trotzdem manchmal einer aus der Karawane beteuerte, er habe in der Ferne Reiter gesehen oder Köpfe, die in der Nähe hinter Felsen auftauchten und spähende Blicke auf den langsam fortschreitenden Zug warfen.

Inzwischen drangen die Pilger in dem ungastlichen Lande immer weiter vor und kamen immer höher hinauf. Alle erfüllte die Hoffnung, an den heiligen Stätten den Lohn für die bereits überstandenen und noch bevorstehenden Mühsale zu empfangen. Daß dann und wann ein Kamel, ein Pferd, ein Jak stürzte, hatte nicht viel zu bedeuten.

Die Karawane war groß, das Gepäck nicht allzu schwer. Die stärksten Tiere blieben doch am Leben. In einem Monat konnte man in Naktschu neue Jake kaufen. Es würde schon gut gehen! Wenn nur der Prior von Jehol, den alle liebten und verehrten, nicht so krank gewesen wäre! Man überlegte, wie man ihm in seinem Zustand am besten behilflich sein und seine sinkenden Kräfte stärken konnte.

Man sprach von einer abermaligen Teilung der Karawane. Die Hauptmasse mit den Pilgern und Frauen sollte die Reise schneller fortsetzen, die Lamas aber und ein Teil der Begleitmannschaft mit dem Prior sollten in einem geschützten Tal zurückbleiben, in dem es Weideplätze gab. Als es aber zur Teilung kam, wollte niemand den Alten verlassen. Er war der vornehmste Seelsorger gewesen und hatte unterwegs den Gottesdienst zum Heile aller versehen. Ihn in seiner Krankheit zu verlassen und die Reise in Ungewißheit über sein Schicksal fortzusetzen, war mehr, als man von ernsten Pilgern verlangen konnte.

Bald wurde auch offenbar, daß es nicht mehr lange dauern konnte, bis seine Seele sich befreite. Beim Aufbruch am Morgen umstand seine Sänfte immer eine andächtig harrende Schar. Alle wollten tragen helfen. Einem Kanpo-Lama, der des Taschi-Lama Freund gewesen war, behilflich zu sein, galt für ein frommes Tun, das der Wallfahrt Segen brachte.

An dem Tage, der nach allgemeiner Überzeugung

der letzte des Priors sein sollte, waren die hilfsbereiten Hände eifriger denn je. Der Westwind jagte über den Boden und heulte und klagte in Felsenschluchten und Schroffen. Es schneite, aber der Schnee wurde ebenso schnell weggefegt, wie er kam. Schwere Wolken zogen über die Erde hin. Auch mitten am Tage herrschte Dämmerung. Im Brausen des Sturmes hörte man kaum das Klingen der Glocken. Langsam zog die Karawane einen allmählich ansteigenden Abhang zu einem flachen Paß hinan, auf dem die Pilger der ganzen Gewalt des Unwetters schutzlos preisgegeben waren. Die Kamelreiter saßen ab, um nicht zu erfrieren. Den Kamelen hingen unter den Augen Eiszapfen im Haar — Tränen, die sie in Sturm und Schneetreiben vergossen hatten. Eine Öde ohnegleichen umgab den Zug; aber Wolken und Schneegestöber versperrten die Aussicht. Nur die mongolischen Führer aus Tsaidam kannten den Weg.

„Von hier aus", sagten sie, „können wir gerade nach Süden abbiegen. Dann kommen wir zum Naktschu, dem Schwarzen Fluß, oder zum Tengri-nor, dem Himmelssee."

Schweigend und geduldig lag der Prior in seiner Sänfte unter den Wolfsfellen. Mehrere Träger glaubten schon, sie trügen einen Toten. Wenn beim Wechseln die Sänfte auf die Erde gestellt wurde, hob Tsangpo Lama das weichere Fell, das das Gesicht des Kranken bedeckte. Er lebte noch, aber sein Bewußtsein war getrübt. In einer kleinen Talweitung, in der kümmerliches Gras wuchs und

trockener Dung von Wildjaken verstreut lag, lagerte die Karawane. Die Zeltbahnen flatterten und klatschten im Sturm. Die Tiere wurden losgelassen. Die Männer holten Eis aus einem gefrorenen Bach. Graublaue Wolken stiegen aus den Rauchfängen; in Zelt und Jurte wurden die Töpfe über das Feuer gestellt. Alle, die nicht im Freien zu arbeiten hatten, blieben im geschützten Raum. Tsangpo Lama und die andern Mönche waren um den Prior besorgt und holten schleunigst Glut von den nächsten Feuern. Die Dämmerung brach herein, es dunkelte. Aber trotz Wolken und Schneegestöber wurde es nicht ganz dunkel; denn es war Vollmond. Die Hunde knurrten und bellten unruhig. Plötzlich erscholl aus dem umgebenden Dunkel wildes Geheul, das die Pilger erschreckte. Es klang wie Wolfsgeheul. Aber die Führer erklärten, es rühre von Tanguten her, die auf diese Weise ihre Überlegenheit zu erkennen zu geben pflegten. Die Begleitmannschaft feuerte aufs Geratewohl ein paar Flintenschüsse ab. Danach wurde es still, und die Pilger wurden in Frieden gelassen.

Am Abend hörte der Sturm auf, und das Gewölk zerstreute sich. Der Mond schien hell auf die furchtbare Öde herab. Einige Patrouillen wurden ausgeschickt; sie kamen zurück, ohne schwarze Reiter erblickt zu haben. In der klaren Luft sah Tsangpo, daß die Karawane sich gerade am Fuß des Berges mit den drei Schneegipfeln gelagert hatte. Der Prior hatte gesagt, er werde sterben, ehe die Pilger an diesem Berge vorüber wären. Als

Tsangpo wieder zu dem Kranken hineinging, durchschauerte ihn das Gefühl, daß der Tod auf Besuch gekommen war.

Um so größer war sein Erstaunen, als der Prior, der bisher geschlummert hatte, die Augen aufschlug und um eine Schale Tee bat. Nachdem er getrunken hatte, sagte er:

„Ich fühle, daß dies meine letzte Nacht wird. Sind wir am Berge angelangt?"

„Vater, wir lagern am Fuß des Berges", antwortete Tsangpo.

„Dann ist es an der Zeit, daß ich dir über Sakjamuni, den Weisen aus Sakjas Stamm, sage, was ich schon so lange auf dem Herzen gehabt habe."

Er richtete den Blick fest auf Tsangpo Lama und fuhr fort:

„Der Glaube, den du ebenso hegst wie der Taschi-Lama, wie alle Mönche im Kloster von Jehol und ich selbst, ist nur ein verhallender Nachklang der hohen Weisheit, die Buddha, solange er auf Erden wandelte, seinen Jüngern gepredigt hat. Hast du nicht in Jehol gemerkt und während unserer gemeinsamen Pilgerfahrt geahnt, daß der Glaube, den auf unsern Klosterhöfen die Schneckenhörner und Posaunen verkünden, meiner Seele nicht genügte? In meiner Eigenschaft als Prior hatte ich nicht das Recht, deine Blicke von der Mystik unseres Tempels und der Heiligkeit unserer lebenden Buddhas, der Chubilgane, abzulenken. Jetzt aber, da der Tod gekommen ist, mich heimzuholen, kann ich dir unbesorgt sagen, daß alles,

was du bisher gelernt haſt, leeres und eitles Gerede iſt verglichen mit Buddhas unverfälſchtem Wort.

„Ich vermag dir nicht mehr von Buddhas Leben zu erzählen. Die Minuten verrinnen ſchnell, und hier am Fuße des dreigipfligen Berges iſt meine letzte Lagerſtatt. Vielleicht aber gelingt es mir, ehe ich für immer einſchlafe, mit einigen kurzen Worten dir die Grundzüge ſeiner Lehre zu zeichnen.

„Er predigte Reinheit des Herzens und des Wandels. Den Herzen derer, die ihm lauſchten, ſuchte er Erbarmen einzuprägen; Wohlwollen, Liebe zum Nächſten, Opferwilligkeit, Keuſchheit, Vertilgung der Sünde. Während wir und unſere Mönchsbrüderſchaft nur für eigene Rechnung die Schlüſſel zur Seligkeit bewahren, verglich Buddha ſeine Lehre dem Waſſer, dem Feuer, dem Himmel, die allen müden Erdenpilgern im gleichen Maße zugute kommen. Für ihn gab es kein Anſehen der Perſon. Er ſagte: mein Geſetz iſt ein Geſetz der Gnade für alle. Elende und Beladene eilten zu ihm, wenn er auf Gaſſen und Märkten und auf den ſchwülen Landſtraßen am Ufer des Ganges ſeine Stimme erſchallen ließ, wo dunkelhäutige Männer ihre Elefantenzüge lenkten. In Gleichniſſen und Bildern verbreitete er Licht über das Geheimnis des Daſeins, und indem er ‚Brahma‘, das Urſein, verwarf, die Hoheit des Veda und die Macht des Opfers leugnete, ſowie die Spitzfindigkeit des brahminiſchen Kultus mit Füßen trat, öffnete er allen die Pforten der Erlöſung.

„Du bist selbst Zeuge gewesen, wie unsere Heiligen, sogar der gerechte Taschi-Lama, Kaisersöhnen, Fürsten, Bettlern und Krüppeln ihren Segen nach verschiedenem Maße schenken. Vor Buddha galt ein Landstreicher soviel wie ein König. Die Lampen, die die Hohen der Erde zu seiner Ehre anzündeten, erloschen. Die Lampe aber, für die eine arme Frau ihr letztes Scherflein geopfert hatte, brannte die ganze Nacht mit helleuchtender Flamme.

„Gautama Buddha lehrt, daß der Kreislauf von Geburt und Tod ein Unglück, und daß die Welt der Menschen ein bodenloser Abgrund von Elend ist. Mit ausgestreckten Händen greifen sie nach dem, was sie nicht besitzen, und wenn sie es errungen haben, gewährt es ihnen kein Glück, nur Enttäuschung und Kummer. Alles ist eitel und leer. Nichts besteht, alles vergeht. Alles ist Wechsel, Leiden und Kummer.

„Auch der Leib des Menschen wandelt sich beständig; er ist ohne Wirklichkeit, das Gewächs eines Augenblicks in der unermeßlichen Zeit. Das Leben ist wie das Bild im Spiegel. Es schwindet wie der Blitz am Himmel, wie der Schaum auf dem Wasser. Alles geht unter, nichts ist ewig. Erde, Himmel, Hölle, alles wird zunichte und wird erneuert im Ring eines Kreislaufs, dessen Anfang und Ende kein Sterblicher messen kann.

„Nichts ist so böse wie das Dasein selbst. Von seiner Geißel will Gautama, der Büßer aus Sakjas Stamm, die Menschenkinder erlösen. Seine Erlösung führt vom Fluch

der Geburt, der Krankheit, des Alters und des Todes zur Auslöſchung des Ichs, zum Nirwana. Die Seele des Menſchen lebt nicht nach dem Tode, ſie wandert. Lebende Weſen werden geboren und ſterben und werden aufs neue geboren ins Unendliche. Die Seelenwanderung iſt ein Fluch, deſſen Kette von Gautama Buddha geſprengt werden ſoll. Der Menſch, der Kummer, Leiden und Enttäuſchung erntet, hat ſelbſt in einem früheren Leben Eitelkeit, Sünde und Verbrechen geſät. Das einzige, was fortlebt, iſt die Summe ſeiner Taten, der guten und der böſen, das ‚Karma‘, das, was nicht ſtirbt. Betritt daher den Weg, der von der Bosheit der Welt wegführt, den Weg, der zur Freude und Ruhe im Nirwana der Weisheit und des Friedens geleitet!

„Das Leben iſt eine Laſt. Zu leben iſt ein Unglück, das ſich durch die Seelenwanderung beſtändig erneuert. Weder Gebete, noch Opfer, noch Kaſteiung vermögen davon zu befreien und die Pforte zum Nirwana zu öffnen. Bloß wenn er dem Wege folgt, gelangt der Pilger zu vollkommener Befreiung von der Liebe zum Leben und dem Selbſtiſchen, und dieſer Weg ſteht allen offen. Der Weg iſt die Lehre Buddhas, der Weg der vier Wahrheiten. Lehren heißt ‚das Rad des Geſetzes drehen‘, das Rad der vier Wahrheiten.

„Vernimm nun die vier Wahrheiten vom Kummer, ſeiner Urſache, ſeiner Unterdrückung und vom Wege, der zu ſeiner Vertilgung führt! Sind nicht Geburt, Krankheit,

Alter und Tod Zustände voller Schmerzen und Qual? Sind nicht Selbstbetrug, Verlangen, Liebe zum gegenwärtigen Leben und zu einem künftigen Leben Ursachen des Leidens und des Kummers? Unterdrücke die Lebenslust, und du erstickst den Kummer! Wer diesen verächtlichen Durst besiegt, von dem gleitet das Leben ab wie die Wassertropfen vom Lotosblatt. Wer tugendhaft und nachdenkend den Weg wandert, der wird von der Knechtschaft unter dem Versucher Mara, dem Herrn in der Welt der Gelüste, befreit. Böses Verlangen wird aus seiner Seele getilgt, er fühlt nur gerechtes Verlangen für sich selbst, Mitgefühl und Liebe zu den andern. Wer die zehn Verirrungen besiegt hat, Selbstbetrug, Zweifel, Werknechtschaft, Abhängigkeit von äußeren Einflüssen, Haß, Liebe zum irdischen Leben, Sehnsucht nach einem künftigen Leben, Hochmut, Selbstgerechtigkeit und Unwissenheit — der hat allem Kummer ein Ende gemacht.

„Nirwana ist das Ziel der vier Wege. Hast du seine Schwelle überschritten, so wirst du nicht von neuem geboren. Dein altes Karma ist erloschen wie eine Lampe.

„Buddha gebot jedem Sramana oder Bettelmönch, in seinem Sangha oder Orden nach Glück für sich selbst zu trachten und nach Wohlergehen für seine Feinde. Der Sramana soll Mitleid fühlen mit allen Geschöpfen in Not und Bedrängnis, er soll trauern über das Leid seiner Widersacher. Er soll nicht vergessen, daß die Sterblichen, dadurch, daß sie beständig geboren werden, sterben und

von neuem geboren werden, Knechte des Leidens und des Schmerzes sind. Denn also spricht Buddha: Die Seelenwanderung ist wie das Meer. Ihre wandernden Wellen sind Geburten. Der Schaum auf den Wellenkämmen ist der vergängliche Leib. Das jenseitige Ufer ist Nirwana. Wer dahin gelangt ist, wird nie wieder auf das Meer des Sansara, der Seelenwanderung, hinausgestoßen werden.

„Und Buddha sagt: Niemals in dieser Welt wird Haß mit Haß erstickt. Haß wird mit Liebe erstickt. Laßt uns also glücklich leben, ohne die zu hassen, die uns hassen. Laßt uns frei von Haß leben unter Menschen, die hassen.

„In Buddhas Augen besaß der Tod keine Macht. Durch den Tod ging der Weg in den großen Frieden. Die Trauer um die Toten war irdisch. Wir müssen uns von den Fesseln des Lebens befreien, um Nirwana zu erreichen.

„Vernimm diese Erzählung von einem reichen Kaufmann, der zu Buddhas Zeit in einer indischen Stadt lebte. Er hatte mehrere Sklaven. Seine Tochter Kisagotami verliebte sich in einen von diesen, und er erwiderte ihre Liebe. Sie flohen weit weg, bis sie es wagten, sich in einer Stadt niederzulassen und mit dem Geld, das sie mitgenommen, Handel zu treiben. Sie gebar ihm einen Sohn. Nach einiger Zeit zogen sie weiter, aber in einem großen Wald mußten sie rasten; denn sie war im Begriff, noch einem Sohn das Leben zu schenken. Der Mann baute eine Hütte für sie. Eines Abends, als er weggegangen war, um im Walde Holz zu schlagen, wartete

sie vergebens auf seine Rückkehr. Voller Angst ging sie bei Tagesanbruch ihn suchen und fand ihn tot im Walde, von einer giftigen Schlange in die Ferse gestochen. Kummer im Herzen, brach sie auf, um Menschenwohnungen aufzusuchen. Sie trug den Neugeborenen auf ihrem Arm und führte den Erstgeborenen an der Hand. So kam sie an einen Fluß. Er war so tief, daß sie nicht beide Kinder auf einmal hinübertragen konnte. Deshalb ließ sie den Ältesten zurück und hieß ihn warten, bis sie zurückkehrte. Mit dem Neugeborenen watete sie durch den Fluß und legte ihn unter einen Baum. Dann kehrte sie ans Ufer zurück, um den ältesten Knaben zu holen; als sie aber in die Mitte des Flusses kam, hörte sie in der Luft ein gewaltiges Brausen, sie wandte sich um und sah einen großen Adler auf den Kleinen herabstoßen und ihn in seinen Klauen entführen. Ihr verzweifeltes Schreien half nichts. Sie kehrte also um, um den ältesten Knaben zu holen. Als der aber ihr ängstliches Rufen gehört hatte, hatte er geglaubt, sie rufe ihn, und er war in den Fluß ihr entgegengelaufen. Er war nicht weit gelangt, als die Strömung ihn ergriff und ihn eilig ins Meer hinaustrug.

„Vor Kummer dem Tode nahe, beschloß die Frau, ihren Vater aufzusuchen und seine Verzeihung zu erlangen. Als sie durch das Tor ihrer Vaterstadt wankte, begegnete ihr ein prachtvoller Leichenzug, und sie fragte, wer der Tote wäre. Und da man ihr den Namen ihres Vaters nannte, fiel sie zu Boden, des Lichtes ihres Verstandes

beraubt. Ein Bettelmönch erbarmte ſich ihrer in ihrem Leid und Elend und bewog ſie, zu Gautama zu gehen.

„Nachdem ſie den Einſiedler gefunden hatte, ſagte ſie: ‚Herr und Meiſter! Weißt du ein Mittel, mir die wiederzuſchenken, die ich geliebt habe?‘ — ‚Ja‘, antwortete er. — ‚Welche Kräuter ſoll ich holen, damit du die Meinen ins Leben zurückrufen kannſt?‘ — ‚Ich brauche einige Senfkörner‘, antwortete Gautama. Schon wollte die Frau voller Freude forteilen, um ſie zu holen, als der Meiſter hinzufügte: ‚Du mußt ſie aus einem Haus holen, in dem weder ein Sohn, noch eine Tochter, noch ein Schwiegerſohn, noch ein Vater, noch eine Mutter, noch ein Sklave geſtorben iſt, ſonſt haben ſie keine Wirkung.‘ — ‚Gut‘, antwortete ſie und eilte fort. Im erſten Haus wurde ihr auf ihr Klopfen freundlich geantwortet: ‚Hier haſt du Senfkörner.‘ Als ſie aber fragte, ob ein Sohn, eine Tochter, ein Schwiegerſohn, ein Vater, eine Mutter oder ein Sklave in dem Hauſe geſtorben wäre, erhielt ſie die Antwort: ‚Weib, was ſagſt du! Der Lebenden ſind wenige, der Toten ſind viele!‘ In andern Häuſern hieß es: ‚Ich habe einen Sohn verloren. Wir haben unſere Eltern verloren. Mein Sklave iſt geſtorben.‘ Wie ſie auch ſuchte, nie fand ſie ein Haus, in dem niemand geſtorben war. Betrübt wendete ſie ihre Schritte zurück zur Hütte des Meiſters.

„‚Nun,‘ fragte er, ‚haſt du einige Senfkörner gefunden?‘ — ‚Nein‘, antwortete ſie. ‚Sie ſagen, der

Lebenden seien wenige, der Toten viele.' Nachdem er der Frau den tiefen Sinn seiner Lehre erklärt und ihr gezeigt hatte, wie eitel alle irdischen Dinge seien und wie vergänglich das Leben, suchte sie Trost in seinem Gesetz und betrat den ersten der vier Wege, die nach Nirwana führen."

Der alte Prior schloß die Augen und verstummte. Die Anstrengung hatte die letzten Kräfte des Sterbenden erschöpft. Nach einer Weile vermochte er nur noch zu flüstern:

„Vieles hätte ich dir noch zu sagen. Doch ehe der neue Tag anbricht, bin ich bereits an das jenseitige Ufer des Sansara-Meers gelangt. Laß dich nicht von dem Glanz verwirren, der im fernen Süden in den gewaltigen Tempeln schimmert. Wer den Weg der vier Wahrheiten wandert und das Rad des Gesetzes dreht, braucht keine äußerlichen Gebärden und kein Getöse von Pauken und Zimbeln. Das Licht, das deinen Weg erhellen soll, muß in deiner eigenen Seele brennen. Folge Buddhas Lehre, und Nirwana wird auch dich in seinen Schoß aufnehmen!"

Wieder verstummte er. Nach einer längeren Pause erwachte er von neuem, und seine Augen leuchteten, als er sprach:

„Schaffe meinen toten Leib nicht den langen Weg nach Taschi-lunpo, wo der Taschi-Lama träumt unter dem goldenen Dach seiner Pagode! Der Leib ist nicht mehr als das Gras, das auf dem Felde welkt. Meine Seele wird in Nirwana ruhen. Meine Taten, Karma, werden niemals untergehen. Trag meinen vergänglichen Leib auf

den dreigipfligen Berg hinauf. Von dem mittelſten Gipfel geht ein felſiger Höhenzug aus. Such, bis du eine Platte findeſt, die der Wind von Schnee reingefegt hat und die ſich ſchroff neben einem blauſchimmernden Gletſcher erhebt. Lehne mich, aufrecht ſitzend, an eine ſenkrechte Granitwand und laß in meinem Schoße das Bild Sakjamunis zurück, deſſen Bronzegeſicht im Schein der Lampen in Wüſten und Gebirgen mein Zelt erhellt hat. Dort laß mich zurück! Denk nicht an lange Totengebete! Für meinen Leib iſt eine Stunde mehr als genug. Laß die ſehnſüchtigen Pilger nicht warten! Stürme werden ſchönere Meſſen ſingen vor meinem ſchneegekrönten Thron. Wende mein Geſicht nach Oſten, damit die Sonne meine eingetrockneten Züge beſcheint. Ich will unter einem Thronhimmel von Eis ſitzen und den Weg überſchauen und den Zug der Pilger ſegnen."

Wieder verſtummte er. Sein Atem ging kurz und ſchnell. Seine linke Hand bewegte er, als hielte er die Klingel beim Gottesdienſt. Der erlöſchende Blick irrte ſuchend umher. Das Bewußtſein trübte ſich und floh. Nur gebrochene, verworrene Worte kamen noch über ſeine Lippen. Geſpannt lauſchte Tſangpo, um ſeine Gedanken zu erfaſſen.

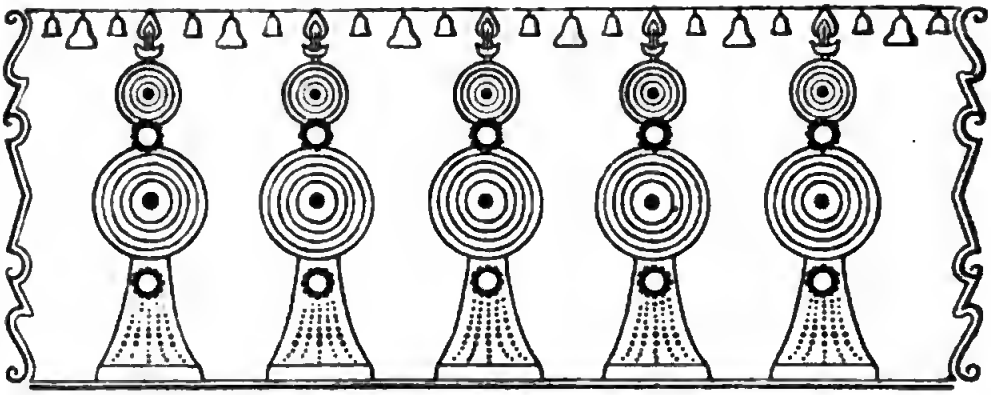
„Marpo-gumpa, der rote Tempel! — Suche den roten Tempel — niemand hat ihn geſehen — im Herzen von Tibet — zwiſchen hohen Bergen. Einen Monat nach Weſten, einen Monat nach Südweſten — im Karawanen-

tempo. — Die armen Nomaden — niemand denkt an sie — geh zu den Nomaden.“

Dann verstummte er für immer. Der Prior war tot.

Nachdem Tsangpo Lama sich neben ihm ausgeweint hatte, ging er ins Zelt der Mönche. Sie saßen, Gebete murmelnd, an ihrem Feuer. Schagdur Lama, Tundup Lama und ein dritter Bruder begaben sich an das Sterbelager, um die Nacht über für den Toten zu beten. Es ging kein Wind, die Luft war klar, und silberweiß schien der Vollmond. In feierlichem Rhythmus sangen und beteten sie ohne Unterlaß, und der Klang ihrer kummerschweren Worte drang bis zu den nächsten Zelten. Da wußten die Pilger, die noch wach waren, daß jetzt der alte Prior gestorben und seine Seele im Nirwana war.

Tsangpo Lama aber verblieb im Zelte der Mönche, wo er, in seinen Schafpelz gehüllt, sich zur Ruhe legte. Es war sein letzter Schlaf bei den Pilgern.



Bei Tagesanbruch stand Schagdur Lama vor dem Zelte des Toten und stieß in das Schneckenhorn. Die Mönche versammelten sich um den alten Prior, der, steinhart gefroren, auf übereinandergeschlagenen Beinen dasaß, die Hände auf den Knien, den hocherhobenen Kopf mit einer bunten achtzackigen Krone geschmückt.

Eine lähmende Kälte herrschte. Die ganze Natur lag stumm in Erstarrung. Kein Lüftchen regte sich. Die pyramidenförmigen Spitzen des dreigipfligen Berges hoben sich schneeweiß von dem Hintergrund der nach Westen fliehenden Nacht ab. Leichte Rauchwolken schienen sie zu umschweben; aber niemand konnte sagen, ob es Wolken waren oder treibender Schnee.

Die Stille wirkte feierlich und beklemmend. Alle Pferde, Jake und Kamele der Karawane waren auf einen nahen, nach Süden abfallenden Hang getrieben, wo sie von bewaffneten Männern und Hunden bewacht

wurden. Die Pilger waren, von den Tönen des Schneckenhorns geweckt, zum Zelte des Toten geeilt und verharrten dort in andächtigem Schweigen.

Auf den drei pyramidenförmigen Gipfeln erglomm purpurne Glut, und der neue Tag hielt seinen Einzug. Langsam drangen die Lichtstreifen die Seiten des Berges hinab über verschneite Firnbecken und Felsenkämme. Sie glitzerten wie riesige Saphire auf den schroffen, senkrechten, blauschimmernden Gletscherwänden. Am Fuß einer aus Moränenschutt und verwitternden Blöcken aufragenden schwarzen Felsspitze befand sich der Thron des Priors. Dort sollte sein toter Leib der unerbittlichen Vernichtung verfallen.

Die Sonne stieg im Osten über die Berge und sandte ihre Strahlen auf das ganze öde Land herab. Nur die Täler und die nach Westen abfallenden Hänge lagen noch in tiefem Schatten. Einen so strahlend klaren Tag wie diesen, einen so fleckenlosen Himmel hatten die Pilger seit ihrer Ankunft im tibetischen Hochland noch nicht erlebt. Offenbar empfingen die mächtigen Geister des gewaltigen Schneegebirges den nahenden Gast mit Milde und Wohlwollen.

Die Sonnenstrahlen hatten kaum das Sterbezelt erreicht, als das Trauergefolge schon aufbrach. Es bestand nur aus den vier Mönchen der Tsacharen und aus Schagdur Lama, Tundup Lama und Tsangpo Lama. Die Filzdecken am Eingang wurden beiseitegeschoben

und eine einfache, aus Zeltstangen gezimmerte Bahre herausgetragen. Darauf saß der alte Prior von Jehol mit abgezehrten, eingefallenen Gesichtszügen und halbgeschlossenen Augen, in seinem kirschroten Priestergewand, die Krone auf dem Haupt.

Tsangpo Lama mußte an den edeln Glaubensfürsten denken, den er aus dem Gelben Tempel hatte heraustragen sehen, als er seine letzte Fahrt über dasselbe Gebirge nach den Klosterhöfen von Taschi-lunpo antrat. Ein deutliches Gefühl sagte ihm, daß die Grabkapelle des Priors, die ihre schneebedeckten Granitpagoden in majestätischer Höhe und Einsamkeit erhob, eine würdigere Ruhestätte war als irgendein von Menschenhänden errichteter Tempel. Wohl hatte er gehört, daß das Dach über dem Grabe des Taschi-Lama mit Goldplatten gedeckt sei. Aber diese glasklaren, durchsichtigen Eismassen, diese weißen Schneefelder, die wie Baldachine über die irdischen Überreste des Priors ausgespannt waren! Und diese feierlichen Totengesänge, die der Sturm bald vor seiner Ruhestätte anstimmen wird! Heute wird der alte Mönch seinen Einzug in einer Stadt halten, deren Grundmauern bis ans Ende der Zeiten unerschütterlich feststehen werden.

Vier von den sieben Lamas hoben die Bahre und begannen ihre Wanderung nach dem Teil des Berges, der zur Grabstätte ausersehen war. Die drei andern schritten gesenkten Hauptes hinterdrein. Bei der schneiden-

den Kälte waren alle in Schafpelze gehüllt. Jeder trug für den Rückweg einen Beutel Tſamba am Gürtel. Es konnte nicht weit ſein. Gleich nach Mittag wurden ſie zurückerwartet.

Aber die Lamas waren Mongolen. Von Kindesbeinen an waren ſie gewohnt, in den Steppen des Graslands Entfernungen abzuſchätzen. In den wilden Bergen mit ihrem gigantiſchen Bau lagen die Verhältniſſe anders. An ſtillen wolken- und ſchneeloſen Tagen war die Luft unendlich rein und klar, und auch wenn man mehrere Tagemärſche von einem Berg entfernt war, konnte man die feinſten Einzelheiten an ihm erkennen. Die ſchwindelnde Höhe wirkte auch auf die Atmung. Der Luftverdünnung ungewohnt, bekamen ſie bald Atemnot und mußten immer häufiger raſten.

Einen klarern Begriff von der Länge des Wegs erhielten ſie erſt, als ſie einen runden Bergrücken erklommen hatten und ſahen, daß ein breites, von einem vereiſten Fluß durchzogenes Tal ſie noch von dem Fuß des dreigipfligen Berges trennte. Der Waſſerlauf war einer der Quellflüſſe des Jangtſekiang. Solange ſie ins Tal hinabſtiegen, fühlten ſie es wie eine Erleichterung. Über das Eis gingen ſie vorſichtig, um nicht auszugleiten. Jenſeits ging es zwiſchen Geröll und Steinblöcken ſchroff bergan, und nun wurden ihre Kräfte auf eine harte Probe geſtellt.

Der Tote war ſo hart gefroren, daß er ausſah wie aus Holz geſchnitzt. Aber er ſchwankte und kippte auf

der Bahre und einmal fiel er kopfüber ins Geröll. Da nahmen zwei Brüder ihre Leibgürtel ab und schlangen sie um die Knie des Priors und die Bahre. Nun saß er still, und sie brauchten nicht mehr so vorsichtig Gleichgewicht zu halten wie bisher.

Noch hatten sie ein gutes Stück Wegs bis zum ersten Schnee. Mit schweren, kurzen Schritten stiegen sie langsam bergauf, der Reihe nach im Tragen abwechselnd. Da die Pelze sie hinderten, zogen sie sie aus und ließen sie im Geröll liegen. Immer länger wurden die Rasten. Die Zeit verging. Die Sonne hatte bereits ihre Mittagshöhe überschritten. Müde stellten sie die Bahre auf den Abhang und holten die Beutel mit Tsamba hervor. Sie sprachen kein Wort. Alle hatten sie dasselbe Ziel. Alle richteten ihre Gedanken und Blicke auf die schwarzen Felsspitzen an der Nordseite des mittleren Gletschers. Diese Stelle hatte der Prior noch am letzten Abend als seine Ruhestätte bezeichnet. Wurde sein letzter Wunsch nicht erfüllt, so schickten die Berggeister erstickenden Schneesturm auf die Ungehorsamen herab. Und welche Geister mußten nicht in diesem Berge hausen! Je müder die Mönche wurden, um so größer wurde ihre Ehrfurcht vor diesen Wesen, deren Gewalt und Macht unfaßbar sein mußte. Vor Abend konnten sie nicht zum Thron des Priors hinaufgelangen. Dann kam die Nacht und die Geisterstunde.

Wieder waren die Tsacharenlamas an der Reihe.

Die drei andern gingen voraus. Als die Träger mit der Bahre weit zurückblieben, machte Tsangpo mit seinen Kameraden aus Jehol halt und wartete. Schagdur Lama warf sehnsüchtige Blicke auf das Lager zurück. Die Zelte waren nicht zu erkennen.

„Glaubst du, daß wir uns zurückfinden werden?“ fragte er Tsangpo.

„Ja“, antwortete dieser. „Wir haben bloß den vereisten Fluß zu überschreiten und dann den flachen Höhenrücken.“

„Aber die Nacht wird uns bald überraschen.“

„Wir haben heute abend Vollmond. Die Nacht wird keinen Augenblick finster sein — wenn nicht etwa Schneesturm kommt.“

„Das Wetter sieht unsicher aus. Der Himmel ist im Westen rot.“

„Du kannst sicher sein,“ sagte Tsangpo, „daß die andern nicht vor unserer Rückkehr aufbrechen. Wie ich meinen Verwandten, den Tscharenhäuptling, kenne, schickt er uns jetzt schon Pferde, Proviant und Brennstoff entgegen. Die Tadschinurmongolen, die sich im Gebirge auskennen und die wir hätten um Rat fragen sollen, werden ihn darüber aufklären, daß die Entfernung größer ist, als wir geglaubt haben, und daß wir erst zurück sein können, wenn die Nacht vorüber ist.“

Sie rasteten auf ein paar flachen Steinblöcken. Keine Spur von Leben war zu entdecken, kein Moos, keine

Flechte. Nur Stein, Geröll, Felsen, Moränen, Schnee und Eis.

In einiger Entfernung unter ihnen mühten sich ihre Kameraden mit dem Toten, der bei jedem Schritt auf der Bahre nickte und kippte. Die roten Mönchsgewänder hoben sich scharf von dem grauen Gestein ab. Um die Steigung zu erleichtern und sie überwinden zu können, gingen sie im Zickzack. Hier und da mußten sie um gewaltige Blöcke und hochragende Felsspitzen herum Umwege machen. Zuweilen glitten sie in dem Geröll ein paar Schritte zurück. Es war gut, daß der Prior an der Bahre festgebunden war; sonst hätte er das Gleichgewicht verloren und wäre bis zum Eise hinabgerollt. Und dann hätten die Lamas in das Tal hinabgehen und ihn wieder heraufholen müssen.

Tsangpo und seine beiden Freunde aus Jehol ergaben sich in Geduld. Aber die Tscharenlamas, die mit dem Prior erst bei Wangjefu in Ala-schan bekannt geworden waren, wurden verzagt und ärgerlich, und ihre Selbstbeherrschung nahm in dem Maße ab, wie ihre Müdigkeit sich steigerte. Als sie wieder an einer Wegbiegung haltmachten, um auszuruhen, stellten sie die Bahre rücksichtslos hin und hielten es nicht für nötig, die Leiche vor Stößen zu bewahren. Sich selber warfen sie platt zu Boden. Der Medizinlama, der Tsangpo nach seinem Abenteuer in der Wüste gepflegt hatte, erkühnte sich auszurufen:

„Es ist noch weit bis zu der Felswand dort oben. Ich kann nicht mehr."

„Er ist schwer", antwortete ein anderer.

„Je höher wir steigen, um so schwerer wird er. Bis wir am Ziel sind, ist er wie Blei."

„Was kann das nützen, seine Ruhestätte so hoch oben zu wählen? Die Wallfahrt ist beschwerlich genug, auch ohne unnötige Bergbesteigungen."

„Sei froh, daß er nicht den Gipfel von einem der drei Schneeberge zum Ruheplatz bestimmt hat. Die Absicht war wohl, so hoch hinaufzusteigen, daß er vor Raubtieren sicher ist."

„Hast du den hellgrauen Wolf unten am Eisrand gesehen?"

„Ja, aber er lief ins Tal hinunter, vom Berge weg."

„Er kann wiederkommen. Übrigens kann der Prior noch so hoch sitzen, die Adler kommen doch an ihn heran."

„Das ist Geschwätz! Solange er lebte, war ihm ganz gleichgültig, welches Schicksal einmal seinen vergänglichen Körper treffen könnte. Es ist ihm gleich, ob er von Wölfen aufgefressen oder von Adlern und Geiern zerfleischt wird."

„Sprich nicht häßlich vom Prior", wandte der älteste der vier, ein Graukopf, ein. „Der Tote war ein Kanpo-Lama. Wäre er in seinem Tempel gestorben, so wäre sein Leib eingeäschert worden und seine Asche in einem Tschorten beigesetzt. Sein erlöster Geist sieht und hört uns. Hütet euch vor eitler Rede! Die Berggeister sind

ihm gewogen. Eure Ungeduld kann uns allen ihre Rache zuziehen."

Sie ſtanden auf und ſetzten ihren Weg fort.

Aber nun weigerte ſich der Medizinlama zu tragen. Er blieb liegen. Die Laſt wurde daher für die drei andern noch ſchwerer. Es dämmerte. Die Schatten des Berges wurden länger und ſtiegen ſchließlich im Oſten die nach Weſten gerichteten Abhänge hinauf. Die Sonne ging unter. Die Kälte nahm zu. Zuweilen ertönte in den höheren Regionen ein Knall, wenn ſich eine neue Spalte in einem Gletſcher bildete, oder das Gepolter eines Erdſturzes, wenn ſich unter den Füßen der Wanderer Steine lockerten und im Hinabrollen andere Steine mitriſſen. Heftige Stoßwinde heulten an den Felsvorſprüngen. Rotgelb ging der Vollmond auf, wurde aber weißer und weißer, je höher er ſich über den Horizont erhob. Die Dämmerung war kurz geweſen. Die Beleuchtung änderte ſich. Schwärzer als bisher fielen die Schatten. Nur das Tal in der Tiefe lag in ſo dichtem Dunkel, daß der vereiſte Fluß kaum zu erkennen war.

Tſangpo, Schagdur und Tundup ergriffen die Bahre. Sie ſtrengten ihre Muskeln an, um endlich ans Ziel zu kommen und ins Lager zurückkehren zu können. Nachdem ſie den höchſten Teil des Schutthangs erreicht hatten, konnten ſie den Felskamm des Höhenrückens benutzen, der ſich längs der Nordſeite des Gletſchers erſtreckte. Im Mondſchein leuchtete der Schnee weißer als ſonſt, wüſten-

haft einförmig und mörderisch kalt. An der senkrechten Eiskante aber blinkte der Widerschein der Mondstrahlen.

Noch war es weit bis zum Eis. Sie blieben stehen und verschnauften. Ihre Herzen klopften. Sie nahmen die Bahre wieder auf und kamen wieder ein Stück vorwärts. Steine lösten sich und rasselten mit allmählich verklingendem Lärm ins Tal hinab. Sonst unterbrach nichts die Stille. Der Kamm, auf dem sie gingen, schien bis an den Gletscher heranzuführen. Die Steigung wurde weniger steil. Sie blieben von neuem stehen, um die andern an die Reihe kommen zu lassen und sich zurechtzufinden. Hier oben herrschte heftiger, aber ungleicher Wind. Einige Windstöße brachten ganze Wolken feinen Schneegestöbers mit. Schagdur Lama glaubte im Osten Feuer zu sehen.

„Das ist das Lager", sagte Tsangpo. „Nun haben wir nicht mehr weit. Wir können vor Tagesanbruch zurück sein."

Endlich waren sie am Fuß der schwarzen Felswand angelangt, die neben dem Gletscher aus dem Geröll emporstieg. Hier setzten sie die Bahre zum letztenmal nieder. Unter der Einwirkung des Frostes waren Blöcke verschiedener Größe von der Granitwand abgesprengt und neben ihr niedergefallen. Tsangpo Lama suchte unter ihnen einen mit glatter Oberfläche aus, der für den Prior einen geeigneten Thron abgeben konnte; auf beiden Seiten war der Platz von vorspringenden Schuttkegeln geschützt.

Hierher trugen sie den Toten und setzten ihn so, daß der Rücken am Felsen einen Halt machte und das Gesicht nach Osten gerichtet war, der aufgehenden Sonne und der Pilgerstraße zu. Der Mond beschien jetzt seine bleichen Gesichtszüge. Die Krone wurde ihm auf dem Haupt festgebunden und der Bronzebuddha neben ihn gestellt.

Die sechs Mönche setzten sich in einer Reihe vor ihm hin und lasen noch einmal die Totengebete. Ein heftiger Windstoß fuhr über den Platz. Als die Mantelsäume des Priors im Winde flatterten und klatschten, sah es aus, als lebe und bewege sich der Alte noch. Nicht lange dauerte der letzte Dienst, den sie ihm erweisen konnten. Fast steifgefroren von Kälte und Sturm, standen sie auf, um eiligst ins Pilgerlager zurückzukehren. Erst aber nahmen sie noch die Bahre auseinander, deren Zeltstangen sie als Stöcke benutzen konnten.

Sie waren zum Abmarsch bereit. Noch einen letzten Blick schenkten sie dem Prior. In welch furchtbarer Einsamkeit ließen sie ihn zurück! Aber er war tot. Und am nächsten Morgen sah ihn die Sonne wie einen König auf seinem Thron sitzen. Jetzt hob sich der Schatten seines Profils scharf von der Felswand ab. Der wirbelnde Schnee hüllte ihn ein und schlang ihm ein weißes Tuch um den Hals. Und wenn es erst ordentlich zu schneien anfing, erhielt er ein feines, reines Sterbekleid. Ja, schließlich wurde er so gut eingehüllt, daß die Sonne, die Raubtiere und die Adler ihn erst gewahr wurden, wenn der

Frühling kam, die Schneewehen ſchmolz und ihn vor der öden Einſamkeit enthüllte, wie er auf ſeinem Thron ſaß, die Krone auf dem Haupte.

Als die ſechs Mönche den Abſtieg begannen, hörten ſie im Tale Pferde wiehern. Sie blieben ſtehen und lauſchten.

„Ich habe es ja geſagt, daß man uns Leute entgegenſchicken würde", rief Tſangpo. „Dort hört ihr ihre Pferde. Man ſucht uns."

„Aber warum zünden ſie dann im Tale kein Feuer an?" fragte Tundup Lama. „Ein Feuer könnte uns den Weg zeigen."

„Im Tale gibt's nur Schutt und Eis."

„Sie könnten doch Jakdung aus dem Lager mitgenommen haben."

„Vielleicht ſind ſie eben erſt angekommen und haben noch kein Feuer machen können."

Im ſelben Augenblick kam ihnen der Medizinlama entgegengelaufen. Er ging ſo ſchnell, als ihm die Atemnot erlaubte.

„Was iſt geſchehen?" fragte Tſangpo.

Kaum imſtande, einen Laut hervorzubringen, ſtammelte der Lama:

„Tanguten! — Tanguten!"

„Wo?" fragten ſie.

„Unten am Abhang — im Tale längs des vereiſten Fluſſes. Als ich dort unten lag, halbtot vor Kälte

und Müdigkeit, hörte ich in der Tiefe des Tals Pferdegetrappel und Menschenstimmen. Ich stand auf und versuchte mit meinen Augen das Dunkel zu durchdringen. Nichts war zu sehen. Nach einiger Zeit aber sah ich an drei verschiedenen Stellen dunkle Schatten, wie schwarze Punkte so klein, heraufsteigen."

„Woher weißt du, daß es Tanguten sind?" warf Tsangpo ein.

„Sie haben ihre Pferde im Tal gelassen. In drei Abteilungen kommen sie hier herauf, jede Gruppe vier Mann, alle mit Flinten bewaffnet. Wären es Leute von uns, hätten sie durch Feuer, Flintenschüsse oder Rufe Signale gegeben. Zuweilen sah ich ihre Waffen im Mondschein blitzen. An die Berge gewöhnt, klettern sie schneller als wir. Der Schutthang, den wir heraufgekommen sind, ist, wie wir gesehen haben, zu beiden Seiten von schroffen Felsen eingefaßt. Für uns gibt es keinen andern Weg als den, den wir gekommen sind. Und gerade diesen Weg kommen die Tanguten herauf."

„Om mani padme hum", murmelte der alte Lama. Die jüngeren schlotterten vor Kälte und Furcht. Tsangpo sah sich um, ob irgendwo Möglichkeit wäre, nach einer andern Richtung zu entkommen. Aber schroffe Felsen und senkrecht eingeschnittene Schluchten versperrten jeden Ausweg.

„Wir wollen bis zur Felswand dort draußen schleichen; dort haben wir freie Aussicht über den Abhang", schlug der Medizinlama vor.

Dort angelangt, sahen sie, daß die Tanguten schon die Hälfte des Wegs gekommen waren.

Nachdem ein ganzer Wintertag ungewohnterweise ohne Sturm und Wolken vorübergegangen war, setzte der Westwind von neuem ein. In donnernden Fällen brauste er die Schroffen hinab. Ganze Wolken wirbelnden Schnees fegte er mit, die zuweilen alles ringsum verhüllten. Der Mond verschwand von Zeit zu Zeit hinter schwarzen Wolken, die mit furchtbarer Schnelligkeit wie lange Schiffe über den Himmel segelten. Sie wurden dichter, drängten sich zusammen, häuften sich, und bald kam nur für einzelne Augenblicke ein Schimmer des Mondes zum Vorschein. Noch etwas später war der ganze Himmel ein einziges dichtes Wolkendach, und ein schwarzer Schleier breitete sich über das Land. Ein Schauer runder Hagelkörner prasselte gegen Felsenplatten und Klippen, die seit Jahrtausenden vom Sturm gepeitscht und vom Wind zerfressen wurden. Die Mönche drängten sich unter einem riesengroßen überhängenden Block dicht zusammen. Etwas abseits hockte der Medizinlama und fragte:

„Unten im Lager gibt es Silber, Jake, Schafe, Pferde und Kamele. Was wollen sie von uns armen Lamas, die nichts anderes besitzen als die Kleider, die wir auf dem Leib tragen? Und wie ist es möglich, daß sie uns in dieser unwegsamen Öde auffinden konnten?"

„Das will ich dir sagen, Bruder", antwortete Tsangpo Lama. „Weder dir noch den andern Mönchen wollen die

Tanguten zu Leibe — nur mir, keinem ſonſt. Und warum? Weil ich der Sohn eines reichen Fürſten bin. Auf dem Blauen See wurde mir klar, daß ſie mich fangen wollten, um ſpäter für meine Befreiung ein fürſtliches Löſegeld zu verlangen. Ich überliſtete ſie am Strand, lockte einige auf das Eis, das nicht trug, und rettete mich auf einem ihrer Pferde. Ich ſah und hörte, wie wütend ſie waren, als ich ſie geprellt hatte. Seit jenem Tag wußte ich, daß ſie mich nicht aus den Augen laſſen würden. Im Hochgebirge haben wir in der Ferne faſt täglich tangutiſche Reiter auftauchen ſehen. Auch wenn ſie ſich nicht zeigten, haben ſie uns verfolgt und beobachtet. Geduldig haben ſie ihre Zeit abgewartet. Heute nacht iſt ihre Stunde gekommen. Es war leichtſinnig von uns, ohne Begleitmannſchaft hier heraufzugehen."

„Wie konnten ſie wiſſen, daß wir mit der Leiche des Priors auf den Berg hinauf wollten?"

„Sie haben doch Augen! Sie haben die Sänfte geſehen, die Tag für Tag getragen wurde, und konnten ſich denken, daß ein vornehmer Mann krank war. Einen gewöhnlichen Pilger trägt man nicht in einer Sänfte, ſelbſt wenn er todkrank iſt; er wird auf ſeinem Kamel feſtgebunden. Ich behaupte, ſie haben ermittelt, daß der Kranke ein Lama war — das merkten ſie an den Poſaunen und Schneckenhörnern, und vor allem geſtern nacht an dem Gemurmel der Totengebete. Da wußten die Tanguten, daß der verſtorbene vornehme Lama an einen ge-

schützten Platz getragen werden würde und daß alle Mönche, die im Zuge waren, ihm das Geleit geben würden. Und sie wußten auch, daß ich darunter war."

Der Hagelschauer ließ nach. Nun sah man die schleichenden schwarzen Schatten auf der weißen Decke über dem Geröll ganz in der Nähe. Tsangpo Lama flüsterte:

„Wäre ich allein, würde ich zu fliehen versuchen, am Thron des Priors vorüber, die Schneefelder und Gletscher des unwegsamen Gebirges hinauf. Da aber niemand von euch mich zu begleiten vermag, ist es meine Pflicht, hier zu bleiben und mich gefangen zu geben. Euch lassen sie laufen, wenn sie nur mich bekommen. Sagt dem Häuptling, meinem Stammverwandten, daß meinetwegen der Pilgerzug nicht einen Tag aufgehalten werden darf."

Kaum hatte Tsangpo geendet, als ein Mann, die Flinte auf dem Rücken, den Säbel in der Faust, an der untern Ecke des Blocks zum Vorschein kam. Tsangpo stand auf und ging ihm ruhig einen Schritt entgegen. Der Mann war so verdutzt, daß er beinahe hintenüber gefallen wäre und den Säbel hoch riß. Er hatte vier andere bei sich, die einer nach dem andern zwischen den Blöcken auftauchten. Sie stimmten das übliche wilde Kampfgeheul an.

„Wen sucht ihr?" fragte Tsangpo Lama auf tibetisch.

Als sie sahen, daß die sechs Mönche, die immer noch zusammengekauert unter dem Blocke saßen, halbtot vor

Schrecken und obendrein unbewaffnet waren, faßten sie Mut und berieten sich flüsternd. Dann antwortete der erste Tangute:

„Wir suchen Tsangpo Lama."

„Der bin ich. Ich ergebe mich euch. Aber die andern laßt gehen."

„Führst du hier das Kommando oder ich? Es ist nicht die Absicht, einem von euch den Hals abzuschneiden. Folgt uns ins Tal hinab, ohne zu mucken. Unterwegs könnt ihr eure Pelze mitnehmen, die ihr habt liegen lassen. Wer den geringsten Versuch macht, zu fliehen, wird auf der Stelle erschossen. Also vorwärts, ihr roten Vampire! Und beeilt euch! Unten haben wir Pferde für euch. Heute nacht habt ihr einen langen Weg vor euch. Bildet euch nicht ein, daß eure Mongolenfreunde dort unten im Lager euch Hilfe schicken können. Wir finden uns hier besser zurecht als ihr elenden Pilger. Sie werden hohes Lösegeld zu zahlen haben, besonders für Tsangpo Lama, der unsere Stammverwandten auf dem Eis des Tso-ngombo überlistet hat."

„Om mani padme hum, om mani padme hum", murmelte der alte grauköpfige Lama mit zitternder Stimme.

„Schweig, du alter Fuchs!" rief der erste Tangute, offenbar der Häuptling der Bande.

Der Wind steigerte sich zum üblichen heftigen Wintersturm. Es war, als würden unsichtbare Streitwagen auf eisenbeschlagenen Rädern von geflügelten Pferden in

rasender Eile über Klippen und Blöcke gezogen. Ein betäubendes Getöse ging über die Erde weg. Immer dichter fiel der Schnee und wirbelte in weißen Schleiern um die Berghänge und über die Kämme. Die mongolischen Mönche und die tangutischen Wegelagerer waren dem Ersticken nahe. Sie krochen zusammen, senkten die Köpfe und hielten die Arme vors Gesicht. Inmitten des Getöses befahl die Stimme des Häuptlings:

„Feuert die vereinbarten zwei Flintenschüsse ab, damit die Unsern, wenn sie sie in diesem Wetter hören, wissen, daß wir unsere Beute in sicherer Verwahrung haben!“

Zwei Flintenschüsse knallten. Sie gingen im Brausen des Sturms unter. Der Häuptling erteilte den Seinen einen Befehl. Ein Tangute marschierte an der Spitze des Rückzugs. Hinter ihm die sechs Mönche, die zwischen den Blöcken vorwärtsgestoßen wurden, dann Tsangpo Lama, zum Schluß der Häuptling. Die übrigen Tanguten begleiteten den kleinen Zug zu beiden Seiten.

Langsam ging es zwischen den überschneiten Blöcken und auf dem tückisch gleitenden Schutt bergab. Bald trat der eine, bald der andere in ein schneegefülltes Loch zwischen den Steinen und fiel hin. Auf den schroffen Schutthängen rutschten sie abwärts und konnten sich kaum halten. Die Mönche waren schreckgelähmt und dachten nicht an Flucht. Tsangpo Lama hatte beständig wenigstens zwei Tanguten auf den Fersen und widerstand der

Verſuchung zu fliehen, da dies den andern teuer zu ſtehen gekommen wäre.

Aus dem Schneetreiben tauchten fünf neue Schatten auf, die zweite Abteilung der Wegelagerer, bald darauf die dritte. An der Stelle, wo die Gefangenen ihre Pelze zurückgelaſſen hatten, wurde kurze Raſt gehalten. Sie durften ihre eingeſchneiten Kleidungsſtücke ausſchütteln und anziehen. Unterdeſſen teilte der Häuptling neue Befehle aus. Zehn Tanguten ſollten die ſechs Mönche ins Tal hinabführen, wo Pferde bereitſtanden. Etwa zehn Schritt höher oben am Rande des vereiſten Fluſſes wartete ein Mann mit dem Pferd des Häuptlings und fünf andern.

Als die Schar im Talgrund angekommen war, teilte ſie ſich.

Der Häuptling und ſeine vier Begleiter führten Tſangpo Lama links talaufwärts. Die andern zogen mit ihren Gefangenen rechts talabwärts. Alle kannten die Schleichwege, auf denen ſie das Lager der Pilger und ihre ſtarke Eskorte umgehen und — mit einem Abſtecher nach Norden — nach Hauſe zu ihren Zelten und Tälern gelangen konnten.

Als der Häuptling mit ſeinen Leuten bei den harrenden Pferden angekommen war, wurde Tſangpo Lama befohlen, eins zu beſteigen, ein kleines, langhaariges, lebhaftes, ſehniges Gebirgspferd. Tſangpo bemerkte, daß ſie den Sattelgurt mit aller Kraft anzogen, die Zügel vom Zaum losmachten und eine ziemlich lange Leine an der Halfter

festknüpften. Sein Pferd sollte also von einem tangutischen Reiter geführt werden. Sobald er in den Sattel gekommen war, wurden seine Füße unter dem Bauch des Pferdes mit feinen, weichen, zähen Lederriemen zusammengebunden. Damit wurde er der Möglichkeit beraubt, in einem unbewachten Augenblick sich aus dem Sattel zu werfen und im Schutz des Schneetreibens die Flucht zu versuchen. Obendrein wurden ihm die Hände auf den Rücken gebunden und das Messer, das er im Gürtel trug, abgenommen. Die Reiter hinter ihm waren dafür verantwortlich, daß er sich nicht losmachte.

„In die Sättel!" rief der Häuptling, „und vorwärts!"

Es waren fünf Tanguten. Denn der Mann, der die Pferde gehalten hatte, schloß sich der größeren Abteilung an, die etwas weiter unten sich marschbereit machte. Der Häuptling ergriff selbst die Leine, um stets sicher zu sein, daß der kostbare Gefangene in seiner Gewalt war. Die andern vier sollten neben und hinter ihm reiten.

In dichten Wolken fegte der Schnee durch das Tal, dessen Seiten die Stärke des Windes dämpften.

Eben wollte die Schar aufbrechen. Da knallten jenseits des Eisbettes drei Flintenschüsse. Einer von den fünf Tanguten warf den Kopf zurück, streckte die Arme in die Höhe und fiel mit einem Schrei zu Boden. Im selben Augenblick hallten mehrere Schüsse weiter unten im Tal wider, wo sich die größere Reiterabteilung befand.

Neue Schüsse knallten. Wildes Kampfgeheul erklang. Einige Beipferde der Tanguten kamen auf dem vereisten Fluß dahergesprengt, daß die Eissplitter spritzten. Tsangpo erfaßte sofort den Zusammenhang. Die Begleitmannschaft der Mongolen war angelangt. Einen Augenblick zu spät!

Was aber die Achtsamkeit der Mongolen erklärte, erfuhr er erst mehrere Jahre später. Ein paar Pferde der Pilger hatten sich in der Einöde verirrt. Ein Hirt, der ihren Spuren nachging, hatte zufällig in weiter Entfernung eine Schar von etwa zwanzig Männern gesehen, die mit verschiedenen Last- und Reservepferden langsam die Talsenkung hinabritten, durch die der vereiste Fluß ging. Von dem Gelände verdeckt, hatte er bemerkt, daß sie sich an den Fuß des Abhangs begaben, in dessen oberen Regionen der Thron des Priors stand. Diesen Platz kannten alle Mongolen.

Es war ja eine ihnen allen heilige Grabstätte, unterhalb welcher in Zukunft die Pilger in Andacht niederzuknien hatten. Er hatte auch gesehen, daß die Tanguten in einer Talwindung haltgemacht hatten, die ein Felsvorsprung den Augen der Mönche verbarg. Die Sonne war eben untergegangen, und in der Dämmerung hatte der Hirt die Reiterschar nicht mehr unterscheiden können.

So schnell ihn seine Füße tragen konnten, war er ins Lager geeilt und geradewegs in das Zelt des Häuptlings der Tscharen gestürzt, um zu erzählen, was er gesehen hatte. Es gab große Aufregung. Die wegkundigen

Tadschinurmongolen wurden herbeigerufen und die ganze Begleitmannschaft alarmiert, bis auf eine kleine Anzahl, die zum Schutze des Lagers zurückbleiben mußte. Der Sturm brach los mit Hagel und Schneetreiben. Es brauchte daher nicht zu offenem Kampf zu kommen. Die Mongolen, die seit den Tagen der Großchane an Tapferkeit verloren hatten, konnten die Tanguten aus dem Hinterhalt überfallen. Sie ließen ihre Pferde zurück, deren Wiehern sie hätte verraten können, und schlichen bis an den Rand des Taleinschnitts und dann an den vereisten Fluß hinunter. Sie hörten die Pferde der Tanguten ganz in der Nähe. Sie hörten Rufe und Stimmen, als der Häuptling und seine Leute mit den Gefangenen den Abhang herabkamen. Aber sehen konnten sie in dem dichten Schneetreiben nichts.

Daher kam es, daß bloß drei von den Mongolen unversehens auf die kleine Abteilung stießen, die Tsangpo Lama bewachte. Hinter einem Uferblock verborgen, sahen sie, wie ein Mann auf einem Pferde festgebunden wurde — ein Gefangener also, einer von den Ihren. Die Tanguten waren an ihren Flinten leicht zu erkennen. Die Mongolen feuerten.

Nur ein Schuß traf, ein Tangute fiel tot aus dem Sattel. Da begriffen die andern Mongolen, daß der Kampf begonnen hatte, und schossen auf die Tanguten. In der Meinung, einer beträchtlichen Übermacht gegenüberzustehen, und außerstande, die Lage zu beurteilen, hielten

die Wegelagerer es für das klügste, ſich aus dem Staube zu machen. Sie ſchwangen ſich blitzſchnell in die Sättel und ritten ſpornſtreichs das Tal hinab.

Als der Häuptling in ſeiner unmittelbaren Nähe Schüſſe hörte und einen ſeiner Männer fallen ſah, als auch Schüſſe bei der andern Abteilung erklangen, begriff er, daß er mit ſeinen Reitern in eine ähnliche Falle geraten war, wie er ſie den Mönchen geſtellt hatte. Widerſtand zu leiſten, wo man von der Stärke des Feindes keine Ahnung hatte und die Mongolen gegen hundert Bewaffnete ſein konnten, wäre allzu gefährlich geweſen. Er ſchwankte keinen Augenblick, was er zu tun hatte. Wenn er mit ſeinen drei Reitern und dem Gefangenen entkommen konnte, ſo hatte er doch den Zweck ſeines gewagten Unternehmens erreicht. Er wollte ſchon mit der Zeit auf Schleichwegen nach Oſten in ſeine Heimat gelangen, wo für die Mongolen der Verſuch einer Verfolgung ausſichtslos war. Was machte es aus, daß einer oder vielleicht mehrere von ſeinen Leuten gefallen waren! Die Überlebenden fanden den Weg nach Hauſe.

Deshalb rief er gerade, als der Getroffene aus dem Sattel ſtürzte: „Vorwärts, was das Zeug hält!“, ſtemmte ſeinem Pferde die Hacken in die Weichen und ſprengte das Tal hinauf, Tſangpo Lamas Pferd an der Leine neben ihm; hinter ihm ſeine drei Reiter, die auf das Pferd des Gefangenen die Reitpeitſche niederſauſen ließen.

Der Schneeſturm, der eben noch den Tanguten einen

so schlimmen Streich gespielt hatte, bot ihnen nun Vorteil und Schutz. Kaum hatten die Pferde bei ihrem wahnsinnigen Galopp die Beine gehoben, so waren auch schon ihre Spuren mit Schnee ausgefüllt oder verwischt. Dazu kam das Dunkel der Mitternacht, das der Mondschein bei dem dichten Gewölk nur ganz wenig zu erhellen vermochte.

Was aber taten unterdessen die Mongolen? Sie fragten ihre sechs Mönche aus, die die Tanguten zurückgelassen hatten und die vor Schreck immer noch mehr tot als lebendig waren, trotzdem sie sich allmählich beruhigten, als sie sahen, daß die Gefahr vorüber war. Die Mönche erzählten, wie sie der Räuberbande in die Hände gefallen waren, und daß offenbar der Überfall besonders Tsangpo Lama gegolten hatte. Sie erinnerten sich auch, daß dieser allein zu den Pferden geschleppt worden war, die weiter oben im Tale bereitstanden. Da wurde den Mongolen klar, daß er sich bei der kleinen Abteilung befunden hatte, die talaufwärts geflohen war, als die ersten Schüsse fielen.

Nach kurzer Beratung, und nachdem es geglückt war, einige der tangutischen Beipferde einzufangen, die sich während des Tumults losgemacht hatten, und einige von ihren eignen herbeizuschaffen, wurde beschlossen, daß fünfzehn Mann unter Führung der Tadschinurmongolen das Tal hinaufreiten sollten.

Sie ritten. Sie ritten schnell. Sie ritten die ganze

Nacht. Eine Spur war nicht zu ſehen. Der Schnee wirbelte und fegte. Der Weſtſturm ſchlug ihnen mit ſeiner ganzen Gewalt ins Geſicht. Sie ritten an ſenkrechten Eroſionsterraſſen entlang, von denen der Sturm den pfeifenden Schnee herabblies, daß ſie glauben mochten, unter einem Zeltdach zu reiten.

Dann gelangten ſie an eine Talkreuzung. Das eine Tal kam von Weſten, das andere von Nordweſten. Die Tadſchinur hielten ihre Pferde an und gaben den andern Zeichen, ſtehenzubleiben. Sie ſaßen ab, um den Boden genau zu unterſuchen. In dem weſtlichen Tal war kein Schimmer einer Spur zu ſehen. In dem nördlichen bemerkte ein Mongole an einer Stelle, die von einer faſt überhängenden Terraſſe geſchützt war, im Schnee drei oder vier parallel verlaufende Vertiefungen.

„Hier ſind ſie hinaufgeritten“, ſagte der Mongole. Der Tſacharenhäuptling, der ſelbſt mit geritten war, gab den Befehl, in dieſem Tal weiterzureiten. Sie ſaßen auf. Ihre Pferde liefen in Wolken von Dampf. Hier und da verengte ſich das Tal, und der ganze Grund war vereiſt. Auf dem Eis war keine Spur zu ſehen. Der Schnee lag tief und ſtob um die Pferdebeine wie ſchäumende Wellen. Später erweiterte ſich das Tal wieder. Sie ritten und ritten. Kein Pferdewiehern war zu hören, nur das Toſen des Sturms und das dumpfe Getrappel der eignen Pferde, wenn die Hufe auf den Schnee oder auf reingefegte Schuttbetten trafen.

Der Schneenebel verhüllte jede Aussicht. Es wurde Tag und damit leichter, nach Spuren zu suchen. Rechter Hand ließen sie ein kleines Nebental liegen, das nicht vereist war. Sie zogen im Haupttal weiter. Wieder ritten sie durch einen engen Hohlweg auf festem Eisboden zwischen senkrechten Felsufern. Hier wurde der Wind zu verdoppelter Stärke zusammengepreßt, und die Eisschollen waren daher von Schnee ganz reingefegt. Ein paar Pferde stolperten und fielen.

„Halt!", rief ein Tadschinurmongole und saß ab. Er untersuchte das Eis in seiner ganzen Breite. Es war nun ganz hell geworden.

„Hier sind keine Reiter durchgekommen", sagte er. „Das Eis zeigt nicht eine einzige Ritze."

„Dann müssen sie das von Norden kommende Nebental hinaufgeflohen sein", meinte der Häuptling und fand bei den Wegkundigen Zustimmung.

Die Schar kehrte um und konnte jetzt beobachten, wie schnell die Spur der eignen Pferde verschwunden war. An der Mündung des Nebentals bogen sie links ab und ritten nach Norden hinauf. Nach ein paar Stunden mußten sie haltmachen und die Pferde verschnaufen lassen. Sie waren von Frost und Sturm ganz durchfroren und hatten Schneestaub in den Pelzen.

In abermaliger Beratung erklärten die Tadschinur, die Tanguten, die an den Quellen des Gelben Flusses zu Hause seien, die weit im Osten lägen, müßten früher oder

später dorthin zurückkehren. Und da sie die Täler nach Westen und Nordwesten hinaufgeritten wären, so müßten sie in einem Bogen nach Norden, Nordosten und Osten ausbiegen, um in sicherm Abstand an den Patrouillen der Pilger vorüberzukommen. Die Tadschinur glaubten daher, die Fliehenden seien gerade in dieser Gegend abgebogen und die Verfolger seien auf der richtigen Spur.

Wie es den Mongolen weiter erging bei ihrem aussichtslosen Suchen in einem Labyrinth von Tälern und Nebentälern, zwischen Hügeln und Bergen im heulenden Schneesturm? Wie sie und ihre Pferde Tage und Nächte ohne Proviant und ohne Weide aushalten konnten in dieser mörderischen Kälte? Ob sie, nachdem alles Suchen sich als vergeblich erwiesen und ihre eignen Spuren verweht waren, jemals zu dem Lager zurückfanden, in dem der Prior gestorben war? Unter welchen Verhältnissen die Pilger nach vielen Gefahren und Prüfungen ihre Fahrt fortsetzen konnten? Das ist eine lange Geschichte!

Wir aber dürfen Tsangpo Lamas Spur nicht verlieren.

Es wäre von den Mongolen, Kindern der endlosen Ebenen, zu viel verlangt gewesen, daß sie den Tanguten, einem Gebirgsvolk, an List hätten überlegen sein sollen. Bei den Vertiefungen im Schnee unter der Terrasse waren sie noch auf dem richtigen Weg. Dort waren die vier Tanguten mit ihren Gefangenen geritten. Dann aber? Woraus hätten die Mongolen schließen sollen, daß die

Flüchtlinge etwas weiter oben im Tale, wo die Terraſſe von Wind und Wetter abgerundet war, auf dieſe hinaufritten und dann auf einem Umweg wieder nach dem von Weſten kommenden Tal abbogen? Der Tangutenhäuptling ſah voraus, daß die Mongolen, wenn der Schneeſturm aufgehört hatte und die Pferdeſpuren wieder ſichtbar geworden waren, alle ihre bewaffneten Reiter aufbieten würden, um tage- und wochenlang die Gegend nach allen Richtungen zu durchſuchen. Er war überzeugt, daß die nicht wehrfähigen Männer ſamt den Frauen mit genügender Bedeckung die Reiſe nach den Wallfahrtsorten fortſetzen, alle andern aber bleiben würden, bis Tſangpo Lama wieder bei ihnen war. Deshalb beſchloß er, mehrere Tagereiſen nach Weſten weiterzuziehen, dann nach Norden und Oſten in ſeine Heimat abzubiegen und von dort aus durch zuverläſſige Geſandte von Erke Norvo Chan das Löſegeld zu erpreſſen, das Tſangpo Lama wohl wert war.

So ritt er denn mit ſeinen Leuten weiter nach Weſten, bis das Tal immer kleiner wurde und ſich ſchließlich in eine Menge kleiner Schluchten auflöſte.

Die Nacht verging, der neue Tag brach an. Tſangpo Lama fühlte ſich am ganzen Leib wie zerſchlagen. Gegen Abend hörte der Schneeſturm auf. Bei Sonnenuntergang führten die Tanguten ihren Gefangenen über einen Paß. So weit der Blick nach Weſten ſchweifte, waren nur verſchneite Flächen und Gebirgskämme zu ſehen.

Die Reiter hielten ihre Pferde an. Nach Osten ausspähend, rief der Häuptling höhnisch:

„Unsere List ist geglückt! Sicherlich haben sie schon vor Tagesanbruch unsere Spur verloren. Wir können ruhig einen geeigneten Lagerplatz aufsuchen. Die Hauptsache ist Feuer. Dörrfleisch haben wir in den Ranzen. Bei Tagesanbruch geht es weiter. Wir müssen so weit nach Westen reiten, daß unsere Verfolger gar keine Möglichkeit haben, unsern Weg ausfindig zu machen."

In langsamem Schritt begaben sich die Tanguten auf die Suche nach einem geschützten Nachtlager.

Tsangpo saß auf seinem Pferde halb betäubt. Die Lederriemen hatten Spanne und Handwurzel wundgerieben. In den Händen und Füßen hatte er alles Gefühl verloren. Der Gedanke, der ihn beherrschte, war das Lager. Mochten sie ihn jetzt behandeln, wie sie wollten — wenn er nur seine Glieder bewegen, sich auf dem Boden ausstrecken und schlafen konnte! Er war halbtot vor Schlaf und Ermattung.

„Aber wartet nur!", dachte er bei sich selber. „Nach der Rast gewinne ich meine Kräfte wieder! Ihr glaubt, daß ich geduldig in eurer Gewalt bleiben werde! Ihr glaubt, ich werde mich wie irgendein Sklave verkaufen lassen! In Gedanken seht ihr schon die Reihen von Silberbarren, die euer Gewinn sein werden. Zählt lieber die Stunden, die wir noch zusammen verbringen werden! Wegelagerer, die fromme Pilger anfallen und plündern,

sind nicht mehr als Raubtiere. Und Raubtiere ausrotten heißt nicht gegen Buddhas Gesetz verstoßen."

Er dachte an die letzten Worte des Priors von den Nomaden und dem Roten Tempel, von der einen Monat langen Reise nach Westen und von der ebenso langen nach Südwesten.

„Ich werde seinem Winke folgen. Einstweilen bin ich auf dem rechten Weg. Ich werde meine Wächter in Sicherheit wiegen. Sobald wir aber den Punkt erreichen, an dem sie nach Nordosten und Osten abbiegen, ist meine Stunde gekommen!"

Noch ahnte er nichts von den wilden Abenteuern und Drangsalen, die seiner in dem weiten wüsten Tibet warteten.

In den Ländern Innerasiens, die den Schauplatz von Tsangpo Lamas Wallfahrt bilden, lebt eine uralte Kunst, deren Formensprache sich unter dem Schutz und im Dienste der Religion des Lamaismus erhalten hat. Als streng kirchlich dient sie der Ausschmückung der Tempel und Klöster, und sie formt die Gegenstände des Gottesdienstes. Maler Curt Eduard Beck in Leipzig hat im Sinne dieser lamaistischen Kunst den Buchschmuck des vorliegenden Werkes einschließlich des Einbandes und des Vorsatzpapiers nach tibetischen, mongolischen und chinesischen Motiven gezeichnet. Stoff dazu boten in reichem Maße die eigenen Reiseberichte Hedins, namentlich die drei Bände des „Transhimalaja", ferner Grünwedel, „Mythologie des Buddhismus" und Emil Schlagintweit, „Buddhism in Tibet"; auch aus Consten, „Weideplätze der Mongolen" wurden Anregungen entnommen.

Dem Werdegang des Helden der Erzählung entsprechend sind eine Anzahl von Kultusgeräten des Lamaismus dargestellt, die der Geistliche beim täglichen Gottesdienst zur Hand nimmt und die den Altar im Tempel und unterwegs auf der Reise schmücken. Wir sehen (S. 274) die Klingel, den Zauberdolch und den Donnerkeil (Dortsche), der auf S. 72 wiederkehrt; auf S. 137 das kunstvoll geschnitzte Schneckenhorn und die Klarinette, mit denen die Lamas zum Gottesdienst rufen. Zum Schmuck des Altars gehören die auf den S. 62, 313 und 314 dargestellten Gegenstände. Ein wichtiges Kultusgerät sind die Gebetmühlen S. 290, die außen auf der Gehäusewand und im Innern auf einem langen aufgerollten Streifen die heiligen sechs Silben Om mani padme hum (O, das

Juwel ist in der Lotosblume) tragen. Dieser Segensspruch, der von den Gläubigen nicht oft genug wiederholt werden kann, wird überall und in allen möglichen Formen angebracht. Er flattert von den flachen Dächern der Klöster (S. 291), er ist mit dem Riesenbild Buddhas in gewaltigen Zügen in Granit gemeißelt (S. 343), er erscheint in Radform (S. 6), und er wird, wie das Einbandbild zeigt, in Gestalt eines Anagramms wiedergegeben, durch welche Form die Kraft des wundertätigen Spruchs erhöht wird.

In die gestaltenreiche Welt der Götterdarstellung führen die Leisten S. 7, 180, 240, 275. Die letztere entstammt einer Holzschnitzerei, die Hedin in der uralten, von Sandstürmen verschütteten Stadt Lou-lan entdeckt hat; in ihr sind Anklänge an die nach Innerasien gedrungene griechisch-römische Kunst zu finden. S. 92 ist ein Burchan, ein Schutzgott, dargestellt, wie er in den Amuletten der Tibeter und Mongolen enthalten ist. S. 189 stellt den schlangenvertilgenden Riesenvogel Garuda dar, und S. 179 gibt ein Bildnis des Reformators Tsongkapa nach einem alten mongolischen Buch wieder. Einer jahrhunderte alten tibetischen Karte sind die Bilder S. 93 und 106 entnommen, die dem Wanderleben der Lamas gewidmet sind. Die Bekrönung der Klostergebäude und Tempel ist durch die Ornamente S. 171 und 344 gekennzeichnet, die Grabkapelle eines Taschi-Lama in Taschilunpo ist durch das Ornament S. 29 ausgezeichnet. Monumentale Grabdenkmäler (Tschorten) erheben sich (S. 170) vor einem Kloster, in kleinerer Ausführung sind sie S. 215 in eine Hauswand eingelassen. Die reiche Ornamentierung der Portale eines Tempels zeigt S. 250. Dem Hausrat eines vornehmen Lamas ist S. 190 entnommen; die beiden Schriftzeichen in der oberen Leiste der

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05506 0167

DO NOT REMOVE
OR
MUTILA